Julius Wolff

Der Sachsenspiegel

X0004502223

Julius Wolff
Sämtliche Werke

Herausgegeben mit einer Einleitung und Biographie von

Joseph Lauff

Erste Serie: „Die Romane"
Band III. Der Sachsenspiegel

Verlag von Paul List in Leipzig

Julius Wolff

Der Sachsenspiegel

Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit

Mit 8 Vollbildern von
F. Schwormstädt

Verlag von Paul List in Leipzig

PT
2583
.W2 A1
1912
Bd. 3.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in andere Sprachen vorbehalten.

Copyright 1912 by Paul List, Leipzig

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Der Sachſenſpiegel

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Etwa drei Pfeilschüsse vom Waldessaum entfernt lag ein einsames Gehöft an der Kreuzung zweier Landstraßen, deren befahrenste mäßig ansteigend in das Harzgebirge hineinführte. Viele von denen, die wegemüd daherkamen, Kärrner und Handelsleute, Reiter und Fußgänger, machten hier halt, um sich und ihren Pferden einige Rast und Stärkung zu gönnen oder auch um für die Nacht Herberge zu nehmen. Denn über dem Eingange zu dem zweistöckigen Hauptgebäude aus Holzfachwerk mit vorspringendem Strohdach hing an einem ausgestreckten, schmiedeeisernen Arm ein Faßreif mit einer darin stehenden verrosteten Blechkanne zum Zeichen, daß dies Haus ein Gasthaus sei. Den gepflasterten Hof dahinter umgaben in weitem Viereck Speicher, Schuppen und Stallungen, und daran schloß sich ein großer, mit einem Lattenzaun umhegter Garten, in welchem unzählige Apfel- und Birnbäume jetzt mit ihrer vollen Blüte prangten.

Von dieser umfangreichen Hofstatt aus hatte man einen freien Blick in die Landschaft, auf eine vieltürmige Stadt mit ragender Kaiserpfalz, auf Dörfer, grüne Ge-

treidefluren und gelbe Rapsfelder und auf Höhen und Hügel mit vereinzelten Warten. Rechts und links zogen ſich zackige Klippen in meilenlang ausgedehnter, aber durch Zwiſchenräume unterbrochener Kette durch die wellige Ebene dahin, und in bläulich dämmernder Ferne erhob der gewaltige Blocksberg ſeinen ſagenumwobenen Gipfel.

In dem Baumgarten befanden ſich feſt eingerammte Tiſche und Bänke, in deren Platten und Bohlen mancherlei Figuren geritzt waren, gotiſchen Runen oder alten ſächſiſchen Hausmarken ähnlich, und etliche Schreibkundige hatten ihren Namen oder nur ſeine Anfangslettern eckig und ungeſtalt eingeſchnitten. Das war das Fremdenbuch des „Gaſthauſes am Scheidewege".

Unter den hunderten von Bäumen fiel ein großer Apfelbaum beſonders auf, an deſſen rundum breit ausladenden Zweigen ſich Blüte dicht an Blüte drängte, einzeln, in Sträußchen und Büſcheln, weiß und blaßrot von wunderbarer Zartheit und Schönheit, daß es eine wahre Pracht und Augenweide war. Dort boten, abſeits von den andern, ein kleinerer Tiſch und zwei Schemel mit bunt bemalten Rücklehnen einen bevorzugten Ruheplatz für vornehmeren Beſuch als die Fuhrleute, Viehtreiber und Krämer waren, die auf den tannenen Bänken beim Biere ſchwatzten und lärmten.

An dieſem Tiſche ſaß bei ſchon ſinkender Sonne ein beſpornter, hochgewachſener Mann, dem man trotz ſeiner ſchlichten Reiſetracht den ritterbürtigen Herrn deutlich genug anſah. Er mochte ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre ſein, und ſeine ernſten, ausdrucksvollen Züge mit der ſchön gemeißelten Stirn zeigten die Spuren angeſtrengter Geiſtesarbeit. Den Ellenbogen aufgeſtemmt, das Haupt mit der Hand geſtützt, ſtarrte er

träumerisch vor sich hin und regte zuweilen die Lippen wie in unhörbar geflüstertem Selbstgespräch. Vor ihm auf dem Tische standen ein Steinkrug und zwei Zinnbecher, und abwechselnd tat er einen Trunk bald aus dem einen, bald aus dem andern, vorher mit beiden leise anklingend.

So hatte er lange in fern schweifenden Gedanken gesessen, als er plötzlich, darin gestört, den Kopf zur Seite wandte und horchte. Er hatte auf der Straße herannahendes Getrappel von acht eisenbeschlagenen Pferdehufen vernommen, das vor der Tür des Gasthauses anhielt, sich bald darauf dem Hofe zubewegte und allmählich verhallte. Es mußten also zwei Reiter gekommen und abgestiegen sein. Das war nichts Ungewöhnliches an diesem belebten Kreuzwege und hatte auch für den Einsamen keine Bedeutung, denn er erwartete keinen Gefährten hier. Dennoch hob ein tiefer Atemzug seine Brust, und wehmütig blickte er auf den leeren Platz sich gegenüber.

Nach einer kleinen Weile erschien ein neuer Gast in dem Baumgarten, sah sich nach einem bequemen Sitz um, stutzte und schritt dann schnell auf den Zweibechermann zu, ihn mit den Worten begrüßend: „Täusche ich mich, oder bist du es wirklich, Eike von Repgow?"

„Graf Hoyer von Falkenstein!" rief der andere aufspringend und dem Ankömmlinge beide Hände entgegenstreckend. „O wie freue ich mich dieses unverhofften Wiedersehens!"

„Du hast Gesellschaft," sagte der Graf, auf den zweiten Becher weisend.

„Nein, ich bin allein," gab der Befragte zur Antwort.

„Allein? ja, was tust du denn hier?"

„Trinken und träumen, Herr Graf! weiter nichts. Der Stuhl ist frei, der Becher aber nicht."

Verwundert schaute Graf Hoyer den Jüngeren an und ließ sich, ohne eine Erklärung der ihm unverständlichen Rede zu fordern, auf dem unbesetzten Schemel nieder.

Er war ein Mann von mittelgroßer Gestalt mit grauem Haar und mochte wohl sechzig Jahre oder mehr auf seinen breiten Schultern tragen. Aus seinem durchfurchten Gesicht mit buschigen Brauen über den herrisch blickenden Augen sprach befehlerische Willenskraft.

Die Wirtin brachte einen dritten Becher, den Eike sofort mit Wein aus dem irdenen Kruge füllte, worauf die beiden Herren sich freundlich zutranken.

„Haben uns lange nicht gesehen, Eike!" begann der Ältere.

„Seit etwa zehn Jahren nicht, Herr Graf!" erwiderte der Jüngere.

„Aber ich kenne dich schon aus der Zeit her, da du die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen hattest und mir mit dem Scheitel kaum an die Hüfte reichtest," bemerkte Graf Hoyer. „Das war, als ich meinen lieben Freund, deinen Vater — Gott hab' ihn selig! einmal in Reppechowe besuchte. Da hab' ich dich auf meinen Knien reiten lassen. Das rechte war dein Schlachtroß, das galoppieren mußte, weil du mir das Schienbein weidlich mit den Hacken spornteſt, und das linke war dein Reisegaul, auf dem du hin und her schwanktest, weil er, wie ich dir weismachte, einen sehr holprigen Feldweg trotten mußte. Erinnerst du dich?"

„Gewiß!" bejahte Eike die Frage. „Und nicht lange danach war ich einmal bei Euch auf dem Falkenstein, wohin mein Vater mich mitgenommen hatte. Da zeigtet

Ihr mir auf dem Burghofe den Ziehbrunnen mit dem Haspel und dem Eimer an einer eisernen Kette und sagtet mir, daß er über zweihundert Fuß tief wäre und da unten ein Neck hauste, den man zu Zeiten lustig plätschern und singen hörte, was dann immer als Ankündigung von etwas Erfreulichem aufgefaßt würde. Manchmal aber rumorte er auch unwirsch, und dann wäre stets ein Unheil im Anzuge. Ihr warntet mich auch, einen Stein in den Brunnen zu werfen, denn das erboste den Neck, und dann würde er tückisch."

„Stimmt alles," sagte der Graf, „nur daß ich den Neck niemals singen oder rumoren gehört habe. Es ist ein Märlein, wie so viele hier im Harz erzählt werden. Vor allem künde mir eines, Eike!" fuhr er dann fort, „hast du daheim ein liebes Weib?"

„Nein, ich bin Junggesell, Herr Graf. Habe zum Werben und Freien noch keine Zeit gehabt und, offen gestanden, auch wenig Neigung dazu."

„Schade! solltest dir doch bald eine Herrin in deinen Burgstall führen. Nun, so berichte mir jetzt von deines Lebens einspänniger Fahrt."

„Gern, doch erst müssen wir wieder Wein haben, denn in dem Kruge ist kein Tropfen mehr," sprach Eike und winkte der im Garten waltenden Schenkin.

„Und einen kräftigen Imbiß soll sie uns auch bringen," fügte Graf Hoyer hinzu. „Mich hat auf dem langen Ritt nicht bloß Durst, sondern auch ein grimmiger Hunger überfallen."

„Woher kommt Ihr?" fragte Eike.

„Von Wernigerode, wo ich einen Enkel des Grafen Christian über die Taufe gehalten habe. Da wurde wacker gebügelt gestern, denn es waren viel ritterliche Herren aus der Umgegend mit trinkfesten Kehlen dort."

Nachdem das blitzsaubere Mädchen den frisch gefüllten Krug und ein einfach ländliches Abendbrot aufgetischt hatte, hub Eike von Repgow an: „Daß ich eine Reihe von Jahren erst als Edelknabe und dann als Knappe beim Markgrafen Dietrich von Meißen war, wo ich höfischen Brauch, Waffenhandwerk und nebenbei noch mancherlei anderes, mehr als mich verlangte, aus dicken Büchern und aus dem Munde umständlich dozierender Magister und Mönche lernen sollte, wißt Ihr wohl."

„Von deinem Aufenthalt dort weiß ich, und das übrige kann ich mir denken," lachte der Graf. „Ging wohl hoch her bei dem künstlerisch angehauchten Markgrafen, dem ehrgeizigen Gönner fahrender Sänger und Spielleute?"

„Hoch ging es nicht her, sondern manchmal sogar ziemlich dürftig. Man nannte ihn nicht umsonst Dietrich den Bedrängten, weil er von seinen nächsten Verwandten viel Anfechtung und Drangsal auszustehen hatte, aber wir junges Volk waren allweg guter Dinge, und ich denke gern an jene Zeit zurück."

„Na, und dann?"

„Dann blieb ich zu Hause in Reppechowe, wo ich doch wieder die Nase in Bücher und Schriften steckte, die ich mir oft von weither verschaffte, denn mir war in Meißen ein schulfüchsiger Wissensdrang angeflogen, der mir keine Ruhe mehr ließ. Diese Bücherschnüffelei trieb ich so lange, bis mich mein Vater auf meinen dringenden Wunsch nach Bologna schickte."

„Nach Bologna? was hattest du denn in Bologna zu suchen?"

„Die Rechte zu studieren. Und das kam so. Mein Vater hatte einen Rechtsstreit anhängig gemacht, bei dem er ins Unrecht gesetzt wurde, weil in Reppechowe,

das jenseits der Elbe liegt, ein anderes Recht gilt als diesseits, wo der Gegner heimisch war, und doch wohnten beide, Kläger und Beklagter in Anhalt, nur wenige Wegstunden voneinander. Damit uns nun solche Unbill nicht noch einmal widerfahre, wollte ich mich des Studiums der Rechte befleißigen. Außerdem hoffte ich auch, dermaleinst den Schöffenstuhl meines Vaters in Salbke einnehmen zu können, und wollte mich darauf gründlich vorbereiten, um später einmal ein guter Urteilsfinder zu sein."

„Soso! das muß ich loben," sagte der Graf. „Gefiel dir's in Bologna?"

„Es war die weitaus glücklichste Zeit meines Lebens. Auf der hohen Schule dort waren zu tausenden die Söhne aus aller Herren Ländern. Man sprach deshalb immer lateinisch, und die hochgelahrten Herren doctores juris, die judices, wie sie sich nannten, hielten auch die Kollegia in Latein, das ich wie meine Muttersprache beherrschte. Wir schwärmten, zechten, fochten —"

„Und liebten, — nicht zu vergessen! nicht wahr?"

„Ich nicht, ich nahm es ernst mit der Arbeit, so wenig mir auch das dort ausschließlich behandelte römische Recht behagte, an Stelle dessen ich ein allgemeines deutsches Recht für unser Volk ersehnte und . . ."

Eike brach jählings ab, obwohl ihm offenbar noch etwas auf der Zunge schwebte, was er verschwieg.

Graf Hoyer wartete vergeblich auf den Schluß des Satzes. Dann fragte er: „Und als du von Bologna heimkehrtest, was tatest du da?"

Eike zögerte auch jetzt mit der Antwort und sagte dann etwas verlegen: „Ich — ich lernte zu Hause fleißig weiter und gab mir, viel im Lande umherreitend, alle Mühe, mich mit den alten sächsischen Gewohnheitsrechten bekannt

zu machen, immer im Hinblick auf den mir von ferne winkenden Schöffenstuhl."

„Nun, Schöffe bist du ja geworden, soviel ich weiß," sprach der Graf. „Wie stehst du denn in der Heerschildordnung? Hast du nicht irgendwo die Schwertleite erhalten?"

„O ja. Um den mir angeborenen Schild auch durch eine Waffentat in Panzer und Sturmhut zu erwerben, nahm ich als Knappe Kriegsdienst beim Fürsten Heinrich von Anhalt und kämpfte unter ihm und für ihn in seiner blutigen Fehde gegen die aufrührerischen Lehnsleute im Hasgau, nach deren endlicher Besiegung er mich zum Ritter schlug. Ich dachte, er würde mich nun zu seinem Kanzler oder Justitiarius machen, aber daraus wurde nichts, nur als Schöffen hat er mich nach meines Vaters Tode mit Brief und Siegel bestallt."

Graf Hoyer hob den Becher, trank seinem schöffenbaren jungen Freunde zu und sagte: „Heil dir, Ritter Eike von Repgow! Aber jetzt erkläre mir: was hat es zu bedeuten, daß du hier einsam und allein aus zwei Bechern trinkst?"

Über Eikes Gesicht flog ein Schatten, und mit schwerem Ton kam es von seinen Lippen: „Ich trinke hier mit einem Abgeschiedenen, einem Toten."

„Was?!" rief der Graf, „gibst du dir hier ein Stelldichein mit einem Zechbruder aus jener Welt? Den möcht' ich sehen, Eike! Kannst du ihn nicht beschwören, daß er erscheint? mich gelüstet's, einmal mit einem ritterlichen Spukgespenst nicht die Klingen, aber die Becher zu kreuzen."

„Er würde meiner Beschwörung nicht Folge leisten," erwiderte Eike. „In die Wirklichkeit kehrt er niemals wieder, nur in meiner Einbildung sitzt er dort an der Stelle, wo Ihr jetzt sitzt und wo ich früher manche Stunde fröhlich mit ihm becherte."

„Heraus mit der Geſchichte! ich werde nicht lachen und ſpotten.“

„Gut, ſo höret! Kurz nach meiner Ankunft in Bologna lernte ich dort einen Altersgenoſſen kennen, der gleich mir dem Studium der Rechte an der hohen Schule oblag und mit dem ich bald innige Freundſchaft ſchloß. Er hieß Hinrik Warendorp, entſtammte einem alten Geſchlecht der nunmehr freien Reichsſtadt Lübeck und war der Sohn eines hochangeſehenen Rats- und Handelsherren. Wir trieben unſer Fach fortan gemeinſam, verließen nach dreijährigem Aufenthalt die Hochſchule auch an demſelben Tage und zogen zuſammen nach Deutſchland zurück bis hierher, zum Gaſthaus am Scheidewege. Dann trennten ſich unſere Pfade; er ritt nordwärts zur Trave, ich oſtwärts zur Elbe, nachdem wir ausgemacht hatten, uns jedes Jahr zur Apfelblütezeit hier zu treffen und ein paar Tage lang unſere köſtlichen Erinnerungen zu pflegen. Dreimal glückte das, dann blieb er aus. Auf einer Fahrt nach Wisby war ſein Schiff in einen furchtbaren Sturm geraten. Eine gewaltige Sturzſee hatte ihn über Bord geriſſen, und unrettbar war er in den tobenden Wellen verſunken. Und dieſe Botſchaft erhielt ich hier an dieſem Tiſche, an dem ich, nichts ahnend, ſeiner Ankunft harrte.

Der Erzähler hielt inne, um erſt ſeines Schmerzes Herr zu werden, ehe er weiter ſprechen konnte: „Nun komme ich alljährlich einmal allein her zum Gedächtnis meines lieben Trautgeſellen, ſehe ihn hier leibhaftig vor mir, rede mit ihm, ſtoße mit meinem Becher an den ſeinigen, als ſchwänge ſeine Hand ihn mir zu, und trinke aus beiden.“

Graf Hoyer von Falkenſtein ſaß regungslos ſtill. Dann ſagte er: „Jetzt ſtoße ich mit dir an zu Ehren des Toten, dem du eine ſo treue Freundſchaft bewahrſt. Deine Er-

zählung hat mich gepackt," fuhr er nach dem Trunke fort, „und auch ich habe eine Kunde, die dich nicht unberührt lassen wird. Du feierst hier das Angedenken eines, der deinem Herzen nahe stand, aber ganz Germanien hat jetzt einen Größeren zu betrauern."

„Wen?" fragte Eike schnell, „doch nicht etwa Kaiser Friedrich den Hohenstaufen?"

„Nein, — Herrn Walter von der Vogelweide."

„Walter von der Vogelweide ist tot?" rief Eike in jähem Schrecken aus und griff sich an die Stirn, als könnt' er's nicht fassen.

„In vergangener Woche ist er aus dieser Zeitlichkeit geschieden, und im Kreuzgang des Neumünsters zu Würzburg haben sie ihn begraben."

„O mein Gott! mein Gott! und ich Narr, ich blöder Tor habe Jahr auf Jahr die Fahrt zu ihm verschoben, den ich aufsuchen wollte, um mir bei ihm Mut und Rat für ein großes Werk zu holen. Und nun ist es zu spät, nun ist sein weiser, weithin tönender Liedermund, der dem Kaiser und dem Papste die Wahrheit sagte und an dem unser ganzes Volk mit freudiger Bewunderung hing, auf ewig verstummt. — Ich kannte ihn, Graf Hoyer, und er war mir hold und gewogen, der ritterliche Minnesänger."

„Du hast ihn gekannt?"

„Ja freilich! er war mondelang in Meißen der hochwillkommene Gast des Markgrafen Dietrich, während ich dort nicht mehr Edelknabe, sondern schon Knappe war. Ich habe sein Antlitz geschaut mit den strahlenden Augen, habe seine Stimme gehört, und meine Hand hat oft in der seinen gelegen. Und wie hab' ich ihm gelauscht, wenn er von Wien berichtete und dem Herzog Leopoldus glorioſus oder von dem glänzenden Hofe des Landgrafen

Hermann von Thüringen und dem großen Sängerkrieg auf der Wartburg!"

„Ich könnte dich darum beneiden, Eike, daß du diesen gottbegnadeten Mann gekannt hast," sagte der Graf.

Mittlerweile war die Dämmerung immer stärker geworden, in der die vielen Tausende von weißen Blüten an den Fruchtbäumen noch hell schimmerten wie kleine, in die Kronen gehängte Lämpchen. Am Himmelszelt blinkten schon einzelne Sterne, zu denen sich allmählich mehr und mehr gesellten. Ein Knecht des Gasthauses steckte in die Ringe der im Garten aufgestellten Pfähle lange brennende Kienspäne, die im nächsten Umkreise eine spärliche Beleuchtung spendeten. An den Biertafeln war es stiller geworden, denn einer nach dem andern der vorher so lauten Gäste hatte sich sacht davongeschlichen zu dem Strohlager, das ihnen für mehrere gemeinsam in den Schuppen bereitet war.

Eike blickte zu den Sternen empor und sprach: „Es ist klarer Himmel, wir werden morgen einen guten Tag haben zu unserer Weiterreise."

„Wie sagtest du?" fragte der Graf mit einem halb unterdrückten Gähnen.

„Es war nur eine Bemerkung über das Wetter," erwiderte Eike. „Ihr seid müde, Herr Graf; wollt Ihr nicht zur Ruhe gehen? ich trinke den Krug hier noch aus."

„Hast recht, Eike; ich bin müde," mußte der Graf zugeben. „Es ist gestern spät geworden bei dem Taufschmause. Der Halberstädter Domherr Konrad von Alvensleben fand, als wir Männer unter uns waren, bis tief in die Nacht hinein kein Ende mit seinen lustigen Geschichten und Schwänken. Nur eines möchte ich noch wissen, ehe ich schlafen gehe. Du erwähntest vorhin ein großes Werk, über das du Walter von der Vogelweide

hätteſt um Rat bitten wollen. Was planſt du denn für ein Werk?“

„Herr Graf, heute nichts mehr davon!“ entgegnete Eike. „Wir ſehen uns wohl morgen noch, bevor wir voneinander ſcheiden.“

„Doch, ſag' es mir! ſonſt grübele ich darüber und ſchlafe trotz aller Müdigkeit nicht ein.“

„Nun denn, — ich plane ein neues, einheitliches Geſetzbuch für ganz Sachſenland.“

„Eike! Eike! ein einheitliches Geſetzbuch für ganz Sachſenland?! Wie meinſt du denn das?“

„Morgen, Herr Graf, will ich Euch Rede ſtehen.“ Damit lehnte Eike jede weitere Auskunft heut abend entſchieden ab. Sie erhoben ſich beide und ſchüttelten ſich die Hände zur guten Nacht. Der Graf begab ſich in das Haus und murmelte vor ſich hin: „Ein Geſetzbuch für ganz Sachſenland! ein verwegener Gedanke!“ —

Eike von Repgow ſaß wieder allein am Tiſche unter dem blühenden Apfelbaum und trank den Krug langſam aus.

Es reute ihn faſt, ſeinen Plan dem Falkenſteiner verraten zu haben, und er erteilte ſich ſelber, nur leider zu ſpät, die kluge Mahnung: „Von einem wichtigen Fürnehmen ſoll man nicht vorher ſagen: ich *will* das tun, ſondern nach dem Vollbringen: ich *habe* es getan. Denkſt du nicht auch ſo, Hinrik Warendorp?“

Zweites Kapitel.

Als sich in der Frühe Graf Hoyer und Eike zum Morgenbrot trafen, das sie wieder im Garten an demselben Tisch einnahmen, an dem sie gestern abend gesessen hatten, und Eike den Falkensteiner fragte, wie er geruht hätte, erwiderte dieser: „In der ersten Hälfte der Nacht ganz gut, aber nachher hat mich dein Gesetzbuch doch ein paar Stunden Schlaf gekostet, denn es lag mir schwer wie ein Alp auf der Brust, und ich mußte fort und fort daran denken."

„Nun, ein großer, dickleibiger Foliant wie das corpus juris Justinians wird es nicht werden, Herr Graf," lächelte Eike. „Ich werde mich kurz fassen, daß es handlich ist und Schöffe, Schultheiß und Fronbote es in der Tasche mitnehmen können, wenn sie sich zur Dingstatt begeben."

„Ich bin sehr neugierig darauf," gestand der Graf, „und schlage vor, daß wir uns hier beim Frühmahl nicht lange versitzen, sondern bald aufbrechen und du mich ein Stück Weges begleitest. Das Gescheiteste wäre, wenn wir selbander langsam zu Fuß wanderten, wobei du mir dein sonderbares Vorhaben in aller Gemächlichkeit auseinandersetzen könntest. Ich schicke meinen Leibknecht mit den Pferden voran, und dein Roß kann sich

derweilen noch ausruhen, denn du haſt heute noch einen weiteren Ritt zu deiner Nachtherberge als ich nach dem Selketal und zur Burg hinauf."

Dieſem Vorſchlage ſtimmte Eike gern zu, und als ſie ihr Frühſtück, bei dem ſie von dem Buche nicht ſprachen, beendet hatten, machten ſich die Herren zu ihrem Gange bereit und traten ihn wohlgemut an.

Alſobald ſie auf der Landſtraße ſanft anſteigend den Saum des Waldes erreicht hatten, blieben ſie ſtehen, wandten ſich um und ſchauten noch einmal zurück. Da lag in geringer Entfernung das große Gehöft des Gaſthauſes am Scheideweg in der Maienpracht ſeiner Blütenbäume ſo maleriſch vor und unter ihnen, daß ſie ſich von dem feſſelnden Anblick kaum trennen konnten. Aus einem Schornſtein wirbelte blauer Rauch kerzengerade in die Höhe, denn es regte ſich kein Lüftchen, und die Flügel der Windmühle auf dem Hügel da rechts harrten vergeblich der treibenden Kraft. Auf dem Hofe, den man von hier aus überſehen konnte, ſpannten die Fuhrleute ihre Gäule an die Wagen, und ihr Reden und Rufen hallte durch die Stille deutlich zu den Raſtenden herauf. Von den Dörfern in der Umgegend führten die Hirten ihre Herden auf die Weide, und über die lachenden Fluren ſtreckte ſich weit und breit der Friede eines geſegneten Wohlſtandes.

„Vorwärts!" gebot der Graf, und ſie ſchritten wieder fürbaß und in den frühlingsduftigen, taufunkelnden Wald hinein, wo das junge Laub der Sträucher und Bäume, von den Sonnenſtrahlen hell durchleuchtet, mit dem friſcheſten, ſaftigſten Grün alle Wipfel und Zweige füllte, daß unten auf Gras und Moos ſcharf begrenzte Lichter und Schatten wechſelten. Und nicht lautlos war es in Geäſt und Gebüſch. Muntere Vogelſtimmen erklangen ringsum.

„Täuſche ich mich, oder biſt du es wirklich, Eike von Repgow?“
(S. 5.)

Amseln flöteten, Pirol und Kuckuck riefen, Finken schlugen, und Grasmücken sangen lockende, werbende Liebeslieder.

Nachdem die Wanderer, mit vollen Zügen die wonnesame Waldluft atmend, eine Zeitlang schweigend nebeneinander hergegangen waren, begann Graf Hoyer: „Nun sprich, Eike! aber fang von vorn an, wie der Plan des neuen Gesetzbuches in deinem Kopf allmählich gereift ist. Entstanden ist er also, wie du gestern sagtest, infolge des Ungerichtes, das dein Vater einst über sich ergehen lassen mußte."

„Nein, Herr Graf! Der übel verlaufene Rechtshandel meines Vaters war nur der Anstoß zu meinem Besuche der hohen Schule in Bologna," entgegnete Eike. „Dort erst, je mehr ich mich in das Studium vertiefte, sah ich ein, daß das römische Recht nun und nimmer unserem Volke frommen kann. Aber ich war damals schon alt und gewitzt genug, um auch die großen Schäden und Mängel unserer eigenen Rechtsverhältnisse zu erkennen und daß sie einer gründlichen Wandlung dringend bedürften. ‚Gewalt fährt auf der Straße, und Fried und Recht sind sehre wund,' singt Walter von der Vogelweide. Und er hat wahrhaftig recht; die widerspruchvollsten Satzungen zur Entscheidung über Schuld und Unschuld laufen bei uns durcheinander und gegeneinander wie die kribbelnden Tierlein in einem Ameisenhaufen. Was ist das für ein jämmerlicher Zustand, daß hinter jedem Grenzstein, in jedem Gau und jeder Stadt ein anderes Recht gilt, ja, daß zwischen Mann und Frau, die ehelich zusammen hausen, oft weit voneinander abweichende Bestimmungen zur Anwendung kommen, wenn die beiden aus zwei verschiedenen, noch so nahe belegenen Ortschaften gebürtig sind! Unsere Rechtspflege, das Verfahren vor dem Schöffenstuhl auf der Dingstatt, Gerüfte und Klage, Eidstabung, Verfestung und Urteilsspruch liegen im Argen

und müſſen geändert werden. Dem Volke muß das natürliche Rechtsgefühl und damit auch die Rechtsſicherheit wiedergegeben werden in einheitlichen und einfältigen Geſetzen, die ſich aus den Erſcheinungen und Ereigniſſen des täglichen Lebens ſelber entwickeln, ſtatt in verknöcherten Inſtitutionen, ſtarren Paragraphen und verzwickten Kautelen, die dem gemeinen Sinn unfaßbar und dunkel ſind."

Der Graf hatte dem erregt Sprechenden aufmerkſam zugehört, nickte beifällig und fragte nun: „Und welche Rechtsgebiete haſt du dir zur Verbeſſerung auserſehen?"

„Alle, mit denen Herr und Knecht, Bürger und Bauer in Berührung kommen und die dem Höchſten wie dem Geringſten im Reich an Leib oder Seele gehen," gab Eike ſtolz zur Antwort. „Land- und Lehnrecht, Hof- und Erbrecht und was ſonſt noch mit dieſen Gruppen irgendwie zuſammenhängt."

„Ein weites Feld, eine gewaltige Aufgabe!" ſagte der Graf, „wirſt du ſie löſen können?"

„Ich hoffe es zuverſichtlich, denn ich bin gut gerüſtet mit allem für meinen Zweck Wiſſenswerten."

Graf Hoyer ſchwieg nachdenklich. Dann kam aus ſeinem Munde die Frage: „Haſt du deinen Plan außer mit mir noch mit einem andern Menſchen beſprochen?"

„Jawohl, mit meinem getreuen Kumpan Hinrik Warendorp, und er hat mir mannigfach dabei geholfen, hat mir, ſo lange er lebte, eigene Wahrnehmungen und Erfahrungen über alte Volks- und Gewohnheitsrechte in ſeiner Vaterſtadt Lübeck und in Stormarn und Holſtein mitgeteilt und mir ſchriftliche Auszüge aus Urkunden, Handfeſten und Verbriefungen geſandt, wie ich mir ſolche auch ſelber aus allen Teilen Altſachſens in Menge herbeigeſchleppt habe."

„Und ſonſt haſt du niemand eingeweiht?“

„Doch! noch einen,“ erwiderte Eike noch ſtolzer als vorher, „aber Ihr werdet nicht raten, wen.“

„Nun?“

„Kaiſer Friedrich den Hohenſtaufen.“

„Menſch! Das haſt du gewagt?“ rief der Graf erſchrocken aus, „dem Kaiſer haſt du's offenbart? Du ſelbſt ihm ſelber?“

„Auge in Auge! und ich bin froh, daß ich's getan habe, denn der gewagte Schritt war kein verlorener.“

„Wie biſt du nur an ihn herangekommen? was ſagte er zu deinem kühnen Unterfangen? wie nahm er's auf?“

„Über alles Erwarten huldvoll und gnädig,“ verſicherte Eike. „Laßt Euch erzählen. Während meines letzten Studienjahres in Bologna hatte der Kaiſer einen Reichstag nach Cremona einberufen, um die ſich trutzig gegen ihn auflehnenden Städte des lombardiſchen Bundes gefügig und unterwürfig zu machen und auch um den Kreuzzug endlich in die Wege zu leiten, den er dem Papſte Honorius bei Strafe des Bannes hatte geloben müſſen. Da nahm ich die günſtige Gelegenheit wahr, ritt von Bologna nach Cremona und trug dem großdenkenden Hohenſtaufen meinen ſchon feſt aufgebauten Plan freimütig und ausführlich vor. Er ſchenkte mir geduldiges Gehör und gab mir unverhohlen ſeine Zuſtimmung zu erkennen. Ich ſehe ihn noch, wie er ernſt und hoheitsvoll mir gegenüberſtand und, ſo lange ich redete, den durchdringenden Blick nicht von mir abließ. Du willſt, hub er an, als ich geendet hatte, mit deinem Buche den Sachſen einen Spiegel des Rechtes vorhalten, eines einheitlichen Rechtes, nach welchem alle Lebenden auf ſächſiſcher Erde ohne Anſehung des Standes und der Geburt mit gleichem Maße gemeſſen und gerichtet werden ſollen. Das gefällt mir, Eike von Repgow! Ich ſelber habe ſchon

mehr als einmal zu einer ſolchen Geſetzgebung, wie ſie dir im Sinn liegt, den Anlauf genommen, aber bei meinen unaufhörlichen Streitigkeiten mit den Päpſten und den harten Kämpfen hier in der Lombardei und in Apulien gebricht es mir an Zeit zu einer ſo umfaſſenden Arbeit. Jetzt hetzen ſie von Rom zum Kreuzzuge, um mich aus Italien loszuwerden und nach Belieben hier ſchalten und walten zu können. Nun ſchaffe du, was ich als deutſcher Kaiſer und König nicht vermag. Doch Schutz und Schirm will ich dir gewähren und, ſoweit mein weltlicher Arm reicht, die Hand über dir halten. Wenn ich dein Buch, wie ich hoffe, gutheißen kann, will ich ihm allen Vorſchub leiſten und ihm Kraft und Geltung verleihen in Herzogtümern und Grafſchaften, in Stadt und Land. Alſo Gott befohlen, Eike von Repgow! geh mutig und getroſt ans Werk, laß dich durch nichts beirren und berufe dich auf mich. — So, Graf Hoyer," ſchloß Eike ſeinen Bericht, „ſo ſprach der hochſinnige Kaiſer zu mir; all mein Lebtag werd' ich's nicht vergeſſen."

Graf Hoyer war immer langſamer gegangen und hatte ſeinen Wandergenoſſen, von dem Gehörten ganz erfüllt, oft prüfend und wägend angeſchaut. Jetzt ſprach er: „Den Friedrich von Hohenſtaufen geſehen und geſprochen zu haben iſt für jedermann ein Glück und eine Ehre. Möge dir ſeine gnädige Verheißung von Nutzen ſein! Meine beiden Söhne, Otto und Arnulf, auch längſt zu Rittern geſchlagen, ſtehen bei des Kaiſers Heer in Apulien und haben ihn vielleicht auch ſchon zu Geſicht bekommen. Aber jetzt laß uns ein wenig ruhen, Eike," fügte er im tiefen Walde ſtehen bleibend und ſich verſchnaufend hinzu. Damit ſtreckte er ſich auf Gras und Kraut in den Schatten einer mächtigen Eiche, und ſein junger Gefährte tat das gleiche.

Digitized by Google

Der Graf ſchob ſich beide Hände unter den Kopf und dehnte mit Behagen die müden Glieder. „Wie gut liegt ſich's hier!“ ſagte er. „Unter dieſer Eiche hat in den ſieben Jahrhunderten, auf die ich ihr Alter ſchätze, gewiß mancher Weidmann bei ſeinem Pirſchgange geraſtet, hat den Eſchenſpeer und den Eibenbogen an den Stamm gelehnt, aus der Dachsfelltaſche den ſpärlichen Imbiß hervorgeholt und ihn mit ſeinem treuen Stöberhunde redlich geteilt. Und nun liegen wir hier, und auch uns zu Häupten rauſcht die Eiche und raunt von längſt verklungenen Zeiten, da die Frankenkönige und die Sachſenherzöge das Land durchritten, in allen Gauen ſelber zu Gericht ſaßen und mit eigenem Munde über männiglich, über Freie und Hörige Recht ſprachen ohne geſchriebene Geſetze.“ Er hielt ſinnend ein Weilchen inne und fuhr dann fort: „Wenn ich dich recht verſtanden habe, ſo haſt du alles, was du an Schriften und Aufzeichnungen zu deinem Werke gebrauchſt, ſchon hübſch beieinander und kannſt nun die Feder anſetzen, um das, was ſich als Stoff und Inhalt des Buches drängend und treibend in dir angehäuft hat, zu Papiere zu bringen. Iſt es nicht ſo?“

„Ja, ſo iſt es,“ erwiderte Eike, „dies war meine letzte Reiſe, auf der ich mir noch etwas Fehlendes heranzuſchaffen hatte. Jetzt kann's losgehen mit der Schreiberei.“

„Gut!“ ſprach der Graf, „und wenn du mir nun eine Freude machen willſt, Eike, eine große Freude, ſo komm ſchnurſtracks zu mir und ſchreibe dein Geſetzbuch bei mir auf Burg Falkenſtein!“

„Graf Hoyer!“ rief Eike und ſchnellte aus ſeiner liegenden Stellung empor, ſo daß er nun aufrecht ſaß. „Das iſt ein ſehr freundliches Anerbieten von Euch, aber mit allem Danke muß ich die Einladung ablehnen, um Eures Burgfriedens willen.“

„Was ſchert dich denn mein Burgfriede? für den laß mich ſorgen!“

„Ich würde Euch Unraſt und Ungelegenheiten ſchaffen mit allerlei Rückſichten, die Ihr in Eurer Güte meinetwegen vielleicht nehmen zu müſſen glaubtet, und mein Einlager würde von langer Dauer ſein, wenn ich mein Buch von Anfang bis zu Ende bei Euch —“

„Bleibe ſo lange du willſt und rede nicht von Ungelegenheiten,“ unterbrach ihn der Graf. „Davon wirſt du nichts ſpüren, wirſt dich wohl fühlen in unſern Bergen und Wäldern, wohler und friſcher als in dem ſtaubigen Flachland an der Elbe.“

„Daran zweifle ich nicht, aber es geht nicht.“

„Warum denn nicht? Dein feſtes Haus in Reppechowe werden ſie dir nicht wegtragen, auch wenn du's nicht ſelber bewachſt.“

„Ach, abkömmlich wäre ich ſchon; ich habe einen tüchtigen Meier, der mir mein kleines Lehngut beſtens verwaltet und in Ordnung hält.“

„Nun alſo!“

„Es wird mir ſehr ſchwer, nein zu ſagen, Herr Graf, aber —“

„So ſage doch ja!“ lachte der Graf, „wozu denn die Ausflüchte?“

Eike ſchaute den ſo herzlich auf ihn Eindringenden überlegſam an. Dann hellten ſich ſeine Züge auf wie nach einem gefaßten Entſchluß, und völlig überwunden erklärte er: „Nun denn, — in Gottes Namen, ja! ich komme.“

„Abgemacht!“ rief der Graf, und Hand ſchlug feſt in Hand. „Du wirſt auf der Burg vollkommene Ruhe zur Arbeit haben, kannſt auch, wenn du Luſt haſt, pirſchen gehen und dich überhaupt mit deiner Zeit ganz nach deinem Gefallen einrichten. Die Gräfin und ich werden

dir alles zu Liebe tun, was wir wissen und können, sollst Feuer ohne Rauch, ein krachendes Bett und einen immer gefüllten Becher finden, aus dem du so lange trinken kannst, bis du eine Taube auf dem Dache für zwei Krähen ansiehst. Bei der Arbeit sollst du nie gestört werden; vielleicht kann ich dir aber hier und da mit Wink und Weisung an die Hand gehen, denn als Gerichtsherr der Grafschaft bin auch ich des Sachsenrechtes nicht ganz unkundig."

„Rat und Hilfe werde ich dankbar von Euch annehmen, Herr Graf."

„Zur Hilfe bei deiner Schreiberei stelle ich dir meinen Sekretarius zur Verfügung, einen jungen Menschen aus dem Burggesinde, für den ich ohnehin zu wenig Beschäftigung habe. Geschickt und brauchbar ist er."

„Auch sicher und zuverlässig?"

„Wenn man ihn kurz und unter strenger Fuchtel hält, ist mit ihm auszukommen, denn er hat nicht zu verachtende Fähigkeiten, aber auch den Kopf voll Schnurren und Flausen," versetzte der Graf. „Wilfred Bogner heißt er und ist der Sohn meines verstorbenen Wild- und Waffenmeisters, der im Kampfe mit einem von ihm angeschossenen Bären sein Leben einbüßte. Ich nahm mich des gänzlich verwaisten Jungen an und schickte ihn auf die Klosterschule zu Gröningen bei Halberstadt, weil ich den Abt des Benediktinerstiftes kenne. Einige Jahre lang tat der Wilfred dort gut, lernte leicht und fleißig, und es wäre vielleicht noch einmal etwas Ordentliches aus ihm geworden, wenn sie ihn nicht eines dummen Streiches wegen weggejagt hätten."

„Was hat er denn ausgefressen?"

„Sie hatten im Kloster einen schwarzen Pudel; den hat sich der Bengel aus reinem Übermut eines Tages vorgenommen und ihm heimlich eine regelrechte, kreis-

runde Tonſur von einem Ohre zum andern geſchoren, kahl bis auf den Schädel. Die Patres waren natürlich empört über dieſes Sakrileg, das nicht ungerochen hingehen durfte."

„Aber wie wurde denn der Verbrecher entdeckt?"

„Durch den Pudel ſelber. Dieſer war zu allen im Kloſter, Mönchen und Schülern, freundlich und zutulich. Von Stund an aber benahm er ſich gegen Wilfred äußerſt feindſelig und biſſig und ließ ſich nicht mehr von ihm anfaſſen. Das fiel auf, und in ein gründliches Verhör genommen, mußte der Böſewicht nach hartnäckigem Leugnen ſeinen Frevel endlich eingeſtehen. Da wurde er erſt ſo lange in den Karzer geſteckt, bis dem armen Pudel ſeine geſchorene Platte wieder dicht und krauswollig zugewachſen war. und dann von der Kloſterſchule relegiert. Darauf hat er ſich, ich weiß nicht wie lange, als Vagant in der Welt umhergetrieben, bis er plötzlich abgeriſſen und verlottert auf dem Falkenſtein erſchien und um Aufnahme bettelte. Ich ließ mich erweichen und nahm den windſchaffenen Geſellen in Erinnerung an die treuen Dienſte ſeines Vaters in Gnaden wieder auf, und ſeitdem hat er ſich während der ganzen Zeit hier nichts zuſchulden kommen laſſen. Den ſollſt du zum Schreiber haben, Eike, aber paß ihm auf die Finger, rat' ich dir. Wann wirſt du dich einfinden?"

„Ich denke, in einigen Tagen, Herr Graf," verſprach Eike. „Ich muß zuvörderſt mein Haus beſtellen und meine Schriften ordnen. Dann komme ich mit Sack und Pack bei Euch eingeritten."

„Biſt allſtunds willkommen, aber jetzt muß ich weiter. Hilf mir auf!"

Eike unterſtützte den Grafen mit ſeiner jungen Kraft. Als dieſer aber auf den Füßen ſtand, drückte er die

Hand aufs Herz und ſagte: „Ich kann nicht länger gehen, ich muß in den Sattel. Vor vierzehn Jahren traf mich auf einem Turnier in Frankfurt ein Lanzenſtoß, der das Herz ſtreifte und die Lunge berührte. Davon iſt mir eine Herzſchwäche zurückgeblieben, die ſich mit dem zunehmenden Alter immer häufiger und ſtärker fühlbar macht. Lange Zeit hat ſie mich verſchont gelaſſen, aber heut iſt ſie wieder im Anzuge, wahrſcheinlich veranlaßt durch das andauernde Trinkgelage in Wernigerode. — Ich habe mein Hifthorn nicht bei mir; kannſt du auf dem Finger pfeifen, Eike?“

„Verſteht ſich, Herr Graf!“

Ein gellender Pfiff Eikes durchdrang die Stille des Waldes, und ſofort ertönte von fern auch die Antwort in derſelben Weiſe. „Das iſt Folkmar, der auf uns wartet,“ ſprach der Graf.

Bald hörten ſie Hufſchlag und ſahen den Reitenden mit den Pferden nahen.

Als er bei ihnen anhielt und abgeſtiegen war, ſchwang ſich Graf Hoyer in die Bügel, was trotz ſeiner Atemnot ganz leidlich vonſtatten ging. „Alſo auf Wiederſehen auf dem Falkenſtein!“ rief er, Eike vom Sattel aus die Hand reichend.

„Auf Wiederſehen! und ich bitte, der Frau Gräfin meinen ehrerbietigen Gruß zu beſtellen.“

Der Graf nickte, gab aber keine Antwort darauf und ritt mit ſeinem Dienſtmannen langſam davon.

Eike von Repgow blickte den Reitern ſinnend nach, ſolange er ſie ſehen konnte. „Auf dem Falkenſtein, der waldumrauſchten Bergfeſte, ſoll ich mein Buch ſchreiben; einen herrlicheren Schreibſitz kann ich mir nicht wünſchen“, ſprach er zu ſich ſelber. „Nun mit aller Kraft freudig ans Werk, und Schaffensluſt ſoll mir die Gedanken beflügeln!“

Drittes Kapitel.

In einem unbeschwerlichen Ritt, meist auf schattigen Waldwegen, langte Graf Hoyer nach mehrtägiger Abwesenheit spät nachmittags auf seiner einen hohen Berg krönenden, alle Wipfel überragenden Burg Falkenstein an. Von seiner Gemahlin begrüßt und nach seinen Erlebnissen befragt berichtete er ihr, so wie er vom Pferde gestiegen war, zunächst von der Taufe in Wernigerode, welche anderen Gäste er dort getroffen und welchen Verlauf das glänzende Fest genommen hatte.

Dann erzählte er ihr von seiner zufälligen Begegnung mit dem Sohn eines lieben, alten Freundes, dem Ritter Eike von Repgow, den er in einem einsamen Gasthause beim Weine sitzend vorgefunden hätte. Da hätten sie ein freudiges Wiedersehen gefeiert, auch beide in der Herberge genächtigt und heute morgen eine sehr erfrischende Fußwanderung durch den Wald miteinander gemacht so weit ihn sein junger Gefährte, den er von Kindesbeinen an kennte, hätte begleiten können. Dann rückte er damit heraus, daß er den Anhaltiner, der in der Gegend von Aken, aber jenseits der Elbe, auf seinem Lehngute hauste, zu einem längeren Besuch auf dem Falkenstein eingeladen hätte, damit der Gast ein von ihm geplantes,

groß angelegtes Werk, ein neues Gesetzbuch über das Sachsenrecht, schriebe.

„Ein Gesetzbuch?“ sprach die Gräfin verwundert. „Ist er denn ein Rechtsgelehrter? Du nanntest ihn doch Ritter.“

„Er ist beides,“ bestätigte der Graf, „hat auf der hohen Schule zu Bologna die Rechte studiert und fühlt nun als schöffenbar freier Mann den unüberwindlichen Drang, seine erworbenen Kenntnisse zum Wohle unseres Sachsenvolkes zu verwerten, dessen sehr verwickelte Rechtszustände nach seiner und meiner Ansicht einer durchgreifenden Änderung bedürfen. Aber du magst das alles aus seinem eigenen Munde hören, denn in einigen Tagen wird er hier eintreffen.“

Die Gräfin schwieg, und ihrem unfrohen Gesichtsausdrucke nach schien ihr die Ankündigung wenig Freude zu bereiten. Ein trockener, langweiliger Gelehrter, dachte sie, der, statt als Ritter mit Schwert und Lanze kampfliche Abenteuer zu bestehen, sich als Gesetzgeber aufspielen will und sich dünkelhaft vermißt, nach seinen verschrobenen Begriffen das Volk zu beglücken und die Welt zu verbessern.

„Ist er verheiratet und bringt er seine Frau etwa mit?“ fragte sie spitz.

„Nein,“ entgegnete der Graf, „er ist noch ledig. Du darfst dir also seine Huldigungen ruhig gefallen lassen.“

„Mich verlangt nicht nach seinen Huldigungen.“

„O er weiß, was sich edlen Frauen gegenüber schickt und ihnen nach höfischer Sitte gebührt, Gerlinde!“

„Wo sollte er denn das gelernt haben? etwa in Bologna?“

„Nein, aber beim Markgrafen Dietrich von Meißen und beim Fürsten Heinrich von Anhalt, der ihn für rühmliche Waffentaten zum Ritter geschlagen hat,“ bedeutete sie der Graf in verweisendem Tone.

Darauf gab Gräfin Gerlinde keine Antwort. Sie war verstimmt in der ihr unliebsamen Aussicht auf die dauernde Gesellschaft eines ihr völlig Unbekannten, zu dessen Art und Wesen sie nach der erhaltenen Mitteilung kein rechtes Vertrauen zu fassen vermochte. Eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf, daß der Besuch allerhand Störungen und Mißhelligkeiten veranlassen könnte, und sie nahm sich vor, sehr zurückhaltend zu sein gegen diesen halb Ritter, halb Gelehrten, den ihr Gemahl von der Landstraße aufgelesen und flugs zu sich eingeladen hatte, nur weil er der Sohn eines alten Freundes war, dessen der Graf ihr gegenüber niemals Erwähnung getan hatte.

Schweigend hörte sie auch sein Ersuchen an, für den Gast ein behagliches Zimmer mit einem großen Schreibtisch und mit Büchergestellen sowie ein bequemes Schlafgemach herrichten zu lassen, aber bei der Ausführung dieses Auftrages, die sie selbst leitete, kamen ihr andere Gedanken.

Der Besuch, auf den sie schon neugierig zu werden anfing, war doch immerhin eine Abwechselung in der Eintönigkeit ihres Lebens, und möglicherweise war der Herr — wie hieß er? Eike von Repgow, Eike, ein merkwürdiger Name! — ein Mensch, an dessen Gegenwart man sich gewöhnen konnte, zumal wenn man mußte. „So mag er denn kommen, der Weltverbesserer! die Burgfrau wird dem gelehrten Gaste eine sorgliche Wirtin sein, und die Dame wird sich auch mit dem verschrobensten Ritter leidlich abzufinden wissen.“ —

Beinah eine Woche später als Graf Hoyer ritt Eike von Repgow das Selketal entlang und hatte seine Freude an dem herrlichen Eichen- und Buchenwalde, der nirgends im Harze schöner und üppiger zu sehen ist als an den Berghalden zu beiden Seiten dieses Tales, das jetzt schon zum größten Teil im Schatten lag, während

der Rücken des Höhenzuges und seine hie und da aufragenden Kuppen noch von der Sonne beschienen wurden. Der Wald reichte bis unmittelbar an die Umwallung des Falkensteins heran, dessen trutziger Bergfried dem Nahenden in rosig schimmernder Beleuchtung winkte und in ihm die Erinnerung an seine Reise hierher als Knabe mit dem Vater weckte.

Unweit einer klappernden Mühle bog der Weg zur Burg von der Talstraße ab, und Eike mußte der Steilheit wegen bald absitzen und sein Pferd am Zügel führen, denn dieses hatte einen großen, mit Kleidern und noch mehr mit Schriftstücken vollgepfropften Mantelsack zu tragen.

Es dauerte wohl eine Stunde, ehe er sein Ziel erreichte, doch eine kleine Strecke vor dem Burggraben hielt er noch einmal an, weil er hoch über sich in einer alten Buche, deren Äste bis tief hinab dem mächtigen Stamm entwuchsen, Töne vernahm, wie aus einer Vogelkehle herausgeschmettert. Aber ein Vogel konnte es nicht sein, denn zu so weit vorgerückter Tageszeit sang kein Vogel mehr außer Nachtigall und Amsel, und so süß berückend klang die Musika doch nicht. Es mußte ein Mensch sein, der, dem Spähenden nicht sichtbar, im Gezweige des Baumes hockte und auf einem Instrumente blies, von dem sich Eike keine klare Vorstellung machen konnte.

„Heda! Du floitierender Buchfink," rief er hinauf, „komm mal heruntergeflattert aus deinem dichten Laubzelt, ich möchte den Schnabel sehen, der so verlockend trillern kann."

Da ward es still in der Buchenkrone. Dann hörte Eike, wie jemand an Stamm und Zweigen herabrutschte, und bald sprang ein schlanker junger Mensch ihm gerade

vor die Füße, der ihm eine ungelenke Verbeugung machte und ihn mit blinzelnden Augen dreist anstarrte. Zwischen den Nesteln seines Wamses steckte ein mit Löchern zum Blasen versehener Stengel Schilfrohr. Das war also die Schalmei, auf welcher der im Grünen Versteckte gedudelt hatte.

„Hat man auf dem Falkenstein soviel freie Zeit, daß man wie ein Affe auf die Bäume klettert und wie ein Starmatz zwitschert?" redete ihn Eike an.

„O ich hätte nichts dagegen einzuwenden, Herr, wenn ich noch mehr Freiheit hätte, um zu tun, was mir beliebt," erwiderte der andere keck und unverfroren.

„So bist du gewiß der Wilfred Bogner," sagte Eike, worauf der richtig Erkannte zustimmend nickte. „Nun, ich kann dir von deinem Überfluß an Muße ein Erkleckliches abnehmen, ich habe Arbeit für dich."

„Ach du lieber Gott! da seid Ihr wohl gar der Ritter Eike von Repgow?" fragte der erst so Fürwitzige nun erschrocken.

„Du lieber Gott! ja, der bin ich, wenn du's mir zugute halten willst," sprach Eike belustigt.

„Darum hat auch der Neck im Ziehbrunnen vor drei Tagen so grausam rumort, und nun ist —"

„Und nun ist das Unheil da, willst du sagen; danke für den freundlichen prospectus!" lachte Eike. „Der Herr Graf hat mich wohl dem Herrn Sekretarius schon angekündigt?"

„Ja freilich, Herr! ich weiß Bescheid, schreiben soll ich," gab Wilfred kleinlaut zur Antwort.

„Richtig! jetzt komm mit und geleite mich durch Umwallung und Tor zu deinem gnädigen Burgherrn," gebot Eike.

Er schwang sich in den Sattel, denn er wollte nicht wie ein Säumer mit seinem Packtier, sondern ritterlich hoch zu Roß in die Burg einziehen.

Wilfred ſchlich de- und wehmütig wie ein geprügelter Hund hinter dem Reiter her.

Sie mußten über die Zugbrücke und dann mehrere Tore durchſchreiten. Gleich hinter dem erſten enteilte einer der Burgmannen, wahrſcheinlich, um die Ankunft des Gaſtes zu melden.

Im Burghofe wies Eike zum Brunnen hin und ſagte: „Nun horche mal hinab, ob der Neck da unten nicht ſingt vor Freude, daß ich gekommen bin.“

Wilfred beugte ſich über den Rand des Brunnengemäuers und tat ſo, als ob er dem Befehle Folge leiſtete. „Ich höre nichts,“ ſprach er mit einem boshaften Grinſen.

Eike ſprang aus den Bügeln, ein Knecht nahm ihm das Pferd ab und ſchnallte den Mantelſack los. Als Eike ſich umwandte, trat ihm aus einer Tür Graf Hoyer mit ausgeſtreckten Armen entgegen. „Biſt du endlich da, Eike?“ rief er freudig, „mit welcher Ungeduld haben wir deiner geharrt! Komm, die Gräfin erwartet dich oben.“

Als Eike ſah, daß der Knecht ſein Pferd in den Stall brachte, fragte er: „Auf welche Weiſe kann ich den Braunen morgen nach Hauſe ſchicken?“

„Den laß nur hier,“ erwiderte der Graf. „Er ſoll bis an den Bauch im Stroh und bis über die Naslöcher im Hafer ſtehen. Ein tüchtiger Reiſeklepper!“ fügte er hinzu, das ſtarknochige Tier muſternd.

„Ich habe viele Meilen zwiſchen Rhein und Elbe mit ihm zurückgelegt,“ ſprach Eike, „bin bei Schöffen, Schultheißen und Bauermeiſtern mit ihm geweſen, und er hat bei mancher Unterredung aus dem Stegreif über Land- und Lehnrecht die Ohren geſpitzt.“

Sie ſtiegen eine ſteinerne Wendeltreppe hinan. Oben führte der Graf den Freund in ein reich ausgeſtattetes

Empfangsgemach, und Eike ſtand, betroffen, ſprachlos vor Staunen, einer ſchönen, jungen Frau gegenüber.

„Auch die Burgfrau heißt den Gaſt ihres Gatten willkommen," ſagte ſie, nicht ſteif und hoffärtig, aber doch etwas gemeſſen und ſichtlich ſelber überraſcht über die ſtattliche, faſt jugendliche Erſcheinung des Ankömmlings, den ſie ſich ganz anders gedacht hatte.

Eike konnte ihr nur mit einigen kurzen, verbindlichen Worten danken, auf die ſie erwiderte: „Ich möchte Euch, ehe Ihr hier Platz nehmt, Euer Loſament zeigen, Herr Ritter von Repgow. Bitte, folgt mir."

Sie ſchritten alle drei, die Gräfin voran, durch einen langen, ſchmalen, mittels zahlreicher Luken erhellten Gang, den Fräuleingang geheißen, wie der Graf erklärte, zu dem nach ſeinen Angaben höchſt behaglich eingerichteten Zimmer. Die Gräfin öffnete die Tür und lud mit einer Handbewegung den Gaſt zur Beſitznahme ein.

Eike, ſich darin umſchauend und dann an eines der drei Fenſter tretend, rief aus: „Was? hier ſoll ich wohnen? das iſt ja viel zu prächtig für mich. Hier wird mir die Arbeit ſchwer werden, dieſe herrliche Ausſicht in das Tal vor Augen mit den Bergen und Wäldern und den grünen Wieſen, durch die ſich der erlenbekränzte Fluß in gefälligen Windungen ſchlängelt. Da muß einem ja das Herz aufgehen vor Entzücken, aber die Schreiberei wird dabei zu kurz kommen, gnädigſte Gräfin!"

Mit einem zufriedenen Lächeln antwortete Gräfin Gerlinde auf dieſe begeiſterten Äußerungen: „Nicht beeinträchtigen, ſondern Eure Arbeit fördern möge der freie Blick in dieſe ſchöne Natur, und ich wünſche Euch Heil und Segen dazu hier unter unſerem Dache." Dann zog ſie ſich zurück und ließ die beiden Männer allein.

Als ſie den Fräuleingang wieder durchwandelte, flüſterte ſie: „Wie ein Gelehrter ſieht er eigentlich nicht aus, aber ein Ritter iſt er.“ —

„Ich habe deine Verwunderung bemerkt, als du die Gräfin ſaheſt,“ begann Graf Hoyer unter vier Augen mit Eike. „Sie iſt meine zweite Frau, was ich dir neulich mitzuteilen vergaß. Nachdem mir vor acht Jahren der Tod meine liebe Bertrade entriſſen hatte, ward es mir öd und einſiedleriſch hier, denn ich war allein, meine Söhne waren damals ſchon auswärts. Da, als ich zwei Jahre ſpäter auf einer Fahrt durch Franken einmal zu einem mir befreundeten Ritter auf Burg Schwanenfeld kam, wurde mein Herz von einer ſchnellen Neigung zu einer ſeiner fünf Töchter erfaßt. Ich zauderte nicht und warb um ſie. Auch das damals zweiundzwanzigjährige Mädchen beſann ſich nicht lange und nahm meinen Antrag an, denn die Familie lebte bei geringem Beſitz einſam, wie abgeſchieden von der Welt, und die Freier blieben aus. Der Brautkauf mit dem Vater war bald geſchloſſen, und ſowohl der Muntſchatz wie die Morgengabe und die Leibzucht, die ich zu beſtellen gelobte, waren reichlich bemeſſen. So ward Gerlinde mein Weib, und mich hat es nicht gereut, denn mit ihr kam wieder Sonnenſchein und Leben auf den Falkenſtein, obwohl wir keinen regen Verkehr mit Standesgenoſſen haben und ich, der ich ſoviel älter bin, der noch jungen Frau wenig bieten kann. Ob ſich Gerlinde an meiner Seite glücklich und zufrieden fühlt, weiß ich nicht. Dir wird es leicht werden, dich gut mit ihr zu ſtellen, denn ſie iſt eine offenherzige, zugängliche Natur und beſitzt eine nicht gewöhnliche Geiſtesbildung. Nimm dich ihrer, wenn du Luſt und Zeit dazu haſt, ein wenig an; ſie und ich werden es dir Dank wiſſen.“

„Ich werde mich nach besten Kräften um die Huld der Frau Gräfin bemühen," sprach Eike mit einem verlegenen Lächeln, „aber ich bin in zartem Frauendienst nicht erfahren und geübt, Graf Hoyer, und die Frau Gräfin wird viel Nachsicht mit mir haben müssen, bis ich mir ihre Gunst und Gewogenheit errungen habe."

„Auf das experimentum bin ich gespannt, Eike," lachte der Graf. „Jetzt ruhe dich aus, bis Folkmar dich zum Abendessen ruft; lange wird es nicht mehr dauern. Du bleibst wie du da bist; meine Frau ist nicht anspruchsvoll, und wir drei sind ja Gottlob! unter uns allein, worauf ich mich unbändig freue. Auf Wiedersehen!" Damit ging er. —

„Seine zweite Frau und achtundzwanzig Jahre, wenn ich richtig rechne!" sprach Eike, sich auf eine Ruhebank hinstreckend. „Daher auch die fehlende Antwort, als ich ihm bei unserem Abschied unter der Eiche einen Gruß an seine Gemahlin auftrug, nicht ahnend, daß Frau Bertrade längst nicht mehr unter den Lebenden ist. — Und er weiß nicht, ob sich Frau Gerlinde an seiner Seite glücklich fühlt? Wie ist es nur möglich, so etwas nicht zu wissen! Hat sie es ihm nie gezeigt, ihm niemals unwillkürlich verraten? Da müßte sie ja ein sehr kühles Menschenkind sein, und dagegen sprechen ihre glutsprühenden Augen. — Um ihre Gunst soll ich mich bewerben. Als ob ich nicht andere Dinge im Kopf hätte! Wenn mich der erste, flüchtige Eindruck nicht täuscht, ist sie aller Verehrung wert, und die will ich ihr auch gern darbringen, mehr aber nicht, und mehr wird sie auch nicht von mir erwarten. Eine hochmütige Tyrannin, die bedingungslose Unterwerfung fordert und gefallsüchtig von früh bis spät umschmeichelt sein will, ist sie sicher nicht. Ihre Augen freilich, die sind gefährlich, —

mir gefährlich? ach, ich bin gepanzert mit dreifachem Erz. Wenn aber nun —"

Es klopfte. „Seid Ihr es, Folkmar?"

„Jawohl, Herr Ritter! die Frau Gräfin läßt zu Tische bitten," klang es durch die Tür zurück.

„Ich komme sogleich." —

Der Tisch stand im Speisesaale gedeckt, nur die Speisen und das Getränk nebst den Trinkgeschirren fehlten noch darauf. Daher empfing Gräfin Gerlinde den neuen Burgbewohner mit den Worten: „Ein wenig müssen wir uns noch gedulden, Herr von Repgow, und ich will Euch unterdessen mit unserer gewohnten Zeiteinteilung bekannt machen. Das Morgenbrot wird Euch Melissa, meine Gürtelmagd, in Euer Gemach bringen zu jeder Stunde, die Ihr bestimmen werdet. Zu Mittag essen wir, wann die Sonne am höchsten steht, und abends so wie heute. Im übrigen seid Ihr völlig frei und an nichts gebunden. Ist Euch das recht so?"

„Edle Frau, Ihr habt zu befehlen, ich bin mit allem zufrieden. Jeglicher Ordnung, die in diesen Mauern herrscht, werde ich mich willig fügen und mit Freuden Euren leisesten Winken gehorchen," erwiderte Eike sich ritterlich verneigend und der Gräfin die Hand küssend.

„Das heißt," fiel Graf Hoyer ein, „wenn du in der Zwischenzeit einmal Hunger verspürst, legst du ihn meiner Frau ans Herz, und sooft dich Durst anwandelt, wendest du dich an mich, Eike; ich habe Verständnis für dergleichen Gefühle."

„Aber auch Ihr müßt das richtig verstehen, Herr Ritter," fügte die Gräfin schalkhaft hinzu. „Euer Durst wird meinem Gemahl stets ebenso willkommen sein wie sein eigener, schon der guten Gelegenheit wegen, mittrinken zu können."

„Sonſt darf ich's nämlich nicht, denn ſie erlaubt mir ſelten einen biederen Trunk außer der Reihe," lachte der Graf. „Wenn ich aber einen Genoſſen dabei habe, dem ich mit dem Becher Beſcheid tun muß, drückt ſie ein Auge zu."

„Beide!" ſprach die Gräfin nachdrücklich mit einem Seufzer, der etwas Drolliges hatte. „Ah, da kommt unſere Mahlzeit," rief ſie gleich darauf vergnügt, als ſich die Tür öffnete.

Folkmar trat ein, aber mit leeren Händen.

„Folkmar, du bringſt weniger als nichts, du bringſt etwas Unangenehmes," ſagte der Graf ſtirnrunzelnd. „Was iſt geſchehen?"

„Herr Graf, der Ritter Dowald von Aſcharien iſt ſoeben angekommen," meldete der Diener mit einem Geſicht, ſo grämlich wie drei Tage Regenwetter.

„Daß dich der Donner und Hagel erſchlag!" brauſte der Graf zornwütig auf. „Iſt denn die Zugbrücke noch nicht aufgezogen?"

„Goswig wollte es eben tun, da war aber der Ritter mit ſeinem Roſſe ſchon mitten darauf."

„Was? zu Roſſe iſt er? aus weſſen Stalle mag er ſich das wohl ge—liehen haben! denn geſchenkt hat es ihm niemand und verkauft erſt recht nicht," brummte der Graf. „Und heute juſt! daß er uns gerade heut auf den Hals kommen muß! Wo ſteckt er denn nun?"

„Er bittet, ſich erſt umkleiden zu dürfen, ehe er vor den Herrſchaften erſcheint, denn ſo wie er wäre, könnte er ſich nicht zeigen," erwiderte Folkmar.

„Das will ich ihm unbeſehen glauben; es wird mit ſeiner Ausſtaffierung ſchäbig genug beſtellt ſein," höhnte der Graf. „Schaff' ihn in das kleine Turmgemach und hilf ihm, brauchſt dich aber damit nicht zu beeilen.

Meliſſa mag uns inzwiſchen bedienen, denn warten werden wir auf den alten Schmarutzer nicht, und ſie ſoll nun die gewöhnlichen, zinnernen Becher aufſetzen."

Des Grafen Freude war zerſtört, ſeine gute Laune dahin. „Dieſer Dowald von Aſcharien," wandte er ſich zu Eike, der das alles ſtaunend mit angehört hatte, „iſt ein fahrender Ritter, ein edles Blut, das wenig hat und viel vertut. Er nennt ſich einen Vetter des Fürſten von Anhalt, mit dem er aber nur ſehr weitläufig verſippt iſt und vor dem er ſich ſeines verworfenen Umhertreibens wegen nicht blicken laſſen darf. Er beſaß früher einen kleinen Hof bei Aſchersleben, der ihm jedoch längſt abgepfändet worden iſt, hat nicht Hind, nicht Kind, iſt ein unleidlicher Schwätzer, bis über die Ohren verſchuldet und kriegt nirgend mehr einen Heller geborgt. Nun brandſchatzt er alle Burgen im weiteſten Umkreiſe, pokuliert und prahlt mit den unglaublichſten Abenteuern, in denen er ſelbſt ſtets den ſiegreichen Helden ſpielt. Daneben behauptet er, überall eingeladen zu ſein, aber wer ſein Nahen wittert, läßt ſchnell die Brücke aufziehen und verleugnet ſich vor ihm, denn wo er ſich einmal zu Labe und Ruheſtatt eingeniſtet hat, da wird man ihn ſobald nicht wieder los."

Graf Hoyer wäre in dieſer wenig ſchmeichelhaften Schilderung noch fortgefahren, wenn der ſo übel Beleumundete jetzt nicht geräuſchvoll in den Speiſeſaal eingetreten wäre, wo ſich die drei bereits zu Tiſche geſetzt hatten. Während er faſt ſtürmiſch die Gräfin überfiel, die ſeinen ſprudelnden Wortſchwall ſehr gelaſſen hinnahm, flüſterte der Graf, mit einem tadelnden Seitenblick auf den achſelzuckenden Diener, Eike zu: „Das nennt er ſich umkleiden! einen Rock von mir hat er angezogen, den ich nun niemals wiederſehe." Dem Grafen ſchüt-

telte Ritter Dowald die Hand, als ob er ſie gar nicht wieder loslaſſen wollte, und als er mit Eike die unumgängliche Begrüßung tauſchte, betrachtete er dieſen mit mißfälliger Miene wie einen hier ſehr Überflüſſigen.

Er war faſt kahlköpfig mit einem roten, gedunſenen Geſicht, rechts und links lang ſtarrendem, grauweißem Schnurrbart und von vierſchrötigem Gliederbau. Ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, ließ er ſich an dem inzwiſchen für ihn gedeckten Platze nieder und griff ſofort nach allem gierig zu, was an Speiſe und Trank aufgetragen war. Dabei ſprach er ſo viel, daß niemand ein Wort dazwiſchen reden konnte, berichtete, von wannen er käme und daß man dort vergeblich alles aufgeboten, ihn noch länger zu halten; aber eine unbezwingliche Sehnſucht nach ſeinem lieben alten Freunde Hoyer hätte ihn hergetrieben, wozu der Graf ein ſauerſüßes Geſicht machte und die Gräfin ein ſpöttiſches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Auf dieſe ungemütliche Weiſe wurde den anderen der Abend verdorben, und ihr trauliches Beiſammenſein, auf das ſie ſich ſo gefreut hatten, ging ihnen durch die aufdringliche Schwatzhaftigkeit des ungebetenen Gaſtes, der ſtets ſeine eigenen, oft ziemlich gewagten Späße wiehernd belachte, verloren.

Nach Verlauf von zwei langſam ſchleichenden Stunden hob Gräfin Gerlinde die Tafel auf, auch Graf Hoyer entſchuldigte ſich, und Eike ſchützte Müdigkeit von ſeinem Reiſeritt vor, ſo daß dem Aſcharier nichts übrig blieb, als für heute auf einen weiteren fleißigen Becherſchwung zu verzichten und ſich innerlich grollend in ſein Turmzimmer hinauf zu begeben. Die drei wünſchten ihm laut gute Nacht, heimlich aber etwas ganz Anderes.

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen machte sich Eike an das Auspacken seines großen Mantelsackes, und Wilfred, der ihm dabei helfen mußte, staunte über die Menge umschnürter und mit Aufschriften versehener Bündel, die nach ihrem Inhalte reihenweise geordnet und in das Büchergestell gelegt wurden, damit man Gewünschtes ohne langes Suchen mit dem ersten Griffe herausfand. Das Staunen des Schreibers wurde aber noch überwogen von seinem Unbehagen angesichts der Fülle von Schriften und der Stöße von Papier und Pergament, die ihm ein bedrohliches Maß von zu leistender Arbeit weissagten. Dazu kam die seine Sorge noch verstärkende Frage Eikes, ob er auch wohl einen reichlichen Vorrat von Schreibsaft in Bereitschaft hätte.

„Jawohl!" versicherte Wilfred mit leisem Stöhnen, „eine ganze Kruke voll, aus Galläpfeln, Wasser und Vitriol zusammengequirlt, kohlpechrabenschwarz wie der Teufel, vergilbt nicht, verlischt nicht, jedes Wort damit wie für die Ewigkeit geschrieben. Auch roten für die Initialen und Majuskeln. Tinte mischen und Eselshaut zu Pergament glätten habe ich in der Klosterschule gelernt."

„Und Pudeln eine Platte scheren auch, nicht wahr?"

Wilfred, durch diese Erinnerung an seine Gröninger Freveltat gereizt, gab keck zur Antwort: „Allerdings, und

wenn Ihr einmal Biſchof werdet, Herr, empfehle ich mich Euch als Tonſor; unterm Krummſtab lebt ſich's luſtig."

Ein frecher Burſche! dachte Eike und forſchte weiter, ob er auch Federn geſchnitten hätte.

„Auch das," erwiderte der Schreiber ungeduldig, „Gänſefedern und Rabenfedern, ſpitze und breite, je nach Bedarf, und Pinſel hab' ich auch nebſt Farben und Goldpigment, alles fix und fertig."

„Schön!" ſprach Eike, „hier haſt du Papier. Nun ſetze dich und ſchreibe, was ich dir vorſage; ich möchte deine Handſchrift ſehen."

Der Schreiber nahm Platz, und Eike diktierte: „Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beſchirmen die Chriſtenheit. Dem Papſte iſt geſetzt das geiſtliche, dem Kaiſer das weltliche. Dem Papſte iſt auch geſetzt, zu beſchiedener Zeit auf einem weißen Roſſe zu reiten, und der Kaiſer ſoll ihm den Stegreif halten, auf daß der Sattel ſich nicht wende."

„Ei, dann möchte ich lieber Papſt als Kaiſer ſein," meinte Wilfred, als er die Zeilen beendet hatte.

„Hüte dich, daß du nicht einmal rückwärts auf einem Eſel reiten mußt, ſtatt des Zaumes den Schwanz des Bruder Langohr in der Hand," duckte Eike den Vorlauten, während er das Geſchriebene betrachtete.

Wilfred ſchwieg, kaute an der Feder und dachte: Hoppla! der gelehrte Ritter dünkt ſich wohl im kuruliſchen Seſſel zu fahren; da wird es noch Tänze geben zwiſchen uns.

„Mit deiner Schrift bin ich zufrieden, ſie iſt gut," lobte Eike.

„Das Papier iſt aber auch gut," erklärte Wilfred.

„Hat ein großes Handelshaus in Lübeck für mich aus Burgund bezogen," berichtete Eike.

„Aus Burgund? Da war ich auch einmal auf meinen Wanderfahrten. Der Wein dort ist köstlich und billig, wenn man ihn nicht bezahlt," lachte Wilfred, dem das übermütige Vagantenblut noch in den Adern prickelte.

Sie schichteten und ordneten weiter, wobei Wilfred die Aufschriften der Bündel las, Namen von Gesetzen und Rechten, Willküren, Weistümern und Regesten, die er noch niemals in seinem Leben gehört hatte. Ihm graute davor, sich in sie hineinfinden und mit ihnen vertraut machen zu sollen. Das kann eine recht erbauliche Sache werden, sagte er sich, wo bleibt da meine schöne Mußezeit? Und es war so hübsch ruhig und friedlich hier auf der Burg, ehe dieser aus der Art geschlagene Ritter auf den unglücklichen Gedanken kam, hier, ausgesucht hier auf dem Falkenstein ein Gesetzbuch schreiben zu wollen.

Als sämtliche Schriftenbündel in dem Bücherrück übersichtlich untergebracht waren, sprach Eike zu seinem Gehilfen: „Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß dein dringendstes Arbeitsbedürfnis für diesen Vormittag gestillt ist."

„Ich bin jederzeit zu Euren Diensten, Herr," erwiderte Wilfred höflich und zugleich erfreut über die damit kundgegebene Absicht des Gestrengen, die Kramerei einstellen und die Schreiberei noch nicht beginnen zu wollen. Trotzdem fügte er mit erheucheltem Pflichteifer hinzu: „Es ist aber noch lange nicht Mittag."

„Weiß wohl," sagte Eike, „aber zu dem, was ich jetzt zu tun habe, kann ich deines Beistandes entraten. Ich muß mir die zunächst benötigten Schriftstücke aussuchen und zurechtlegen, und dabei kann mir niemand helfen. Du bist also vorläufig deines schätzbaren Dienstes ledig."

Nach einer stummen Verbeugung verließ Wilfred das Zimmer mit einer bemerkenswerten Geschwindigkeit.

Er wollte ſich nach ſeinem im Turm befindlichen Kämmerlein hinaufbegeben und tat dies ganz leiſe, denn er ſcheute die auf dem Wege dahin leicht mögliche Begegnung mit einem, dem er lieber auswiche. Der Ritter Dowald von Aſcharien, von deſſen überraſchender Ankunft geſtern abend er gehört hatte, war derjenige, mit dem er ein Wiederſehen vermeiden möchte, denn die beiden kannten ſich von einem, allerdings ſchon einige Zeit zurückliegenden, für Wilfred aber ſehr unrühmlichen Abenteuer her. Das ſollte ihm nun freilich nicht gelingen. Aufwärts ſchleichend vernahm er zu ſeinem Schrecken ſchon ganz nahe die ſchweren, hallenden Schritte des noch höher im Turm Wohnenden die Wendeltreppe herabkommen, und gleich darauf ſtanden ſie ſich gegenüber. Nun konnte er dem Gefürchteten nicht mehr entrinnen. Zum Umkehren war es zu ſpät, das hätte wie feige Flucht ausgeſehen, und an ein ſchattenhaft ſtilles Vorbeihuſchen war auch nicht zu denken, weil des Ritters feiſte Geſtalt den engen Treppengang von Wand zu Wand ausfüllte.

Dowald erkannte den zufällig Geſtellten ſofort und rief höchſt verwundert aus: „Wen ſehen meine Augen? Wie kommſt denn du hierher, du ſpitzbübiſcher Landſtreicher?

„Ich bin hier auf der Burg geboren, Herr Ritter, und bin der Sekretarius des Herrn Grafen von Falkenſtein,“ erwiderte Wilfred, der ſeine Unverfrorenheit ſchnell wieder gefunden hatte.

„Iſt die Möglichkeit! Der Sekretarius des Herrn Grafen. Gibt es denn hier ſoviel Tintenkleckſerei zu beſorgen?“

„Augenblicklich bin ich der Amanuenſis des Herrn Ritters Eike von Repgow.“

„Ah, das iſt der Fremde, den ich geſtern abend hier antraf. Was tut denn der hier?“

„Wir schreiben hier ein neues Gesetzbuch," brüstete sich Wilfred, „ein großes Hauptwerk über die sonderbarsten Rechte."

„Wir? wer sind wir?"

„Na, ich und der Ritter Eike von Repgow."

„So! Du und der Ritter. Was du sagst! also ihr schreibt hier ein neues Gesetzbuch. Das ist ja sehr merkwürdig."

„Ich weiß nicht, ob ich Euch das anvertrauen darf, und, Herr Ritter, ich hab' eine Bitte an Euch," sprach Wilfred jetzt demütig und bescheiden. „Verratet nichts von der Judengeschichte damals am Kattenbach. Erinnert Ihr Euch?"

„Ganz genau, hab' ein gutes Gedächtnis, Wilfred Bogner. Aber ich bin verschwiegen, werde nichts verraten, weder von dem neuen Gesetzbuch noch von der Judengeschichte. Jetzt laß mich vorbei, ich will in den Stall, nach meinem Rosse zu schauen."

Wilfred mußte umkehren und die Stufen hinabgehen bis zu einem Treppenabsatz, der soviel Raum bot, daß die beiden einander ausbiegen konnten.

„Ein Unglück kommt selten allein," knurrte Wilfred, als er wieder treppauf stieg. „Erst der Reppechower, für den ich mir die Finger krumm und lahm schreiben soll, und dann der Ascharier, der den verflixten Vagantenstreich von mir weiß. Aber er will ja schweigen, hat er versprochen." —

Kurze Zeit nach dieser für Wilfred peinlichen Begegnung trat Graf Hoyer in Eikes Gemach, um sich bei seinem lieben Gaste umzusehen und ihn zu fragen, ob ihm nicht irgend etwas fehle, worauf ihm Eike die Versicherung gab, daß er sich hier vollkommen wohl und behaglich fühle und ihm nichts zu wünschen übrig bleibe.

Danach begann der Graf unvermittelt: „Eike, mir geht etwas im Kopf herum. Wie werden wir den dickfelligen Aſcharier wieder los?“

„Ich habe auch ſchon darüber nachgeſonnen, Herr Graf,“ erwiderte Eike, „und mir iſt ein Einfall gekommen, der freilich, wenn ſeine Ausführung mißglückte, in das Gegenteil des erſtrebten Zweckes umſchlagen könnte.“

„Laß hören!“ ſagte der Graf geſpannt.

Eike fuhr fort: „Ritter Dowald ſieht mir nicht danach aus, als ob er ſich viel aus ſchriftlicher Arbeit machte.“

„Der? nein!“, beſtätigte der Graf lachend. „Auf einem Sitz hält er nur aus im Sattel oder beim vollen Humpen. Er ſchlägt eine gute Klinge und führt auch die Lanze tadellos, aber der Gänſekiel taugt nicht für ſeine Eiſenfauſt. Worauf willſt du denn damit hinaus?“

„Auf eine Liſt, Graf Hoyer. Sagt ihm, wir könnten uns hier nicht um ihn kümmern, hätten Tag für Tag von früh bis ſpät mit der Abſchrift eines ſeltenen und berühmten Kodex zu tun, ein äußerſt mühſeliges Geſchäft, weil die alte Handſchrift ſehr ſchwer zu entziffern wäre. Was das für ein Kodex iſt, braucht er ja nicht zu wiſſen, darf überhaupt von dem Geſetzbuche nichts erfahren.“

„Hm! und du glaubſt, damit würden wir ihn los, daß wir uns nicht um ihn kümmern? Du kennſt ihn nicht, Eike! Der ſetzt ſich hier wochenlang feſt und vertreibt ſich die Zeit mit Eſſen und Trinken. Ob wir dabei mittun oder nicht, danach fragt er ſo wenig wie das Kamel nach dem Purpur.“

„Aber er ſoll bei unſerem Zeitvertreib mittun; abſchreiben ſoll er uns helfen!“ rief Eike.

„Uns abſchreiben helfen? Das iſt ein köſtlicher Gedanke,“ lachte der Graf.

„Nur unter dieſer Bedingung dürfte er hier bleiben, müßt Ihr ihm ſagen, wir brauchten notwendig noch eine fleißige Schreibhand. Haltet Ihr es für möglich, daß er darauf eingeht?“

„Nun und nimmermehr! ja, wenn es ſich um einen gewagten Heckenritt handelt, ſo einen beuteverheißenden Schnapphahnzug, — da ſteht er ſeinen Mann, aber vor Geſchreibſel in Klauſur nimmt er Reißaus und läßt uns ſeines Roſſes Eiſen ſehen.“

„Und dann haben wir gewonnen Spiel,“ lachte nun auch Eike aus frohem Herzen.

„Eike, wenn das glückt,“ ſagte der Graf, „laß ich hoch oben am Bergfried als Abſchiedsgruß für den fahrenden Ritter eine Fahne heraushängen. Heute mittag bei Tiſche werd' ich's ihm beibringen, und dann paß einmal auf, wie ſchleunig er Ferſengeld gibt. Und ſobald er zum Tore hinaus iſt, laſſe ich die Brücke aufziehen, damit er ſich draußen nicht etwa eines anderen beſinnt, umkehrt und wieder hereinkommt. Und dann, heut abend, da trinken wir eins auf ſeinen Ritt ins Blaue, denn wo er zu Nacht Unterſchlupf ſuchen ſoll, weiß er gewiß ſelber nicht; er findet ja nirgend eine offene Tür.“ —

Die Mittagsſtunde kam heran und ſollte für den Grafen und Eike zunächſt eine unliebſame Überraſchung bringen, auf die ſie nicht gefaßt ſein konnten und die in ihrem Angriffsplan eine kleine Verſchiebung verurſachte.

Kaum hatten ſich die drei Herren mit der Gräfin zu Tiſche geſetzt, als Ritter Dowald anfing: „Euer Sekretarius Wilfred Bogner hat mir die ſeltſam lautende Mitteilung gemacht, Graf Hoyer, daß er mit dem hier gegenwärtigen Herrn ein neues Geſetzbuch über höchſt ſonderbare Rechte ausarbeitet. Was ſoll denn das,

wenn ich fragen darf, für ein Geſetzbuch werden, Herr von Repgow?"

Die beiden Männer ſtutzten erſt und krauſten unwillig die Stirnen, brachen aber dann in ein ſchallendes Gelächter aus, in das auch Gräfin Gerlinde beluſtigt mit einſtimmte.

„Der Fred iſt wohl verrückt geworden," ſchäumte danach Graf Hoyer auf, „der und an einem Geſetzbuche mitarbeiten! Der Schreibknecht meines gelehrten jungen Freundes iſt er, und für ihn abſchreiben ſoll er, weiter nichts. Aber wie ſeid Ihr denn mit dem Windbeutel zuſammengekommen?"

„O, wir ſind gute Bekannte," erwiderte Dowald, „ich traf ihn einmal weit von hier, auf einſamen Wegen, abſeits von der Landſtraße, die ich, einer unabweislichen Einladung folgend, dahinritt. Da hörte ich aus geringer Entfernung plötzlich ein fürchterliches Zetermordiogeſchrei und ſprengte ſchnurſtracks darauf los, um vielleicht ſchwer Bedrängten, von Räubern Angefallenen zu Hilfe zu kommen. Es war auch ſo, wie ich vermutete. Eine Bande nichtsnutzigen Geſindels hatte zwei wandernde Juden ausgeplündert, ihnen ihre ganze Barſchaft abgenommen, ſie dann Rücken an Rücken mit Stricken zuſammengebunden und war eben im Begriff, die vor Todesangſt Zitternden in den vorüberfließenden Bach zu werfen. Ich, wie der Blitz aus den Bügeln, packte den Rädelsführer, Euren Wilfred, am Kragen und zwang ihm mit gezogenem Schwerte das geraubte Geld, ein rundes, nicht zu verachtendes Sümmchen, wieder ab, während das übrige Gelichter ſich eilig aus dem Staube machte. Dann band ich die beiden Juden los, die nicht wußten, wie ſie mir danken ſollten und allen Segen des Gottes Israels auf mein Haupt herabbeſchworen."

Die Tischgenossen hatten dem Erzähler aufmerksam zugehört und harrten nun des noch Fehlenden, denn dies konnte unmöglich das Ende der Geschichte sein, und daß der hier als preislicher Held auftretende Ritter damit zurückhielt, kam ihnen verdächtig vor. Sie wollten darum alles wissen, und um von dem Ruhmredigen den Austrag des Überfalles zu erfahren, richtete zuerst Eike die Frage an ihn: „Habt Ihr denn den Rädelsführer nicht weidlich durchgeprügelt oder ihm sonst einen unvergeßlichen Denkzettel erteilt?“

„Nein, mich tätlich an ihm zu vergreifen hielt ich unter meiner Ritterehre,“ versetzte Dowald stolz. „Aber er mußte mir seinen Namen nennen, und ich sagte ihm auch den meinigen mit dem Zusatz, ich wäre Gerichtsherr in dem Gau und würde mir sein Malefizgesicht auf das genaueste merken. Darob erschrak er gewaltig und flehte mich himmelhoch an, Gnade zu üben und ihn laufen zu lassen. Das tat ich denn auch, die Juden aber nahm ich mit, das heißt, ich ließ sie neben meinem Pferde einhertrotten so lange, bis sie vor den vielleicht in der Nähe auf sie lauernden Strichvögeln sicher sein konnten.“

„Und das geraubte Geld gabt Ihr den beiden Juden natürlich zurück,“ sagte der Graf.

„Zur Hälfte,“ erwiderte Dowald, „die andere Hälfte behielt ich als verdienten Lohn für die Lebensrettung.“

„Nur die Hälfte behieltet Ihr? wie großmütig!“

„O sie waren sehr erfreut, soviel wiederzubekommen.“

„Hatten gar nichts erwartet, nicht wahr?“

„Es schien mir in der Tat so,“ gab Ritter Dowald zu ohne den Sinn dieser fast beleidigenden Frage zu verstehen.

„Nun aber bitte ich Euch, Eurem Schreiber den jugendlichen Schelmenstreich nicht nachzutragen,“ schloß er.

„Deswegen könnt Ihr ruhig schlafen," erwiderte der Graf. „Dieser jugendliche Schelmenstreich, wie Ihr die Beraubung harmloser Wanderer mit gewohnter Milde nennt, wird wohl nicht der einzige von ihm verbrochene sein. Er hat aus seiner Vagantenzeit gewiß mehr solcher Stücklein auf dem Kerbholz, von denen ich nichts weiß und nichts wissen will."

„Recht so, Graf Hoyer! wir sind doch auch einmal jung gewesen."

„Ja freilich! und Ihr seid es beinahe noch, so tapfer und geschäftsklug habt Ihr Euch bei dem Handel benommen," sprach der Graf mit anzüglichem Tone.

Dowald fühlte den ihm versetzten Stich und schwieg. Ihm ward durch diese recht deutliche Anspielung doch allmählich klar, daß er sich mit der Erzählung der abenteuerlichen Begebenheit in ein sehr ungünstiges Licht gerückt hatte.

Auch die anderen saßen unter diesem Eindrucke eine Weile stumm da, bis Gräfin Gerlinde das Gespräch wieder aufnahm mit der Frage: „Habt Ihr bei Eurem unverhofften Wiedersehen mit dem ehemaligen Strichvogel die Erinnerung an jenes erste Zusammentreffen aufgefrischt, Herr Ritter?"

„Nur ganz beiläufig erwähnten wir es unter uns, gnädigste Gräfin," erwiderte Dowald verlegen, nun auch noch in dem erwachenden Bewußtsein seines Wilfred gegenüber begangenen Wortbruches, da er doch Verschwiegenheit gelobt hatte. Um weiteren Erörterungen über den heikelen Gegenstand vorzubeugen, wandte er sich schnell an Eike und sagte: „Mit Eurem Gesetzbuche könntet Ihr übrigens ein gutes Werk tun, Herr von Repgow."

„Inwiefern, Herr von Aschatien?" fragte Eike wißbegierig.

„Frau Gräfin, ich ſchreibe mein Buch keineswegs mit dem Vorſatze, die Kirche ſchädigen zu wollen.“

(S. 60.)

„Ihr ſolltet Euch der armen fahrenden Ritter annehmen und in Eurem Buche die Beſtimmung feſtlegen, daß wir mit Sorgen und Nöten ſchwer Beladenen überall nur die halbe Zeche, kein Wegegeld, keinen Brückenzoll, keine Zinſen für Schulden und vor allem keine Steuern und Beden zu bezahlen hätten.“

„Dowald! Ihr Zeche und Zinſen bezahlen?“ lachte der Graf frei heraus.

Auch Gräfin Gerlinde lächelte verſtohlen und biß ſich auf die Lippen, um einen lauten Heiterkeitsausbruch zurückzuhalten.

Eike aber erwiderte ſcheinbar ganz ernſthaft: „Kein übler Vorſchlag von Eurem Standpunkte aus. Aber was würden wohl die Wirte, die Gläubiger, und die kaiſerlichen Säckelmeiſter dazu ſagen?“

„Die kaiſerlichen Säckelmeiſter mögen ſich die Steuern und Abgaben zu des Reiches Nutz und Notdurft aus den Taſchen des geringen Volkes, der Handels- und Gewerbsleute, Handwerker und Pfahlbürger holen, aber nicht der edlen Ritterſchaft aufbürden, der man mit ſo etwas nicht kommen darf, weil ſie ihr Geld zu ihrem eigenen ſtandesmäßigen Auftreten braucht,“ ſchnarrte der ſelbſtſüchtige Aſcharier.

„Was Ihr da verlangt, edler Ritter, wäre für die in meinem Geſetzbuch angeſtrebte Rechtsgleichheit ein Schlag ins Geſicht,“ entgegnete Eike empört.

Auch Graf Hoyer fühlte ſich in ſeiner echt vornehmen Denkungsart durch das unerhörte Anſinnen tief verletzt, wollte ſich aber auf einen Streit darüber mit dem verbohrten Querkopf nicht einlaſſen und hielt es jetzt für an der Zeit, mit dem verabredeten Plane zur Abſchüttelung des Überläſtigen einzugreifen. Er begann: „Wir hatten uns vorgenommen, Euch über Repgows Buch

genauen Bericht zu erſtatten, und nun iſt uns Fred damit zuvorgekommen. Aber es gibt ein Mittel, Euch gründlicher in das Werk einzuführen als es die weitſchweifigſte Belehrung vermöchte. Ich habe Euch nämlich einen dringenden Wunſch ans Herz zu legen, deſſen Erfüllung Ihr mir ſchwerlich verſagen werdet, Dowald."

„Ich kann mir keinen Wunſch denken, den ich Euch nicht mit Freuden erfüllen würde, Graf Hoyer," verſicherte der Ritter mit einem Tone, der auf bedingungsloſe Bereitwilligkeit zu allem ſchließen ließ.

„Das freut mich, und ich habe auch nichts anderes von Euch erwartet," fuhr der Graf fort. „Seht mal, wir beide, Repgow und ich, haben mit dem Geſetzbuch alle Hände voll zu tun und wiſſen gar nicht, wie wir allein damit fertig werden ſollen, denn die Sache drängt zur größten Eile. Wie wäre es nun, wenn Ihr uns einige Wochen lang beim Schreiben fleißig hülfet?"

Dem Aſcharier blieb vor Schreck der Biſſen im Munde ſtecken. Er legte das Meſſer nieder und ſtarrte den Grafen ſprachlos an. Dann ermannte er ſich und brachte nun ſtotternd vor: „O wie gerne, wie ſehr gerne tät ich das, lieber Graf! aber — jammerſchade! leider, leider muß ich heut nachmittag fort nach der Heimburg, wo man mich beſtimmt und ungeduldig erwartet, denn ich habe dem zweitgeborenen Regenſteiner, der dort oben auf dem Kegel horſtet, meinen Beſuch hoch und heilig verſprechen müſſen."

Graf Hoyer wiegte das Haupt hin und her wie mit dem tiefſten Bedauern und in der bitterſten Enttäuſchung. „Das trifft ſich ſchlecht," ſprach er, ſich mühſam beherrſchend, „ich hatte ſchon meine Hoffnung auf Euch geſetzt. Daß Ihr des Schreibens kundig ſeid, weiß ich, und es braucht ja nicht ſo ſchön zu werden wie eine kunſtvoll

gedrechſelte Mönchſchrift. Könnt Ihr uns nicht wenigſtens heute nachmittag noch ein paar Stunden helfen?“

„Nein, nein! es geht nicht, es geht nicht,“ beteuerte Dowald, Angſtſchweiß auf der Stirn. „Es iſt ein weiter Ritt nach der Heimburg und ſchon die höchſte Zeit zum Aufbruch, ich ſollte längſt in den Bügeln ſein. — Holtmar,“ rief er dem Diener zu, „laß mir mein Roß ſatteln, aber ſchnell! — Mit dieſem Abſchiedstrunke dank ich Euch, Graf Hoyer, und Euch, Gräfin Gerlinde! Ich wäre ſo gern noch geblieben und weiß, ihr hättet mich gern hier behalten, aber diesmal geht's nicht, ich komme bald einmal wieder und dann will ich bleiben ſo lange wie ihr wollt; heute geht's nicht, ich muß fort, muß gleich fort.“ —

Als kaum ein Viertelſtündchen ſpäter Ritter Dowald aus der Burg hinaus war, jubelte Eike: „Der Streich wäre gelungen, Graf Hoyer! nun heraus mit der Fahne am Bergfried!“

„— Nein!“ entſchied der Graf, „ich ärgere mich.“

„Worüber?“

„Daß der alte Schwätzer durch Freds alberne Prahlerei von deinem Buche weiß.“

„Ja, den berühmten Kodex konnten wir ihm danach freilich nicht aufbinden.“

„Ach, das iſt Nebenſache, aber der Aſcharier kann's Maul nicht halten,“ ſtieß Graf Hoyer grimmig hervor. „Er wird es allenthalben herumträtſchen, daß hier auf dem Falkenſtein ein neues Geſetzbuch geſchrieben wird, und nun werden ſie uns von allen Seiten mit törichten Fragen und aufdringlichen Ratſchlägen kommen.“

„Mögen ſie kommen!“ ſprach Eike, „dagegen bin ich gefeit, und den unbequemen Einlieger ſind wir glücklich los.“

„Fein eingefädelt habt ihr euer boshaftes Fürnehmen gegen ihn," bemerkte die Gräfin.

„Bedanke dich bei Eike!" bedeutete ſie der Graf, „der hat's ausgeheckt."

„Ein Meiſterſtück, Herr von Repgow! aber hartherzig und grauſam."

„Schmerzt Euch ſein Scheiden?"

„Durchaus nicht! aber der arme Menſch dauert mich. Ihr habt ihn verjagt und vertrieben durch eure ſchändliche Liſt, indem ihr ihn bei ſeiner ſchwachen Seite faßtet. Wo ſoll er nun hin, der nicht Heim, nicht Herd, kein Obdach und keinen Gaſtfreund hat, dem er willkommen wäre?"

„Du haſt recht, Gerlinde," ſprach der Graf. „Ein armer, bedauernswerter Menſch iſt, wer keinen Freund, keinen wahren Herzensfreund hat. Innerlich einſam geht er durchs Leben, ob er auch hundert Geſellen hat, die mit ihm bechern und bankettieren, ihn umſchwärmen und umſchwänzeln, ihn aber nicht lieben und achten."

Fünftes Kapitel.

Von dem kleinen Garten innerhalb der Burgumwallung führten Stufen zu einem geräumigen Altan empor, der mit einer gemauerten Bruſtwehr umgürtet war. Aus dieſer erhoben ſich in gleichmäßigen Abſtänden ſteinerne Säulen, ein Gitterwerk von Latten tragend, das den ganzen Altan mit einem luftig durchbrochenen Dach überſpannte. Denn ſowohl die Säulen als auch das wagerechte Spalier waren mit Efeu und anderen Schlinggewächſen berankt, deren Blätter zwar hier und da den Sonnenſtrahlen einen Durchſchlupf erlaubten, aber den größten Teil der Plattform beſchatteten. Nur wenn ſich die Sonne am Spätnachmittage tiefer ſenkte, konnte ſie ungehindert eindringen, jedoch befanden ſich zwiſchen den Säulen leinene Vorhänge, die zugezogen werden konnten und dann vor Blendung ſchützten.

Hier von der Hochwacht hatte man einen herrlichen Blick in das Tal und auf den dichten, krauſen Wald, deſſen Laub vom hellſten bis zum dunkelſten Grün in wohltuendem Gemiſch und Wechſel üppig prangte. Weit umfaſſend war die Ausſicht nicht, weil ſie durch die Krümmungen des Tales und die ſich voreinander ſchiebenden Berge beſchränkt war. Fern im Weſten aber

zeigte sich bei klarem Wetter der Gipfel des Brockens, mit seiner stolz geschwungenen Linie die nahen Berge hoch überragend.

Außer unermüdlichen Vogelstimmen jeglicher Art, rufend und flötend, lockend und girrend, tönte kein Laut von unten herauf. Nur in den vom Winde geschaukelten Wipfeln und Zweigen der Bäume regte sich zuweilen ein Brausen und Rauschen oder ein Lispeln und Säuseln wie Liebesgeflüster oder wie geheimnisvolles Raunen von alten Mären und Sagen. Wer das deuten und verstehen wollte, hörte bald ein Grollen und Drohen, bald ein heißes Sehnen und leises Klagen heraus, oder legte der Lauschende das alles selber hinein, wie es in den von Gefühlen bewegten Saiten seines eigenen Herzens erklang? —

Gräfin Gerlinde stand an der Brüstung, und ihre schlanke Gestalt in hellem Gewande hob sich von dem satten Waldesgrün drüben wirkungsvoll ab.

Sie gedachte der unwilligen Äußerungen ihres Gemahls heute mittag nach dem Abzuge des Ritters Dowald von Ascharien und konnte sich seinen Verdruß über dessen Mitwissen von dem Gesetzbuche nicht erklären.

Enthielt es denn etwas Verfängliches, Gefährliches, dessen Bekanntwerden den Männern Sorgen schaffen konnte? Es war doch nach seiner Vollendung für die weiteste Verbreitung im Sachsenlande bestimmt, und jetzt wollte man es vor dem keineswegs scharfsinnigen Ascharier wie ein Geheimnis hüten?

Allerdings, sie wußte so gut wie nichts davon. Der Graf hatte sie schon bei seiner Ankündigung von Eikes Besuch vertröstet, daß sie alles, was ihr von dem Inhalt zu wissen nötig oder wünschenswert wäre, aus des Verfassers eigenem Munde hören sollte, und ihre verzeihliche Neugier wäre gewiß schon gestern befriedigt worden,

wenn das Hereinplatzen jenes ungebetenen Gastes die offene Aussprache nicht unterdrückt hätte.

Heut abend jedoch und hier auf dem Altan stand ihr der Genuß bevor, in das groß angelegte Werk, wie es ihr Gemahl genannt hatte, eingeweiht zu werden. Der Genuß? wird es wirklich ein Genuß für sie werden? fragte sie sich. Trockene Rechtsgelehrsamkeit zählte nicht zu ihren Liebhabereien, und sie konnte dem Dozierenden keineswegs ein aufmerksames Gehör versprechen. Indessen — Repgows ritterliches Wesen bürgte ihr einigermaßen dafür, daß er sie nicht mit geistlosen, spitzfindigen Tüfteleien über verzwickte Rechtsverhältnisse langweilen würde.

Also wollte sie es darauf ankomen lassen, was sie von dem ihr bis jetzt durchaus wohlgefälligen Manne für Weisheiten vernehmen würde, und, falls er sie damit nicht zu fesseln vermochte, frühzeitig müde werden und vor seinen weitläufigen Auseinandersetzungen die Flucht ergreifen.

Die Schatten wurden länger und länger; im Tale herrschte tiefe Ruhe und ein alles Lebende hold beschirmender Friede. Die Sonne ging in Gold und Purpur zu Gnaden, und die Hitze des Tages wich allmählich einer angenehmen, leis fächelnden Kühle, in der sich wonnig atmen ließ. Auch aus dem ganzen Bereiche der Burg, dem Hochbau, den Wohnräumen der Mannen und des Gesindes, dem Hof und den Ställen drang kein störendes Geräusch zu der ablegenen Empore, auf die sich die Herrin des Schlosses wie auf eine umhegte Freistatt gern zurückzog, wenn sie mit ihren Gedanken allein sein wollte.

Jetzt nahten Schritte und veranlaßten die Einsame, die sich inzwischen einen Schemel an die Brustwehr

gerückt hatte, umzuſchauen. Folkmar und Meliſſa kamen mit allerhand Gerät die Stufen herauf, um hier den Tiſch zum Abendeſſen zu decken. Folkmar ſtellte die ſelten in Gebrauch genommenen ſilbernen Pokale auf, was ſicherlich nicht ohne den ausdrücklichen Befehl des Grafen geſchah und ſeine Abſicht verriet, der kleinen Tafelrunde einen etwas prunkhaften Anſtrich zu geben. Dann brachte er auch eine hohe, ſilberne Weinkanne in einem kupfernen Kübel mit kaltem Brunnenwaſſer. Die Gräfin lächelte zu dieſen ungewöhnlichen Vorbereitungen und dachte: ob Hoyer auch dem Koch heimlich Weiſung gegeben hat, ein Feſtmahl anzurichten vor Freude, daß er den Aſcharier ſo ſchnell wieder losgeworden iſt? Nun, wenn die geiſtige Nahrung ſo gut ausfällt, wie die leibliche Verpflegung zu werden verſpricht, — mir ſoll's recht ſein.

Bald hörte ſie die beiden Herren in lebhaftem Geſpräch durch den Garten daherkommen, erhob ſich und winkte ihnen freundlich zu. Ein dickes Aktenbündel bringt der Herr Magiſter wenigſtens zu ſeinem Vortrage nicht mit, ſagte ſie ſich mit einem Gefühl der Erleichterung.

„Haben wir warten laſſen, Gerlinde?" fragte der Graf von unten herauf in offenbar fröhlicher Stimmung.

„Es iſt alles bereit," erwiderte ſie, „aber ich wußte meine Ungeduld zu zügeln, ſo geſpannt ich auch auf die Geheimniſſe bin, die uns Herr von Repgow enthüllen wird."

„Geheimniſſe ſind es nicht, gnädigſte Gräfin, was ich Euch und dem Grafen von den Dingen, die mich beſchäftigen, mitteilen kann, falls Ihr überhaupt etwas davon zu wiſſen begehrt," verſetzte Eike.

„Doch, Eike!" rief der Graf vergnügt, „ein noch ungeſchriebenes und noch ungeleſenes Buch iſt immer ein Geheimnis für jedermann, ausgenommen den Autor."

„Und ich bin in der Tat begierig, soviel davon zu erfahren, wie Ihr mir anvertrauen wollt und ich begreifen kann," fügte die Gräfin hinzu.

„Letzteres wird nicht allzuviel werden," lächelte der Graf. „Du mußt dich auf die gelehrtesten Erörterungen gefaßt machen."

„Ich werde mich bemühen, so gelehrig wie möglich zu sein, gestrenger Herr Ehgemahl," gab sie ihm mit einer schelmischen Verneigung zurück.

Sie gingen zu Tisch und nahmen Platz. Die Gräfin legte dem Gaste vor, und der Graf füllte aus der Kanne die silbernen Pokale. Dann erhob er den seinigen und sprach fast feierlich: „Dies ist der erste Trunk, Eike, den ich dir auf das gute Gelingen deines Werkes zubringe. Möge es dir zum Ruhme und unserem Sachsenvolke zum Heil und Segen gereichen."

Die drei Becher klangen aneinander, und die Blicke begegneten sich.

Darauf trat ein längeres Schweigen ein, aber nicht bloß von der Tätigkeit des Essens geboten, sondern mehr noch in der zurückhaltenden Erwartung jedes der drei, daß einer von ihnen mit der Behandlung des Gegenstandes beginnen würde, auf den es ihnen heute einzig und allein ankam.

Gerlinde war es, die den Bann endlich brach mit einer Aufforderung zum Reden an Eike, die so klang, als wäre die Besprechung schon im besten Gange. „Sagt mir zuvörderst, Herr von Repgow," hub sie an, „wie seid Ihr auf den kühnen Gedanken gekommen, ein neues Gesetzbuch zu schreiben?"

„Aus Entrüstung über unsern unerträglichen Rechtswirrwarr, aus Mitleid mit unserem armen Volke und aus dem unwiderstehlichen Drange, hier helfend und

beſſernd einzugreifen ſoviel ich, alle Kraft daran ſetzend, vermag," gab ihr Eike zum Beſcheide.

„Rechtswirrwarr ſagt Ihr? iſt denn der ſo groß?"

„Zum Himmel ſchreiend, Frau Gräfin! Kein Menſch in ganz Sachſen weiß, woran er iſt und an was er ſich halten ſoll. Wenn ein Bauer die Grenzen ſeiner Dorfmark überſchreitet, wenn ein Bürger einen Freund in einer benachbarten Stadt beſucht, ein Lehnsmann zu Fuß oder zu Pferd den nächſten Gau betritt, ſo ſteht er ſofort unter anderen Geſetzen als zu Hauſe und wird für ſein Tun oder Laſſen nach Rechten zur Verantwortung gezogen, die er nicht kennt, die ſeinen heimatlichen oft in der unverſtändlichſten Weiſe widerſprechen, ihn Unrecht und Unbill dünken und ihn in unbewußte Schuld verſtricken. Soviel Grafſchaften, Städte und Dörfer wir haben, faſt ſoviel grundverſchiedene Rechte haben wir auch."

„Das wußte ich nicht und kann es mir auch gar nicht vorſtellen."

„Es iſt auch ſchier unglaublich," ſprach Eike. „Ein Beiſpiel wie es mir gerade ſo einfällt. Mann und Weib haben kein gezweiet Gut bei ihrem Leib, lautet der alte Satz. Der Mann nimmt das ganze Vermögen der Frau in ſeine Gewere zu rechter Vormundſchaft, und Frauengut ſoll weder wachſen noch ſchwinden. Aber nicht überall wird das ſo gehandhabt. In einer Stadt an der Weſer lebte ein Ehepaar im innigſten Einvernehmen. Der Mann war in dieſer Stadt geboren, die Frau aber in einer anderen, nicht weit davon entfernten. Als der Vater der Frau ſtarb, hinterließ er ein Teſtament, in welchem er ſeine Tochter als Erbin ſeines geſamten Nachlaſſes eingeſetzt hatte. Der Gatte verlangte nun im Namen ſeiner Frau die Auslieferung der Erbſchaft,

worauf er nach dem Stadtrecht seines Wohnortes vollen Anspruch hatte. Aber die Übergabe wurde ihm verweigert, weil in der Geburtsstadt der Frau letztwillige Verfügungen unerlaubt und ungültig waren. Und weshalb? auf Betreiben der Geistlichkeit, weil ihr damit sehr erhebliche Anteile an der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen entgingen, die ihr ohne Testament unbestritten zufielen. — Dem wollte der Vater der Frau dem Verbote zum Trotz vorbeugen. Aber es nutzte nichts, seine Tochter erhielt das ihr zugeschriebene Erbe erst nach einem sehr belangreichen Abzuge, den der Prior eines Klosters einsackte. Wären alle drei, der Mann, die Frau und deren Vater, in der Stadt gebürtig gewesen, wo Testamente Kraft und Gültigkeit hatten, so hätte der Frau die Erbschaft nicht geschmälert werden dürfen. So aber hatte jede dieser beiden Städte ihr besonderes Erbrecht, und der Mann war anderen Gesetzen unterworfen als seine mit ihm zusammenlebende Ehefrau."

„Das ist allerdings höchst seltsam," sagte die Gräfin.

„Und wie gedenkst du das Erbrecht zu behandeln?" fragte der Graf.

„Folgendermaßen. Alle, die gleich nahe zur Sippe stehen, erben unbeschränkt zu gleichen Teilen und brauchen von dem fahrenden Gut niemand etwas abzugeben. Kein Geistlicher, sei er Bischof, Abt oder Mönch, und kein Stift oder Kloster darf von einem Laien etwas erben; nur bei Lebzeiten ihnen freiwillig gemachte Schenkungen dürfen sie annehmen. Der älteste Sohn erhält als nächster Schwertmage vom Heergeräte stets des Vaters Schwert, sein bestes Roß, gesattelt und gezäumt, seinen besten Harnisch und einen Heerpfühl. Die verwitwete Mutter ist Gast im Erbe des Sohnes, aber er muß ihr am Tisch und am Herd den besten Platz einräumen."

„Merke dir das, Gerlinde!“ ſprach der Graf mit einem eigentümlichen Lächeln zu ſeiner Gemahlin.

Aber dieſe verſtand den Wink in die Zukunft nicht oder wollte ihn nicht verſtehen. Sie war in ihren Gedanken noch mit dem beſchäftigt, was Eike über die Erbunfähigkeit der Geiſtlichen geſagt hatte, und wandte nun dagegen ein: „Mit der unchriſtlichen Enterbung der Geiſtlichen und der Klöſter beeinträchtigt Ihr doch die Einkünfte der Kirche.“

Eike zuckte die Achſeln und erwiderte: „Frau Gräfin, ich ſchreibe mein Buch keineswegs mit dem Vorſatze, die Kirche ſchädigen zu wollen; ich will nur das Recht ſchaffen und die Gerechtigkeit auf den Schild heben.“

„Und wie die Kirche dabei fährt, iſt Euch gleichgültig!“

„Die Kirche iſt ſchon zu reich und zu mächtig, und ihr Übergewicht über die weltlichen Stände darf nicht durch ein dieſen zugefügtes Unrecht noch verſtärkt werden.“

Gräfin Gerlinde ſchüttelte, in dem ihr anerzogenen ſtreng kirchlichen Sinne gekränkt, mißbilligend das Haupt und ſchwieg.

„Ihr ſeid damit nicht einverſtanden, edle Frau,“ fuhr Eike fort, „aber die Sache muß endlich einmal geregelt werden. In manchen Gegenden nämlich begünſtigt die Geiſtlichkeit die Errichtung von Teſtamenten und hilft gern dabei, um erbſchleichen und der Kirche möglichſt viele Vermächtniſſe ſichern zu können. Darum ſollen Geiſtliche überhaupt nichts von Laien erben, weder mit noch ohne Teſtament.“

„Wie wollt Ihr das ändern?“ fragte die Gräfin. „Wie wollt Ihr das, was dort als Recht gilt und anderswo als Unrecht empfunden wird, in Übereinſtimmung bringen?“

„Durch Rechtseinheit binnen ganz Sachſenland!“ tönte es wie ein Schlachtruf von des Ritters Munde. „Gleiches

Recht für alle ohne Unterſchied des Standes, ohne Anſehen der Perſon. Das natürliche Rechtsgefühl muß dem Volke erhalten bleiben oder wieder geweckt werden, wo es eingeſchlafen und ihm verloren gegangen iſt, damit auch der Ärmſte weiß, was ſein unanfechtbares Recht iſt."

„Darüber läßt das ſeit tauſend Jahren bei uns eingeführte römiſche Recht keinen Zweifel," behauptete die Gräfin.

Eike ſtaunte, wie bewandert die junge Frau in dieſen ſchwierigen Begriffen war, und entgegnete: „Hoch, ſehr hoch ſchätze ich das tief durchdachte, ſorgfältig ausgearbeitete römiſche Recht, aber unſer Volk kennt es zu wenig, mag es nicht und wird ſich nie mit ihm befreunden. Darum will ich dem Volke das deutſche Recht wahren, das mit ihm verwachſen iſt und das es vom römiſchen nicht überwuchern und verdrängen laſſen will. Und nicht bloß im Wortlaut des geſchriebenen Geſetzes, ſondern auch im gehandhabten Verfahren an der Dingſtatt ſoll es ihm lebendig bleiben. Sitzend findet man Urteil, ſtehend ſchilt man Urteil unter Königsbann, heißt es da. Jedermann ſoll ſeine nothaftige Klage vorbringen und das Gerüfte ſchreien, denn das Gerüfte iſt der Klage Beginn, und der verfeſtete Mann ſoll vor Schultheiß und Schöffen ſeine Ausſage bei den Heiligen bewähren, ſoll auch einen Fürſprech haben, der aber kein Pfaffe ſein darf. Kann er vor dem Gaugrafen im Echtding nicht aufkommen, ſo ſoll er ſeinen Gegner überſiebenen durch Eideshelfer oder dadurch, daß er ihn zum Kampfe grüßt, das heißt, daß er zu ſieben Mann mit andern ſieben für ſeine Sache kämpft. Wer dann ſiegt, der hat das Urteil behalten und iſt im Rechte. Der andere wird von der Schöffenbank abgewieſen und hat, je nach Befund, Wehrgeld, Wedde und Buße zu zahlen.

Der überführte Verbrecher aber ſoll, wenn es ihm nicht gleich an Haut und Haar geht, nur da Frieden haben, wo man ihn weder ſieht noch hört. So iſt deutſche Art ſeit erdenklichen Zeiten."

„Das Überſiebenen läuft auf Gottesurteil hinaus," ſagte der Graf. „Willſt du die Ordalien nicht abſchaffen?"

„Nein, wenigſtens nicht ganz," erwiderte Eike. „Glühendes Eiſen tragen, über glühende Pflugſcharen ſchreiten, in einen Keſſel ſiedenden Waſſers greifen bis an den Ellenbogen ſoll dem Beklagten auch künftig zum Beweiſe ſeiner Unſchuld geſtattet ſein, wenn er ſich anders keinen Frieden wirken kann. Das Volk hängt von alters an dieſen wunderſamen Entſcheidungen, ſieht in ihnen die Offenbarung des göttlichen Willens und nennt ſie darum Gottesurteile."

Die Gräfin, die der letzten Erklärung Eikes nur mit halbem Ohre gefolgt und in ein beharrliches Nachdenken verſunken geweſen war, ſagte jetzt: „Ich kann mir nicht helfen, Herr von Repgow, aber ich hoffe, daß Ihr mit dem, was Ihr uns hier von Eurem geſetzgeberiſchen Vorhaben ſo mutvoll enthülltet, nicht durchdringt. Es gibt noch einen Kaiſer im Reiche als oberſten Hüter alles Rechtes."

Eike lächelte fein und blickte fragend den Grafen an, der ihm blinzelnd zunickte: „Jaja, nur heraus damit!"

Mit der Ruhe und Sicherheit eines entſchloſſenen, zielbewußten Mannes ſprach Eike nun: „Ich war beim Kaiſer, Frau Gräfin, und habe ihm die wichtigſten Punkte meines Planes vorgetragen. Er hat mich in Huld und Gnaden angehört, mir in allen Dingen zugeſtimmt und mir ſeinen mächtigen Schutz und Schirm verſprochen."

Gräfin Gerlinde war zuerſt ſprachlos gegenüber dieſer ſie im höchſten Maße überraſchenden Kunde. Dann

faßte ſie ſich und ſtellte den Reppechower etwas von oben herab mit der herausfordernden Anzweiflung: „Auch in den Dingen zugeſtimmt, deren Spitze gegen die Kirche gerichtet iſt?“

„In denen am meiſten,“ triumphierte Eike.

„Echt hohenſtaufiſch!“ höhnte die Gräfin in unverhohlenem Ärger.

„Echt hohenſtaufiſch!“ wiederholte Eike mit Nachdruck, „das iſt das richtige Wort, Frau Gräfin. Durch alle Kämpfe des Kaiſers mit den Päpſten geht ein großartiger Zug entſchiedenen Eintretens für die Unabhängigkeit des Reiches, der Fürſten und des Volkes von geiſtlicher Überhebung und Unterdrückung. Das Volk muß wiſſen, daß Kaiſer und Reich ihm Recht und Geſetz vorſchreiben, nicht Papſt und Kirche. Der Herrſchſucht des Klerus und ſeiner Anmaßung, ſich die Seelen der Menſchen in ihrem Glauben und Denken bedingungslos zu unterwerfen, muß ein Damm geſetzt werden. Das Recht muß über die Gewalt, Vernunft über den Unſinn ſiegen. So ſprach Kaiſer Friedrich zu mir, als ich in jener mir unvergeßlichen Stunde zu Cremona vor ihm ſtand.“

Wie Schlag auf Schlag trafen dieſe Worte die beſiegte Gegnerin, und ſie wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte. „Erzählt mir mehr von dem vergötterten Freidenker Friedrich von Hohenſtaufen,“ bat ſie dann, aber es klang immer noch ein wenig ſpöttiſch.

Das tat Eike gern und berichtete ihr von ſeinem Beſuche beim Kaiſer und ſeiner Unterredung mit ihm ſo feſſelnd und eindringlich, daß ſie mit unverwandten Augen an ſeinen Lippen hing und alles, was er vorbrachte, mit wehendem Atem in ſich einſog. —

Das Mahl auf dem Altan dehnte ſich lange aus, denn die drei vergaßen über dem lebhaften Sprechen und

dem lernbegierigen Hören beinah das Essen. Eike geriet mehr und mehr in Begeisterung, Gerlinde empfand das Bestrickende seines Wesens und ward immer stärker davon angezogen, und Graf Hoyer ward immer heiterer und zugleich stolzer auf seinen rückhaltlos aus sich herausgehenden jungen Freund. Auch der edle Wein, den einzuschenken mit stummer oder lauter Mahnung zum Trinken der Graf nicht vergaß, wirkte auf die Stimmung und erhöhte sie zu einmütiger Fröhlichkeit.

Als der Graf wieder einmal den Becher Eikes gefüllt hatte, sagte dieser: „Graf Hoyer, mich will fast bedünken, Ihr habt einen Fehltritt vom Wege Rechtens zu büßen und wollt ihn mit freigebiger Spendung eines reichlich bemessenen Trunkes sühnen."

„Wie meinst du das?" fragte der Graf.

„Ja, es gab oder gibt vielleicht noch einen alten Brauch, wahrscheinlich heidnischer Herkunft, nach dem verfallene Gerichtsbußen und Pfänder lustig vertrunken wurden. Die Buße wurde dann so hoch wie möglich veranschlagt und die Menge des von dem Sünder herbei zu schaffenden Getränkes nach der Zahl der auf der Dingbank Sitzenden berechnet. Da hieß es dann ‚bei Strafe einer oder mehrerer Tonnen eingebrauten Bieres', und man nannte das ‚vom Vogtsstab zehren'. Dem das Urteil fällenden Richter aber gebührte der Antrunk."

Sie lachten, und der Graf sagte: „Ich bin mir zwar keines Fehltrittes bewußt, aber du wirst doch diese köstliche Verordnung hoffentlich in den Artikel Strafrecht aufnehmen."

„Selbstverständlich!" versprach Eike und grüßte den Burgherrn trunkfroh mit dem vollen Pokal.

„Wenn Ihr mehr so ergötzliche Stücklein wißt und der Nachwelt aufbewahren wollt, könnte auch ich mich viel-

leicht mit Eurem Buche noch aussöhnen, Herr von Repgow," sprach die Gräfin mit einem huldvollen Lächeln.

„Wirklich, Frau Gräfin? Das würde mich sehr freuen," erwiderte Eike. „Ich habe in der Tat auf meinen Streifereien manche närrischen und auch manche tief bedeutsamen Dinge erfahren. Da gab es zum Beispiel einen spaßhaften Brauch, wie man einen ertappten Übeltäter behandelte, über dessen Vergehen man gern ein Auge zudrücken und den man deshalb, so man ihn nicht im eigenen Gau aburteilen mußte, entschlüpfen lassen wollte. Dann führte man ihn an die Grenze des zuständigen Bezirkes, lieferte ihn aber nicht dem Fronboten aus, sondern band ihn mit einem Zwirnsfaden an den Grenzpfahl und überließ ihn dort seinem Schicksal, das ja nun die in der Hand hatten, deren Gerichtsbarkeit er damit übergeben war. Sobald sich aber die Häscher entfernt hatten, löste der Angebundene mit Leichtigkeit seine dünnen Fesseln und entsprang, aller Strafe frei und ledig, und kein Hahn krähte danach."

„Das gehört in das Fremdlingsrecht, Eike," bemerkte der Graf.

„Werde mich hüten, einer solchen Art von Rechtspflege irgend welchen Vorschub zu leisten," versetzte Eike. „Aber hört von einem anderen Brauche, der für die tief eingewurzelte Heiligkeit des Hausfriedens ein beredtes Zeugnis gibt. Ehemals war es in Dörfern und einsamen Gehöften allgemeine Sitte, nachts die Haustür auszuhängen und den Eingang für jeden, den es danach gelüsten sollte, frei und offen zu lassen. Niemand wagte es, die Schwelle zu überschreiten, so hoch und unverbrüchlich ehrte man dieses blinde Vertrauen."

„Ein schöner Zug deutschen Volkslebens," sagte der Graf, „aber ich lasse mein Außentor lieber nicht offen

ſtehen, obwohl ich gegenwärtig keinen böſen Feind zu fürchten habe."

„Des Ritters Oswald von Aſcharien wegen, denkſt du. Ja, der könnte vielleicht einmal bei Nacht und Nebel einreiten," lachte die Gräfin.

„Richtig! der brächte das fertig, wenn er wüßte, daß die Brücke nicht aufgezogen iſt." —

Es war ſpät geworden und beinahe dunkel. Aber ſie wollten auf dem Altan weder Fackeln noch Kerzen haben; die ſilbernen Trinkgeräte blinkten noch ſichtbar genug, und der Becher fand auch ohne Beleuchtung unfehlbar den Weg zum Munde. Trotzdem und obgleich es windſtill und auch noch warm war, riet die Gräfin bald zum Aufbruch um ihres Gatten willen, deſſen Herzen ein noch längeres Trinken ſchädlich werden konnte.

„Schon?" meinte der Graf, „es ſitzt ſich ſo wohlig hier, und ich bin in Eurem ſcharfen Geplänkel kaum zu Worte gekommen. Auch iſt uns Eike noch manches Wichtige ſchuldig geblieben; vom Lehnsrecht, vom Land-, Stadt- und Weichbildrecht hat er uns bis jetzt noch gar nichts geſagt."

„Das kann er ein andermal nachholen," erwiderte die Gräfin, „heute hat er uns aus ſeinem reichen Wiſſen ſchon die Hülle und Fülle geboten. Wir werden ſtets mit Freuden ſeinen weiteren Mitteilungen lauſchen und dürfen darauf hoffen; nicht wahr, Herr von Repgow?"

„Gewiß, Frau Gräfin! ich bin jederzeit gern bereit dazu," verſicherte Eike. „Nur möchte ich Euch nicht mit Aufdeckung zu vieler Einzelheiten ermüden. Ich kann Euch doch nicht alle Kapitel meines Buches in endloſer Reihe vorführen mit den unzähligen verſchiedenen Rechten, die ich dazu geſammelt und den Anſchauungen und Anforderungen der Gegenwart gemäß bearbeitet und ausgebildet habe."

„Ich füge mich, für heute sei es genug," sagte der Graf und sträubte sich nicht länger gegen den Vorschlag seiner Gemahlin, sich zur Ruhe zu begeben. Unten im Garten wartete schon Volkmar mit einer Laterne, um für die Herrschaften die Pfade zur Burg hinein genügend zu erhellen.

Sie erhoben sich vom Tisch, alle drei der Freude voll über diesen so schön verlebten Abend, und traten, als könnten sie sich noch nicht trennen, an die Brüstung, von wo aus jedoch nichts mehr zu sehen war als die oberen Umrisse der Berge, wie sie sich matt vom Himmel abzeichneten. Im Tal und über allen Wipfeln und Gipfeln träumte die von Sternenglanz durchflimmerte Frühlingsnacht.

Sechstes Kapitel.

Die Tage auf der Burg zogen einer wie der andere gleichmäßig vorüber, und zwischen den gräflichen Wirten und ihrem Gaste waltete fröhliche Eintracht. Eike war rastlos an der Arbeit und diktierte Wilfred bald aus dem Kopf in die Feder, bald ließ er ihn Abschrift machen von dem, was er selber schon im Ausdruck fertig mit vielen Änderungen und Verbesserungen zwischen den Zeilen zu Papier gebracht hatte.

Selten kam bei Tische die Rede wieder auf das Buch und dann nur mit wenigen Worten, weil Eike erregte Auseinandersetzungen über strittige Punkte aus Rücksicht auf die Gräfin vermeiden wollte, so gern er auch ihre oft treffenden Bemerkungen anhörte, die sogar manchmal zu noch größerer Klärung seiner eigenen Ausführungen beitrugen.

Ihre Einwände gegen Eikes Beurteilung mancher Dinge flossen aus zwei verschiedenen Quellen. Einerseits aus der streng kirchlichen Richtung, in der sie von klein auf erzogen war, und andernteils aus den geschichtlichen Überlieferungen ihrer Vorfahren, denn ihre Mutter war der Sprößling einer lombardischen Adels-

familie. Die Lombarden aber waren seit Menschenaltern die unversöhnlichen Gegner der Hohenstaufen und daher voreingenommen und widerspenstig gegen alles, was die deutschen Kaiser anordneten, begünstigten und beschützten. Diese auch gegen Friedrich II. auffässige Gesinnung hatte sich auf Gerlinde vererbt.

Die südländische Abstammung verriet schon ihr Äußeres. Sie hatte schwarzes Haar, dunkle, glutvolle Augen und eine ins Bräunliche spielende Hautfarbe. Aber auch ihre lebhafte Art im Sprechen und Sichgeben deutete auf Heißblütigkeit und Leidenschaftlichkeit als angeborene Eigenschaften der italienischen Rasse. Sie konnte die stolz gebietende Herrin herauskehren, aber auch von heiterer Natürlichkeit und Herzensgüte sein gegen alle Insassen der Burg, die mit nie wankender Treue an ihr hingen und jedem ihrer Befehle freudig gehorchten.

Als sie Gräfin von Falkenstein geworden war, hatte sie das Schloß ausgerüstet mit allem, was das Leben angenehm und genußreich machen konnte, vorgefunden, hatte aber auch das Ihrige getan, diesen Zustand zu erhalten, und der Ausschmückung der Wohnräume noch manches ergänzende und verschönernde Gerät hinzugefügt. Das größte Gemach in der Burg hieß der Speisesaal, weil die Herrschaften dort zu speisen pflegten, aber die Bezeichnung Saal verdiente es kaum, denn es war nur von mäßigem Umfang, doch immerhin größer als alle anderen. Man hatte bereits Glasfenster auf dem Falkenstein, auch farbige und mit gemusterten Vorhängen versehene. Die Wände der Gemächer waren entweder bemalt mit figürlichen Darstellungen aus der heiligen Legende und dem sächsischen Sagenkreise oder mit kostbaren Geweben, sogenannten ‚heidnischen Teppichen‘

aus dem Morgenlande bedeckt. Auch die auf Kragsteinen oder Säulen ruhenden Rauchmäntel der Kamine, in denen beim flackernden Feuer mit Thymian und Wacholder geräuchert wurde, waren mit Malereien oder breiten, bestickten Borten verziert, und von den Gewölben schwebten hölzerne Kronleuchter, auf deren Stacheln dicke Kerzen gespießt waren. Über die schweren Tische und die geschnitzten Truhen waren bunte Tücher gebreitet und Rückelaken über die Lehnen der Sessel, zumeist Gerlindes eigenhändige Arbeit, weil sie sich viel und gern mit kunstfertigen Stickereien beschäftigte.

Aber auch in ihrer persönlichen Erscheinung bewies Gräfin Gerlinde erlesenen Geschmack und Schönheitssinn und verstand es, sich gut zu kleiden. Ihre hochgebaute Gestalt mit den herrlichen Gliedern war meist in ein hell schimmerndes Gewand gehüllt, das von einem mit blitzenden Steinen besetzten, vorn lang niederhängenden Gürtel umschlossen war und in weichen Falten zu den Füßen hinabfloß. Das Haar trug sie gewöhnlich aufgelöst, daß es ihr in seiner üppigen Fülle frei über Nacken und Rücken wallte, um die Stirn aber ein Schapel, ein einfaches Band oder einen schmalen Goldreif, im Sommer auch wohl einen Kranz von Blumen oder frischem Laub.

Zu ihrem liebsten Zeitvertreib gehörten außer der Stickerei vornehmlich Gesang und Harfenspiel, die nicht nur ihr selber Freude machten, sondern auch dem Gottesdienst in der Kapelle zustatten kamen. Graf Hoyer duldete nämlich seit Jahren keinen Burgkaplan mehr auf dem Falkenstein, weil er mit dem zuletzt angestellten eine schlimme Erfahrung machen mußte, die ihn zur sofortigen Entlassung des Pflichtvergessenen bewogen und ihm dieses allgemein übliche Hofamt verleidet hatte. Seitdem hielt er die sonntäglichen Andachten in der Kapelle selber ab.

Auf einem ſchönen Kiſſen von Brokat, in den Blumenranken mit darin ſitzenden Vögeln eingewebt waren, kniete er vor dem Altar und betete ſeiner kleinen Burggemeinde das Pater noster, das Ave Maria und die Litanei vor, wozu die Verſammelten die Reſponſorien murmelten. Bisweilen kam ein Mönch aus dem Kloſter Hagenrode, nahe bei Harzgerode, und las die Meſſe. Dann ſaß die Gräfin auf einer Empore, ſpielte eine fromme Weiſe auf ihrer Harfe und ſang ein ernſtes Lied mit einer wohllautenden, etwas tief liegenden Stimme.

Wenn dann die Sonne durch die gemalten Fenſter ſchien und die Kapelle mit farbigem Licht erfüllte, ſo ſchwebte durch den Raum eine weihevolle, die Gemüter erhebende Gottesnähe. —

Schon waren der Gräfin ſechs Jahre an der Seite ihres viel älteren Gemahls ohne irgendein denkwürdiges Ereignis langſam dahingegangen. Nur ſelten hatte ſie den Falkenſtein zu einem Ausflug in eine benachbarte Grafſchaft verlaſſen und nur dann und wann den kurzen Beſuch befreundeter Standesgenoſſen empfangen. Und nun hatte ſie auf einmal und auf die vorausſichtliche Dauer von mindeſtens ſechs Monaten einen Gaſt in der Burg, der ihr, ehe ſie ihn kannte, wenig willkommen geweſen war.

Das hatte ſich von dem Tage ſeines Eintreffens an geändert. Eike von Repgow war ihr ein werter und lieber Geſell geworden, deſſen Gegenwart ſie erfreute und deſſen ritterliches Weſen ſie in hohem Grade anmutete. Mit ſeinen weit ausgreifenden geſetzgeberiſchen Plänen konnte ſie freilich nicht gleichen Schritt halten, ihre Anſichten und Meinungen mit den ſeinigen nicht immer in Einklang bringen und ſeine entſchiedene Abneigung gegen Kirche und Geiſtlichkeit nur tief bedauern. Seiner Un-

kirchlichkeit wegen machte sie sich sogar ernste Sorgen um ihn und überlegte schon, wie sie ihn sacht und allmählich zu einer anderen, der ihrigen mehr entsprechenden Auffassung bekehren könnte, freilich mit nur schwacher Hoffnung, soviel Einfluß auf den in sich gefesteten Denker und Gelehrten zu gewinnen.

Dennoch erfüllte sie sein kühnes Werk, sein Mut und sein Wille, Rechtseinheit in ganz Sachsenland einzuführen, mit der größten Hochachtung. „Das Recht schaffen und die Gerechtigkeit auf den Schild heben," hatte er gesagt. Klang das nicht wie ein Wahlspruch für sein ganzes Leben und Streben?

Durchdrungen von der Anerkennung seiner vaterländischen Gesinnung bewunderte sie zugleich sein umfassendes Wissen und seine hinreißende Beredsamkeit, womit er sie gefangen nahm und wie mit Zauberbanden fesselte.

Jener Abend auf dem Altan haftete, obwohl er schon Wochen zurücklag, unauslöschlich eingeprägt in ihrer Erinnerung, und ihr klopfte das Herz, wenn sie sich vergegenwärtigte, wie Eike ihr dort gegenüber gesessen und das, was ihn im Innersten bewegte, ihr und dem Grafen offenbart hatte. Sie sah ihn noch in der jugendlichen Vollkraft seiner Jahre mit den edel geformten Zügen und den flammenden Augen, hörte noch seine vor Erregung manchmal leis bebende Stimme und empfand noch einmal die heimlichen Schauer, die sie bei seinem packenden Vortrage durchrieselt hatten. Und so sah sie ihn nun tagtäglich, und auch dann, wenn er körperlich nicht zur Stelle war, stand doch sein Bild, wie sie es sich von ihm schuf, lebendig vor ihr und ließ sich nicht verscheuchen. Wohl versuchte sie, dagegen anzukämpfen und sich von dem bestrickenden Banne frei zu machen mit dem ihr strenggläubiges Gewissen aufrütteln-

den Bedenken: er ist doch ein halber, wenn nicht ein ganzer Ketzer, mit dem man Mitleid haben, dem man aber nicht uneingeschränkte Verehrung zollen kann. Was half es ihr? Eike von Repgow war in ihr Leben getreten wie ein Stern, der jetzt erst am Himmel aufgegangen war und mächtig in ihr Schicksal einzugreifen drohte. In träumerischer Bangnis fragte sie sich: wird er dir Glück oder Unglück bringen?

Es war in ihrem kleinen, höchst behaglich eingerichteten Frauengemach, wo sie sich solchen Erwägungen hingegeben hatte. Dort befand sich unter allerlei kostbarem Hausrat ein schlichtes Betpult, ein altes Erbstück ihrer Familie, das sie von Hause hierher mitgebracht hatte und über dem an der Wand eine aus Elfenbein geschnitzte Mutter Gottes mit dem Jesuskinde hing. Hier kniete jetzt Gräfin Gerlinde nieder und betete zur heiligen Jungfrau für Eike von Repgows schwer gefährdetes Seelenheil. —

Der tagsüber in seinen Schriften vergrabene Gast ahnte nicht, daß die Herrin der Burg sich soviel mit ihm beschäftigte und mit welcherlei Betrachtungen sie ihn unablässig umwob. Nur mittags und abends kam er aus seiner Werkstatt in die Räume, die zum gemeinsamen Aufenthalt dienten, und pflegte mit Graf und Gräfin eine alle drei erfrischende Geselligkeit. Dort ruhten Gerlindes Augen oft sinnend auf seinem Antlitz, als wollten sie eindringen in den tiefen Schacht, dem er das Gold und das Eisen entnahm, woraus er in stiller Geistesarbeit seinem Volke Gesetze schmiedete. Wenn sich dann sein und ihr Blick zufällig begegneten, schlug sie geschwind die Augen nieder, und ein rosiger Hauch glitt über ihre bräunlichen Wangen. O wie schön war sie dann in ihrer rührenden Beschämung und Verwirrung! Eike fühlte

ſich davon ergriffen, und ihm war, als müßte er ſein Haupt neigen vor ſo entzückender, unbewußter Anmut. Höher aber als ihre blühende Schönheit ſchätzte er ihre geiſtigen Vorzüge, ihre ſchnelle Auffaſſungsgabe und ihre ſtets bereite Empfänglichkeit für alles, was dem Leben inneren Wert oder äußeren Schmuck verlieh. Während der Mahlzeiten plauderte er gern mit ihr über Dinge, die ihnen beiden am Herzen lagen, und hörte ihr ebenſo begierig zu wie ſie ihm. Nur über ſein Buch ſprach er faſt niemals, obwohl ſie ihn bei Tiſche mehrmals darauf hindrängte, weil ſie in der Unterhaltung über ſeine fortſchreitende Arbeit den Weg zu gegenſeitiger ſeeliſcher Annäherung und wachſendem Vertrauen ſah.

Eike merkte wohl ihre Abſicht, ihn auszuforſchen, aber nicht den damit verfolgten Zweck, ſondern glaubte, daß ſie nur Gelegenheit zu erneutem Streiten ſuche, um ſich in glänzenden Wortgefechten mit ihm zu meſſen. Hätte er Gerlindes wahren Zweck erkannt, hätte er ihr mit Freuden jeden Einblick in ſein Werk geſtattet, ſeiner und ihrer ſicher, daß er mit ſeinen Aufklärungen ihre Zweifel und Bedenken zerſtreuen und ſie ihm zur Verſtändigung das weiteſte Entgegenkommen zeigen würde. Nur ihr zu Liebe hielt er ja, in ſeinem Irrtum befangen, mit ſeinen lehrhaften Erläuterungen zurück, um ſie nicht zum Widerſpruch zu reizen, zu verſtimmen und dadurch das freundliche Verhältnis, das zwiſchen ihnen waltete, zu trüben.

Darum blieb er bei ſeiner unausgeſprochenen Weigerung, und ihre deutlichen Winke, mehr von ſeinem Buche zu reden, prallten an ſeiner hartnäckigen Verſchloſſenheit, deren Gründen ſie vergeblich nachſpürte, machtlos ab. Aber ihr Verkehr miteinander litt unter dieſer Geheimtuerei, wie es die Gräfin nannte, durchaus nicht. Der war bei regem Meinungsaustauſch über

allerhand ſonſtige, des Erwähnens werte Gegenſtände nach wie vor ein heiterer, harmloſer, bald ſchalkhaft und neckiſch, bald ernſt und ſinnig, von Eikes Seite ſtets ehrerbietig, von ihrer feinfühlig und ohne jede Zimperlichkeit.

Während er ihr nun in dem einen Punkte nicht nachgab, warb er bei allen anderen Gelegenheiten des täglichen Umganges mit deſto größerer Befliſſenheit um ihre Gunſt, die ſie ihm auch, holdſelig dazu lächelnd, reichlich zuteil werden ließ. Dabei wehrte er ſich nicht gegen den Eindruck, den ihre ſinnberückende Erſcheinung und ihr liebenswürdiges Weſen allſtunds auf ihn machte. Er folgte mit den Augen allen ihren Bewegungen, zumal ihrem ſchwunghaften, federnden Schreiten, das in den Gemächern wie im Freien etwas leicht Schwebendes und Hoheitliches hatte.

Dieſen Eindruck, der ſo ſtark war, daß Eike ihn nicht verhehlen konnte, wurde Gerlinde bald gewahr, und, ob auch weit entfernt von kleinlicher Eitelkeit und Gefallſucht, vergaß ſie doch nie, auf ſich zu achten und ſich ihm ſtets von der vorteilhafteſten Seite zu zeigen.

So ſpannen ſich von innen heraus und außen herum allmählich zarte, geiſterhafte Fäden zwiſchen ihr und ihm, die ſich miteinander verſchlangen und verknüpften und zu einem dichten Gewebe der hinüber und herüber gleitenden Gedanken und Gefühle wurden. —

Graf Hoyer hatte ſeine Freude an dem trauten Einvernehmen Eikes mit Gerlinde und trug, was er konnte, dazu bei. Hatte er doch ſeinem Gaſte gleich bei deſſen Ankunft den Wunſch ans Herz gelegt, ſich mit ſeiner jungen Gemahlin auf einen guten Fuß zu ſtellen und ſich in aufmunternder Weiſe ſoviel wie möglich mit ihr abzugeben; er und ſie würden es ihm Dank wiſſen. Und

nun ſah er zu ſeiner Genugtuung, wie Gerlinde ſeit Eikes Anweſenheit förmlich auflebte und einen Frohſinn entfaltete, den er noch gar nicht an ihr kannte.

Eikes wiederholte Ablehnung, zu Gerlinde von ſeinem Buche zu reden, deutete er ſich ganz richtig, daß er nur ihre leicht verletzte Hinneigung zu kirchlichen Dingen, die er ſeinerſeits nicht teilte, rückſichtsvoll ſchonen wollte. Gegen ihn ſelbſt, den Grafen, der ihn zuweilen in ſeinem Arbeitsgemach aufſuchte, verhielt er ſich keineswegs ſo ablehnend, ſondern beſprach manche Einzelheiten mit ihm und holte in wichtigen Fragen gern den Rat des erfahrenen und weltkundigen Gerichtsherrn ein, wobei er dann oft „unſer Buch“ ſtatt mein Buch ſagte, eine für den Grafen ſchmeichelhafte, aber ehrlich gemeinte Bezeichnung, die Hoyer als unverdient zurückwies. Manchmal kam es aber auch zu Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen beiden, die ſie hitzig miteinander durchfochten, bis einer den anderen überzeugte. Das gelang indeſſen nicht immer, und wenn Eike bei dem blieb, was er geſchrieben hatte, mußte der Graf nachgeben, was übrigens ihrer Freundſchaft keinen Abbruch tat.

Von ſeiner Herzſchwäche hatte der Graf jetzt wenig zu leiden, ſo daß er ohne Beſchwer im Forſt umherwandern und auf die Berge ſteigen konnte. Er ließ ſich in ſtundenweiter Entfernung von der Burg ein Jagdhäuschen errichten, um, mit dem nötigen Mundvorrat verſehen, dort zu nächtigen und im Morgengrauen auf den Anſtand zu gehen.

Gewinn von des Grafen zeitweiliger Abweſenheit hatte nur Wilfred, weil ſein Plagegeiſt, der ſchreibwütige Ritter, der ihm und ſich ſelber wenig Muße gönnte, an ſolchen Tagen das Beiſammenſein mit der Gräfin merklich ausdehnte und infolgedeſſen ſeinem

ſchmählich Unterjochten nicht beſtändig auf die Finger paſſen konnte. Das machte ſich der auf raſtloſe Arbeit gar nicht Erpichte natürlich zunutze, legte, falls er überhaupt im Zimmer und auf ſeinem Schreibſtuhl hocken blieb, die Feder vergnügt bei Seite und ſtreckte ſich auch wohl auf der Ruhebank lang aus, als wäre er nun der Herr in dieſen ſchönen vier Wänden.

Er ſehnte ſich ſchon längſt wieder nach einem freien Tage, um zwei Beſuche abzuſtatten, die er bisher aus mancherlei Gründen hatte aufſchieben müſſen. Aber morgen war ja wieder Sonntag, da hoffte er alle Hinderniſſe beſeitigen und ſein Vorhaben endlich ausführen zu können.

Siebentes Kapitel.

Gräfin Gerlinde hatte es schon bald nach ihrem Einzuge auf dem Falkenstein durchgesetzt, daß an Sonn- und Feiertagen keine anderen Beschäftigungen in der Burg vorgenommen werden durften als die notwendigen Verrichtungen im Haushalt. Selbst Eike fügte sich ihrer freundlichen Bitte, dann zur Heiligung des Tages auch auf seine völlig geräuschlose Schreibarbeit zu verzichten, was er ohne den ihm ausgesprochenen Wunsch nicht getan haben würde. Daß er dem Gottesdienst in der Kapelle beiwohnte, verstand sich von selbst, zumal Gerlinde durch Harfenspiel und Gesang dabei mitwirkte.

Heute war Sonntag, und der Falkenstein stand, von der Morgensonne beschienen, auf seiner Bergeshöhe wie ein einsames, verwunschenes Schloß, in dem kein Leben war. Kein lautes Hantieren und Scharwerken, kein Pferdegetrappel und Rüdengebell störte die Ruhe, nur daß einmal die Kette des Ziehbrunnens klirrte, wenn sie in der Küche Wasser brauchten. Die Dienstleute, die über den Hof gingen oder treppauf und treppab stiegen, traten leise auf und sprachen mit gedämpfter Stimme. Auch von innen heraus drang kein Ton durch die dicken

Mauern, als wenn die vielen, die in den Gebäuden ihren Pflichten obliegend hausten, den Tag verschlafen wollten. Es herrschte von früh bis nach vollbrachtem Gottesdienst, der ziemlich spät begann und gewöhnlich erst kurz vor Mittag endete, eine fast unheimliche Stille, aber die Herrin wollte es so haben, also ward es so gehalten, und niemand wagte, gegen den eingeführten Brauch zu verstoßen.

Von Mittag an aber konnten alle, Mannen, Jäger, Knechte und Mägde, tun und treiben, was ihnen beliebte; kein unduldsamer Befehl lähmte ihre Belustigungen und verbot ihnen den Mund. Sie durften, falls nicht besondere Verabredungen und Veranstaltungen vorlagen, dann auch gehen, wohin sie wollten, wenn sie nur abends vor Toresschluß wieder innerhalb der Ringmauern waren, und daß sie dies waren, dafür sorgte des Torhüters unbestechliche Wachsamkeit. —

Wilfred genoß in den Kreisen des Burggesindes ein gewisses Ansehen, das er weniger seinen persönlichen Eigenschaften als seiner Herkunft und seiner Ausnahmestellung verdankte, denn er gehörte nicht zu den Dienenden, wenn er auch mit ihnen lebte und ganz so wie sie unter der Botmäßigkeit des Grafen stand. Er war der Sohn des verstorbenen Wild- und Waffenmeisters, der nächst den Herrschaften der erste auf der Burg gewesen war, kam in Ausübung seines Amtes als Schreiber häufiger in unmittelbare Berührung mit dem Grafen und galt als ehemaliger Klosterschüler bei den übrigen Untergebenen für einen Studierten, der beinahe geistlich geworden wäre.

Daher spielte er in der Dirnitz, dem Versammlungs- und Aufenthaltsraum der Dienerschaft, eine seiner Meinung nach große Rolle, die jedoch von Neidern und

Gegnern, an denen es ihm auch nicht gebrach, zuweilen ſtark angefochten wurde. Er war nicht Jüngling mehr, aber auch noch nicht zum Manne gereift, von ſchmeidiger, leichtbeweglicher Geſtalt und ſelbſtbewußtem, meiſt ſeelensvergnügtem Geſichtsausdruck. Sein lockiges, braunes Haar hing ihm ziemlich tief in die Stirn, und aus ſeinen ebenfalls braunen Augen lugte eine lauernde Verſchlagenheit. Die anderen hörten ihn gern von ſeinen Vagantenfahrten und den Abenteuern, die er in der Fremde erlebt haben wollte, berichten und hatten ihren Spaß an den frechen Aufſchneidereien, die er ihnen dabei unverfroren auftiſchte. So erzählte er einmal, er wäre eines Tages gegen Abend mit zweien ſeinesgleichen in ein Dorf gekommen, wo ſie gebettelt hätten, und weil man ihnen nichts geben und ſie auch nicht herbergen wollte, hätten ſie die hartherzigen Geizhälſe mit hölliſchen Flüchen und kabbaliſtiſchen Beſchwörungen überſchüttet, um ſie zu ängſtigen. Da wären ſie aber von ihnen ergriffen und alle drei in einen Teich geworfen worden. Und was hätten ſie nun getan? ſie hätten das ganze Dorf in Brand geſteckt, um an dem Feuer ihre naſſen Kleider zu trocknen. Solcherlei Geſchichten brachte er immer neue, eine immer noch toller und verwegener als die andere, vor, und Mannen und Mägde lohnten es ihm mit Beifall und fröhlichem Lachen. Manche von ihnen trauten ihm aber nicht und meinten, er würde gewiß noch weit ſchlimmere Stücklein auf der Seele haben, denn ihn ſcheuchte doch kein Strohwiſch von verbotenen Wegen, worauf Wilfred überlegen ſchmunzelte, was ſoviel heißen ſollte wie: na, wenn ich reden wollte!

Seine aufmerkſamſte Zuhörerin und zugleich treueſte Anhängerin war die rotblonde, ſehr hübſche und auf

gewedte Zofe Meliſſa, die er bei ſeinen gelegentlich ausgeführten Schwänken hier ſtets auf ſeiner Seite hatte. Der Schalk ſaß ihr im Nacken, aus ihren ſpiegelhellen Augen blitzte es wie Frühlingsgruß, und ihre ſchwellenden Lippen konnten verführeriſch lächeln, als ſpräche ſie: trutz! wer darf mich küſſen? was Wilfred übrigens öfter tat und ſie ihm ſelten wehrte. Denn die beiden hatten ein heimliches Techtelmechtel miteinander, das jedoch über luſtige Neckereien und unverfängliche Liebkoſungen nicht hinausging.

Wie willig ſie ihrem Günſtling bei ſeinen Schelmenſtreichen half, bewies ein Vorfall, der nichts anderes als die von Wilfred ausgeheckte Vergeltung für eine ihm vom Torwart Goswig zugefügte Unbill war.

Dieſer hatte den Schreiber, als er einmal ein wenig zu ſpät von der Talmühle heimkehrte, nicht mehr in die Burg eingelaſſen, trotz ſeinem Bitten und Flehen das eben erſt geſchloſſene Tor nicht wieder geöffnet und ihm von innen höhniſch zugerufen: „Komm zur rechten Zeit, du Nachtſchwärmer! Dann findeſt du immer Einlaß; jetzt wünſch ich dir angenehme Ruh draußen im Grünen.“ Es war aber damals noch gar nicht grün im Walde, denn das Laub der Sträucher und Bäume fing erſt an, ſich zu entfalten und gewährte daher dem Ausgeſperrten keinen Schutz vor dem in der ganzen Nacht herabrieſelnden Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte.

Gern hätte er dieſes feuchte Nachtquartier verſchwiegen, wenn er nicht infolge der Erkältung, die er ſich dabei zugezogen, am Morgen ſtockheiſer geworden und dies mehrere Tage lang geblieben wäre. Das ließ ſich natürlich nicht verheimlichen, und nach der Urſache davon befragt, mußte er ſeine nächtliche Ausſperrung

eingeſtehen und hatte nun neben dem Schaden auch noch den erbarmungsloſen Spott ſämtlicher Burgbewohner zu tragen. Dafür wollte er ſich an dem ſchändlichen Alten mit einem empfindlichen Schabernack rächen.

Goswig trug Winters und Sommers eine Pelzkappe von Marderfell, die er während der Mahlzeiten in der Dirnitz ab und bei Seite legte. Eines Sonntags nun, wo der Abendtrunk für die Leute ſtets ſehr reichlich geſpendet wurde, ſtahl ſich Wilfred mit der Pelzkappe hinaus und beſtrich ſie inwendig mit Vogelleim, den ihm Meliſſa zu dem Zwecke bereitet hatte. Dieſe mußte dann den Torwart durch ihr Geplauder ſo lange beim Becher feſthalten, bis er mehr als genug hatte. Als er ſich dann die Kappe vor dem Abſchiede, den Meliſſa möglichſt zu verzögern ſuchte, wieder aufſtülpte, merkte er in ſeinem angeheiterten Zuſtande nicht, was inzwiſchen damit geſchehen war. Auf dem Wege zu ſeinem Torſtübchen war ſie ihm nun ſchon ſo feſt angeklebt, daß er ſie nicht vom Kopfe losbekommen konnte und ſich mit ihr zu Bett legen mußte. Anderen Mittags behielt er ſie gegen ſeine Gewohnheit bei Tiſche auf, und darüber zur Rede geſtellt ſtieß er ärgerlich heraus: „Iſt mir über Nacht angewachſen, ich kriege ſie nicht ab; die alte Heidin Suffie, die mir ſpinnefeinde Zauberſche, muß ſie mir angehext haben.“ Wilfred und Meliſſa tauſchten verſtohlen einen Blick, und letztere ſagte am Ende des gemeinſamen Mahles: „Goswig, gegen Großmutter Suffies Hexerei bin ich machtlos, aber verſuchen will ich's doch, Euch davon zu befreien; haltet mal ſtill!“ Nun machte ſie ſich über ihn her, um ihm die angeleimte Pelzmütze vom Kopfe herunterzuziehen. Aber das ging nicht ſo leicht vonſtatten, trotzdem zwei andere Mäd-

chen, die entweder den Spuk durchſchauten oder von Meliſſa eingeweiht waren, ſie kichernd dabei unterſtützten. Mit warmem Waſſer erweichten ſie den hart gewordenen Klebſtoff und zupften und zerrten alle drei vorn, hinten und über den Ohren an der Mütze herum, daß er vor Schmerzen jammerte und ſtöhnte.

Als er, von der Marter endlich erlöſt, ſich die Innenſeite ſeiner Pelzkappe betrachtete, ſchrie er auf: „Was? das iſt keine Hexenkunſt, das iſt ja Vogelleim! kein anderer als der Böswichtsbube der Fred iſt's geweſen, und du falſche Kammerkatze — ich ſeh dir's an — haſt deine Krallenpfoten, mit denen du mich ſo grauſam am Kopfe gezwickt und gezwackt haſt, dabei im Spiele gehabt," wandte er ſich, die Fauſt ſchüttelnd, zu Meliſſa. „Aber wartet, ihr hinterliſtigen Satanskinder, das will ich euch ankreiden und mit Zinſen heimzahlen!" Wutſchnaubend entwich er aus der Dirnitz, war noch tagelang muckig und einſilbig und ſchnitt alles Gehänſel über den ihm angetanen Schimpf mit kurzen, derben Worten ab.

Wilfred aber beruhigte die von Goswigs Drohungen eingeſchüchterte Meliſſa mit dem Hinweis, daß ſie ja unter dem Schutz der Gräfin ſtünde, und er ſelber wüßte nun, wie er mit dem alten Bärbeiß dran wäre und würde, ohne ihn im geringſten zu fürchten, auf ſeiner Hut vor ihm ſein. Damit gab ſie ſich zufrieden und dankte ihrem Tröſter in der zärtlichſten Weiſe.

Meliſſa war gegen die Fehler und Untugenden ihres Freundes keineswegs blind und hielt doch treulich zu ihm, obwohl ſie keine Hoffnung auf eine glückliche Zukunft an ſeiner Seite hatte. Was ſie eigentlich zu dem übermütigen Geſellen ſo ſtark hinzog, davon konnte ſie ſich ſelber keine Rechenſchaft geben. Es war nun

einmal ſo, und ſie machte ſich nicht viel Gedanken darüber.

Aus einer ihr ſonniges Daſein etwas verdunkelnden Wolke aber fiel zuweilen ein Tropfen Wermut in den Becher ihrer ſprudelnden Lebensluſt. Sie hatte erfahren, daß Wilfred ſich um die Gunſt einer anderen bemühte, und wenn dies auch nicht aus Liebe geſchah, ſo war ſie doch ſtets betrübt und gekränkt, wenn er ſich zu jener hinſchlich, zu einer, die zum Arbeiten zu faul und zum Denken zu dumm war. Es war die Tochter des Talmüllers, ein noch nicht mal hübſches, verzogenes und launenhaftes Ding, das aber ein nicht unbeträchtliches väterliches Erbe zu erwarten hatte. Nach dieſem Goldfiſch angelte Wilfred, ſcharwenzelte um die Begehrenswerte herum und führte ſeine geriſſenſten Künſte ins Treffen, ſie ſich gewogen zu machen. Luitgard — ſo hieß ſie — nahm ſeine Huldigungen einmal entgegenkommend, ein andermal nachläſſig hin, wies ihn ſchnippiſch ab oder ermunterte ihn, wenn ſie gerade keinen anderen Anbeter am Bändel hatte. Sie beſaß nämlich ihres Geldes wegen deren mehrere in der Umgegend, die ſie mit gefallſüchtigem Betragen anlockte und mit halben Verheißungen hinhielt und denen ſie dann wieder, je nach Laune, hochnäſig und ſchroff den Rücken zukehrte. So trieb ſie auch mit Wilfred ihr leichtfertiges und ſchnödes Spiel, wollte es jedoch mit ihm ebenſowenig wie mit den anderen verderben, weil ſie das Schmeicheln und Schöntun junger Männer nicht entbehren konnte. Dem „armſeligen Federklauber, dem flattrigen Habenichts, der ſich als verlumpter Vagant Gott weiß wie und wo in der Welt herumgetrieben," die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen, fiel ihr im Traume nicht ein. „Er hat vielleicht einmal einen Tiſch und nichts

darauf, eine Kanne und nichts darin, einen Spieß am Feuer und nichts daran," hatte sie einmal von ihm gehöhnt.

Heute, am Sonntagnachmittag, eilte er seit langer Zeit zum ersten Male wieder zu ihr, und das war der eine von den zwei Besuchen, nach denen er sich schon lange gesehnt hatte.

Achtes Kapitel.

Die Talmühle, ein dem Grafen eigenes Erblehen, lag nahe dem Fuße des Bergkegels, der Schloß Falkenstein trug, an der vielgewundenen Selke, die mit alten Weidenbäumen und mit Erlengesträuch umsäumt war und an deren Ufern dichtes Röhricht mit violetten Federbüschen und großblättriger Huflattich wuchs. Durch ihre glitzernden Wellen schossen rotgesprenkelte Forellen hin und her, und über ihrem Spiegel tanzten Mückenschwärme. Auf den Strohdächern der niedrigen Mühlengebäude wucherte Moos und kugelige Hauswurz mit mattrosigen Blüten auf fleischigem Stengel. Das Wasserrad stand heute still, aber wenn es sich rauschend und schaumsprühend drehte, einen durchsichtigen Silberschleier über den Schaufeln, so gab das ein schönes, lebendiges Bild, das Blick und Gedanken des vorüberkommenden Wanderers eine Weile festhielt.

Wilfred traf bei seiner Ankunft dort die Bewohner zu Hause mit Ausnahme des einzigen Sohnes, der als Mühlknappe dem Vater im Handwerk rüstig beistand, sich aber heute nach Meisdorf beurlaubt hatte, wo er gute Gesellen beim Sonntagsbier im Kruge zum braunen Hirsche sitzen wußte.

Groß willkommen in der Mühle hieß man ihn nicht und hätte ihn wahrscheinlich noch kühler aufgenommen, wenn sein Vater nicht ein alter, treuer Freund des Müllers und seiner Frau gewesen wäre, dessen Andenken sie in Ehren hielten und um dessentwillen sie den Sohn nachsichtig duldeten. Meister Beutling war ein ernster, arbeitsamer Mann und seine Kathrin eine still schaltende Hausfrau, die beide nach dem Besuche nichts fragten und sich auch nicht um ihn kümmerten, ihn ihrer Tochter überlassend, die ihn schon bald genug wieder los werden würde.

Kaum zwanzig Schritte von der Mühle stand eine alte Linde mit einer Bank und einem Tisch unter ihren schattenden Zweigen, dessen Platte ein ausgedienter Mühlstein war. Die Linde blühte jetzt und verbreitete einen starken, fast berauschenden Duft um sich her, während in ihrer mächtigen Krone das Gesumm der Bienen tönte, denn Meister Beutling hielt sich eine Anzahl Bienenstöcke, mit deren Honig er auch das Schloß versorgte.

Dorthin begaben sich Luitgard und Wilfred, und er begann das Gespräch mit der Bitte um Entschuldigung, daß er so lange nicht hier gewesen wäre, worauf ihm Luitgard, die ihn gar nicht vermißt hatte, mit geschürzter Lippe erwiderte, o wenn er keine Zeit hätte, brauchte er sich um ihretwillen die Schuhsohlen nicht abzulaufen. Als ihr Wilfred nun erklärte, womit er alle seine Zeit hätte hinbringen, was und wie angestrengt er hätte arbeiten müssen, zeigte sie geringe Teilnahme an der Art seiner Beschäftigung und schien an den bedeutenden Einfluß, dessen er sich bei der gemeinschaftlich mit dem Ritter Eike von Repgow betriebenen Abfassung eines großartigen Werkes rühmte, nicht zu glauben. Es war

überhaupt heute nichts Rechtes mit ihr anzufangen, sie war wieder einmal nicht gut aufgelegt, wortkarg und mürrisch. So unermüdlich auch Wilfred Redegabe, Witz und Scharfsinn aufbot, es gelang ihm nicht, die gegen alles Gleichgültige zugänglicher und freundlicher zu stimmen. Die Unterhaltung geriet mehr und mehr ins Stocken und wäre vielleicht ganz versiegt, wenn sich jetzt nicht ein drittes Menschenkind zu den beiden unter der Linde gesellt hätte.

Suffie, Großmutter Suffie, wie sie ringsumher genannt wurde, eine uralte Greisin, kam vom Hause an einem Krückstocke langsam herangeschritten. Sie mußte einst von hochragender Gestalt gewesen sein; jetzt war sie von der Last der Jahre gebeugt, aber nicht gebrochen, denn in dem hinfälligen Körper wohnte noch immer eine die Ihrigen oft überraschende Geistes- und Willenskraft. Weiß war ihr Haar, ihr lederfarbenes Gesicht von unzähligen Runzeln durchfurcht, und ihre großen Eulenaugen funkelten hell und scharfblickend. Sie hatte hier in der Talmühle, wo sie geboren war, Kinder und Enkel ins Grab sinken sehen und erwartete nun bei ihrem letzten Enkel, dem jetzigen Müller, den Tod, der sie aber vergessen zu haben schien. So wandelte sie, eine Erscheinung aus der Vorzeit, selber schier unveränderlich, durch die immer wechselnde Gegenwart und wußte nicht, wie alt sie war.

Ihre Erinnerungen reichten bis in ihre Jugend, viele bis in ihre Kindheit zurück, und wenn die Müllersleute abends um sie versammelt am Herdfeuer saßen, gab sie den hochaufhorchenden manche davon zum besten. Ihre stolzeste war, daß sie einmal als halbwüchsiges Mädchen Herzog Heinrich den Löwen gesehen hatte, als er mit einem großen Gefolge von Rittern und Reisigen über

den Harz nach dem Kyffhäuser gezogen war, um sich von Kaiser Friedrich dem Rotbart mit dem Herzogtum Bayern belehnen zu lassen. Durch das Selketal war er zwar nicht gekommen, aber tausende waren von nah und fern herbeigeströmt, um den mächtigsten Mann im Reiche von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Daraus konnten die Nachgeborenen berechnen, daß sie über hundert Jahre alt sein mußte.

Eine Christin war sie nicht und wollte es nicht sein, sondern hielt mit finsterer Zähigkeit an dem Heidentum fest, das in den Bergen und Wäldern des Harzes noch Jahrhunderte lang nach den blutigen Sachsenkriegen Kaiser Karls des Großen im Verborgenen fortlebte. Wegen ihrer Kenntnis von längst abgekommenen Sitten und Bräuchen, von heilkräftigen Kräutern und Wurzeln, ihres Bewandertseins in Zaubersprüchen, Wundsegen, Blutstillen und anderen Heimlichkeiten erfreute sie sich eines so weit verbreiteten Rufes, daß manch einer und eine kam, sie in Körperleiden und Herzensnöten um Rat und Hilfe anzugehen. In der Familie genoß sie die größte Verehrung, und über ihre Urenkelin Luitgard hatte sie mehr Gewalt als Vater und Mutter, denn selbst das eigensinnige, schwer zu bändigende Mädchen fügte sich der das ganze Hauswesen beherrschenden Ahnin.

Als die Alte herangekommen war, stand Wilfred auf und begrüßte sie mit der Frage: „Wie geht's, Großmutter Suffie?“

„Schlecht, mein Junge! Das siehst du doch,“ ächzte sie, auf der Bank schwerfällig Platz nehmend. „Die Gicht im rechten Bein läßt mich nicht los. Alle Morcheln, die ich mir da hinten aus dem trocknen Kiefernboden gebrochen habe, wollen nicht helfen gegen das Gebreste, es ist ein Elend. Ich kann nicht mehr auf die Berge

klettern, mich nicht mal mehr zum Sonnwendfeuer ſchleppen, und das frißt mir am Herzen. Es iſt jetzt ſchon das dritte Mal, daß ich dabei fehlen muß, ſeit mich mein Vater als Siebenjährige zuerſt mit hinaufgenommen hat, wo ſie — du wirſt es ja wiſſen und darüber ſchweigen — wo die, die noch getreulich dem großen Wode und der Frau Holle anhängen, ſich zuſammenfinden, die alten heiligen Gebete raunen, Loſe werfen und Hand in Hand durchs Feuer ſpringen. Hab's als ſchmucke Maid auch getan mit manchem jungen Burſchen, der ſchon lange nicht mehr ſpringt. Seit Jahren war ich immer die Älteſte dabei und wußte mehr als alle."

Wenn Suffie ins Reden kam, wurde ſie geſchwätzig und hörte ſo bald nicht wieder auf. „Großmutter," begann Wilfred, „Ihr habt doch meinem Vater ſelig ſo manchen guten Rat gegeben und —"

„Freilich, Fred, freilich!" unterbrach ſie ihn ſofort wieder, „gegen Tollwut mußte er ein Wolfsauge bei ſich tragen und um den Hals eine Schnur von Krebsſcheren gegen das Gewehr des groben Keilers, aber gegen Bärenpranken iſt kein Kraut gewachſen; mit ſo 'nem Untier durfte er ohne ein paar ſtarke Hetzrüden nicht anbinden."

„Ich wollte nur ſagen," fuhr Wilfred fort, als er wieder zu Worte kam, „wißt Ihr denn kein Mittel zu Eurem eigenen Geſunden, daß Ihr wieder ſpringen lernt?"

„Nichts, mein Junge, nichts," erwiderte ſie, das greiſe Haupt ſchüttelnd, „ich muß ſtillhalten, bis das alte Gerippe mit ſeiner Senſe kommt und mich abmäht. Ein Menſchenleben geht hin wie der Rauch, das iſt ſo, ſeit die Welt im Waſſer unterging."

„Na, vorher wird's auch wohl nicht anders geweſen ſein," miſchte ſich Luitgard naſeweis ein, „und Ihr ſeht

doch unſern Schornſtein ſchon recht lange rauchen, Großmutter.“

„Dir etwan ſchon zu lange, Luit?“ begehrte Suffie auf. „Was weißt du dummes Balg von leben und ſterben? In den zwölf Julnächten vorigen Winter hab' ich's einmal grauſig hier durchs Tal toben und heulen hören, da muß Wode mit ſeinem wütenden Heer dicht über uns hingezogen ſein, hat mir wohl einen Wink geben wollen, mich fertig zu machen. Hätt' er ſich ſparen können, der große Schimmelreiter, ich bin fertig.“

„Das eilt wohl nicht, Großmutter,“ lächelte Wilfred. „Es hat ſchon manche um Lichtmeß gedacht, ſie hätte ihr letztes Süpplein ausgelöffelt, und iſt doch noch zu Walpurgis mit auf den Blocksberg geritten.“

„Zähme deine Zunge!“ fuhr die Alte auf ihn los, richtete ſich ſteif in die Höhe und maß den Kecken mit einem böſen Blicke. „Eine Beſenhexe bin ich nicht.“

„Euch hab' ich damit nicht gemeint, es war nur ein Gleichnis,“ beruhigte er die Beleidigte. „Es gibt Jüngere, die mit dem Teufel einen Tanz wagen, wenn die Engel nichts von ihnen wiſſen wollen.“

„Ach ſo!“ lachte Luitgart, „nun, du haſt ja oben auf dem Falkenſtein einen blonden Engel, der gewiß nicht ſpröde iſt und dir bei Tag und Nacht keinen Tanz verſagt.“

„Darum kümmre dich nicht!“ wies ſie Wilfred ſcharf ab. „Die du im Sinn haſt, zeigt mir ein holderes Geſicht als du.“

„Richtig, Falkenſtein!“ fiel Suffie ein. „Ihr habt ja ſchon ſeit Wochen einen fürnehmen Gaſt; was tut denn der ſo lange bei euch? harft und ſingt wohl mit der ſchönen, jungen Gräfin?“

„Nein, er arbeitet mit mir.“

„Arbeitet mit dir?“

„Ja, ſie kritzeln ein Buch zuſammen,“ ſpottete Luitgard. „Denkt Euch, Großmutter, ein Buch, ein Geſetzbuch!“

„Davon verſtehe ich nichts,“ ſagte die Alte. „Schreiberei iſt verfluchtes Satanswerk und ſchafft nur Unheil.“

„Sagt das nicht, Großmutter! Das Mühlen- und Waſſerrecht kommt auch in unſerem Buche vor,“ belehrte ſie Wilfred, „höret ein Exemplum. Vor jedem Mühlengerinne muß ein Merkpfahl eingerammt ſein, der anzeigt, wie hoch der Müller das Waſſer in ſeinem Graben halten darf, nämlich nur ſo hoch, daß eine Biene mit aufgereckten Ohren auf dem Pfahle ſitzen kann und ſich dabei die Füße, aber nicht den Leib benetzt. Nun liegt es in meiner Hand, ſtatt eine Biene mit ausgereckten Ohren zu ſchreiben ein Froſch mit hervorſtehenden Glotzaugen. Das macht einen großen Unterſchied aus, denn dann kann der Müller das Waſſer viel höher ſtauen und ſeinem Rade mehr Kraft geben. Begreift Ihr das?“

„Ei wohl, ſchreibe ſo, Fred, und hole dir von Luit den Dank dafür.“

„Mir läuft unſer Waſſerrad ſchnell genug,“ kam es verächtlich von des Mädchens Lippen. „Meinetwegen kann ſich Fred ſelber auf den Merkpfahl ſetzen, von mir hat er keinen Dank zu verlangen.“

Der ihm von der Übellaunigen heute wieder zuteil werdenden ſchlechten Behandlung endlich überdrüſſig, erhob ſich Wilfred nach dieſer wegwerfenden Äußerung und ging, ſich nur von Suffie verabſchiedend, mißmutig davon.

Aber ſtatt ſich von hier aus geradwegs auf den Falkenſtein zurückzubegeben, bog er nach rechts ab und

ſchlug ſich bergan ſteigend in das Dickicht, in dem er ſpurlos verſchwand.

Er wollte noch den anderen der zwei Beſuche abſtatten, die er ſich für dieſen Sonntag vorgenommen hatte, und da, wohin es ihn jetzt zog, war er einer freundlicheren Aufnahme ſicher. Denn dort wußte er einen trauten Kumpan, der ihn gewiß ſchon ſeit langem ſehnlichſt erwartete.

In ſchnurgerader Richtung querwaldein dringend gelangte er zu einer alten Buche, deren gewaltige Wurzeln in großen, ſchlangenartigen Windungen und Krümmungen aus der Erde hervorragten. In einer ihrer Gabelungen dicht am Stamme ließ ſich Wilfred nieder und ſaß da, auch im Rücken geſtützt, ſo bequem wie zwiſchen den Armlehnen eines moosgepolſterten Seſſels. Nun holte er ſeine Rohrflöte hervor, die dem Ritter Eike von Repgow bei der Ankunft auf dem Falkenſtein den erſten Willkomm zugetrillert hatte, und fing an darauf zu blaſen. Nach einem Weilchen hielt er inne und horchte. Alles ſtill, nichts regte ſich. Er hub von neuem zu blaſen an und diesmal ſtärker, wonach er wieder wie ein Vogelſteller bewegungslos lauſchte. Endlich vernahm er ein leiſes Geräuſch, nur ein paar Pulsſchläge lang, dann verſtummte es. Bald erklang es wieder, immer noch leiſe, aber ſchon näher. Es war, als wenn etwas Lebendiges behutſam heranſchlich oder kroch, und jetzt ſah er im niedrigen Unterholz zwei feſt auf ihn geſpannte Lichter glänzen. Gleich darauf raſchelte es durch Laub und Kraut, und huſch! ſprang ihm mit flinkem Satz ein Fuchs auf den Schoß.

„Schlitzohr, biſt du da?“ rief er und umfing das Tier, das ſich ihm wie ein treuer Hund anſchmiegte und ſchlau blinzelnd zu ihm aufäugte.

Das war der Freund, dem sein Besuch galt und mit dem er sich verstand wie ein Mensch mit dem andern, nur daß dem Vierfüßler die Sprache fehlte. Wilfred hatte ihn einst als Junges nicht weit von hier durch einen glücklichen Zufall erhascht, ihn mühsam mit unendlicher Geduld gezähmt, ihn mit allerhand Atzung geködert und gekirrt, bis sich der äußerst vorsichtig Witternde allmählich an seinen Wohltäter gewöhnte und ihm endlich so anhänglich wurde, daß er dessen Flötenspiel, wenn er es hörte, Folge leistete und sich hier auf dem Kirrplatz ohne Scheu bei ihm einfand. Wilfred nannte ihn Füchslein, Reinecke oder auch Schlitzohr, weil er vor Jahr und Tag in des Fuchses rechtem Lauscher einen langen, nicht verheilten Schlitz entdeckt hatte, den der streitbare Held wahrscheinlich im Kampfe mit einem seinesgleichen um den Besitz einer schönen Füchsin davongetragen hatte.

Nun sprach er mit ihm ganz wie mit einem Freunde, wenn er auch keine Antwort von ihm erhielt. „Haben uns lange nicht gesehen, mein Füchslein," begann er, „ich konnte nicht kommen, mußte immer schreiben, schreiben und schreiben. Du weißt nicht, was das ist, schreiben? ja, sei du froh, daß du nicht schreiben gelernt hast, mein munterer Waldgesell! Das ist eine grausame Erfindung, eine Qual für uns arme, sündhafte Menschen, mit der dein und mein Schöpfer euch unschuldige Tiere in Gnaden verschont hat. Was macht denn die holde Frau Fähe? und wieviel liebe Kinderchen habt ihr denn in eurem Bau? bringe sie doch einmal mit und führe sie mir vor, ob sie auch sauber gewaschen und artig erzogen sind. Aber halt! ich habe ja was für dich, hier!" Er griff in die Tasche und gab seinem rothaarigen Liebling zwei Eier, die er heut in aller Frühe aus dem

Hühnerſtall des Falkenſteins gemauſt hatte. Der Fuchs verzehrte ſie mit Begier, während ihm Wilfred den glatten Sommerpelz kraute und ſich ſeine dicke Lunte ein paarmal durch die Hand gleiten ließ.

Nach dieſem erquicklichen Imbiß lag der Fuchs in Wilfreds Armen und ſchien ſich da ſehr wohl und geborgen zu fühlen. Manchmal reckte er den Kopf, windete und ſpitzte die Lauſcher, wenn ſich im Gebüſch oder in einem Baum etwas regte, das ihm vielleicht eine willkommene Beute verhieß. Dann duckte ihn Wilfred jedesmal ſchnell nieder und ſagte: „Nichts da, Reinecke! Singvögelein ſollſt du nicht begehren, das habe ich dir doch ſchon oft genug ſtrengſtens verboten. Halte dich an Mäuſe, Käfer, Schnecken und ähnliche ſchmackhafte Dinge, die für uns Ungeziefer, für euch aber Leibgerichte ſind, verſtehſt du?“ Der Fuchs lugte ihn an, leckte ſich die Schnauze und machte ein Geſicht, als ob er lachen wollte. Da packte ihn Wilfred beim Fell, drückte ſeinen Kopf zärtlich an die eigene Wange, klopfte, hätſchelte und hudelte ihn nach Herzensluſt, und Meiſter Reinecke ließ ſich das alles mit dem größten Behagen gefallen und hob manchmal ſpieleriſch einen Vorderlauf, als wollte er dabei mittun und das Gekoſe des ihm ſo wohlgewogenen Menſchen erwidern.

So hatten es die beiden ſchon unzählige Male hier getrieben, und wenn ſie ſich trennen mußten und Wilfred den Heimweg antrat, trabte der Fuchs eine Strecke lang hinter ihm her, blieb dann traurig ſtehen, äugte ihm nach und lauſchte ſeinen Schritten, bis ſie in der Ferne verhallten.

Auch heute war es für Wilfred Zeit zum Aufbruch, denn er hatte verſprochen, zum Abendtiſch in der Dirnitz zurück zu ſein. „Ich muß fort, mein Schlitzohr,“ ſagte

er, „gib mir's Pfötchen und gehab' dich wohl bis auf baldig Wiederſehen.“ Dann ſetzte er den Fuchs ſanft und zärtlich wie eine Mutter ihr Kind nieder, ſtand von ſeinem Wurzelthron auf und ſchied von dem Buſenfreunde.

Stunden wie dieſe waren Wilfreds glücklichſte. Auf der Burg hatte er keinen, der ihm ſo traute und dem er ſo trauen konnte wie dieſem freien Sohn der Wildnis. Der ſchalt ihn nicht, demütigte und kränkte ihn nicht, ſah ihn nicht ſcheel und mißgünſtig oder über die Achſel an wie ſeine menſchlichen Lebensgefährten, denen er nichts galt, die ſeine Fähigkeiten und ſein Wiſſen nicht ſchätzten und das Gute, das neben manchem Verwahrloſten doch auch in ihm ſteckte, nicht anerkennen wollten. Kein Wunder, daß er ſich vor ihnen verſchloß, ihnen ihre Nichtachtung in gleicher Münze herausgab und ſich für das, was er von ihnen zu leiden hatte, mit kleinen Bosheiten und hinterrücks geſpielten Poſſen rächte. Dadurch kam in das Weſen des zu Leichtſinn und Übermut Veranlagten ein mißfälliger Zug. Hier aber bei ſeinem Fuchſe war er ein Naturkind wie dieſer, da fand er Zuflucht und Erholung wie anderswo nimmer.

In viel froherer Stimmung als vorher wanderte er jetzt in der Stille des Waldes dahin, durch deſſen Gezweig ſchräge Sonnenſtrahlen blitzten und um ſilbergraue Buchenſtämme ſchlüpften. Das muffige Betragen der Müllerstochter ſchlug er ſich aus dem Sinn und nahm ſich vor, heut abend zu Meliſſa, der immer heiteren und einzigen ihm zugetanen, recht freundlich zu ſein. Sie konnte nicht daran zweifeln, daß er zu Luitgard gegangen war, und damit hatte er ihr Kummer bereitet, für den er ſie entſchädigen wollte.

Als er dem Falkenſtein ſchon ſo nahe war, daß man ſein Blaſen dort wohl hören könnte, ſetzte er die Wald-

flöte an die Lippen und ſchickte der Getreuen einen ſchmetternden Gruß nach dem andern als ſeine Rückkehr ankündende Boten voraus. Aber nicht lange währte es, da ſah er Meliſſa unter den Bäumen daherkommen. Sie war ihm, ihn um dieſe Zeit erwartend, auf dem Wege zu Tal ein Stückchen entgegengegangen, hatte aber dann, ſein Blaſen vernehmend, flugs die Richtung eingeſchlagen, aus der die Klänge lockten, nun genau wiſſend, von wannen er kam. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurde, lief und ſprang ſie über Stock und Stein auf ihn zu, und er fing ſie in ſeinen Armen auf. „Du warſt bei deinem Füchslein,“ jubelte ſie, denn ihr allein war dieſe heimliche Waldfreundſchaft bekannt, „ich dachte, du wäreſt ...“

Sie konnte nicht ausreden, Wilfreds Kuß verſchloß ihr den Mund.

Neuntes Kapitel.

Der Sonnwendtag war äußerlich von anderen Tagen durch nichts unterschieden vorübergegangen, und nur die Kundigen wußten, daß in der Nacht auf schwer zugänglichen Bergkuppen und kleinen, versteckten Waldblößen die Feuer unter fast tausendjährigen Eichen gebrannt hatten und von den verschwiegenen Bekennern des Wodanglaubens mit uralten Bräuchen und Beschwörungen umwandelt und umtanzt worden waren. Auch ein paar der ältesten Burgmannen des Falkensteins hatten an der Feier teilgenommen, und Goswig hatte ihnen die Brücke nieder und das Pförtchen im Tor offen gelassen, damit sie im Morgengrauen unbemerkt einschlüpfen konnten. Das war von jeher so gehalten worden und dem Grafen keineswegs unbekannt. Seine Vorfahren hatten es einer dem andern überliefert und dem Nachfolger geraten, darüber ein Auge zuzudrücken, wenn die schlechten Christen sonst gute Menschen und zuverlässige Vasallen wären. Nur die Gräfin durfte nichts davon erfahren, denn nimmermehr hätte sie Heidenleute im Gesinde geduldet.

Nun brütete der Sommer mit seiner stärksten Glut über Wald und Flur, um Körner und Früchte zu reifen, obwohl jetzt jeder Tag schon um einen Hahnenschritt kürzer wurde als der gestrige. Das Laub war noch frisch und saftig, von häufigen Gewitterregen vor zu frühem Welken bewahrt, und die Waldblumen blüten üppig im Grün der Kräuter und Gräser.

Die Insassen der Burg lagen ihren täglichen Pflichten ob, gingen in den leichtesten Kleidern einher und hatten von der Hitze wenig zu leiden, da es innerhalb der dicken Mauern fast noch kühler war als im Schatten des dicht bestandenen Hochwaldes. Sie waren alle froh und zufrieden mit Ausnahme von zweien, und diese waren Wilfred und Eike von Repgow.

Wilfred seufzte unter der Fron seines handwerksmäßigen Schreiberdienstes und klagte Melissa, daß ihm von seinem jetzt manchmal recht borstigen Herrn und Meister eine allzu scharfe Rüge erteilt worden wäre, weil er sich in einem Kapitel über Bannleihe, Fahnen- und Zepterlehen einige Auslassungen und Fehler im Texte hätte zuschulden kommen lassen, und nun sollte er die Abschrift des ganzen Kapitels am nächsten Sonntag aufs neue anfertigen und könnte dann nicht zu seinem lieben Fuchse gehen.

Auf Melissas Frage, was das wäre, Bannleihe und Fahnenlehen, hatte er ihr erklärt: „Bannleihe ist die königliche Bestallung für die Träger der gräflichen Gerichtsbarkeit. Fahnenlehen bezeichnet und unterscheidet in der Heerschildordnung die Schöffenbarfreien, die unter Königsbann, und die bei ihren eigenen Hulden dingen. Wahrzeichen der königlichen Gerichtshoheit ist die Gerichtsfahne. Wahrzeichen für die Edelinge auf den Schöffenstühlen sind Kreuz, Schwert, Strohwisch, Hut und eiserne

Hand. Das habe ich verwechselt und durcheinander gebracht; irren ist menschlich."

Gegen Melissas Meinung, daß ihm dann ganz recht geschähe, wenn er die Arbeit noch einmal machen müsse, hatte er eingewandt, Sonntagsarbeit wäre wider die Hausordnung und von der Frau Gräfin verboten, und sollte ihm dergleichen noch einmal zugemutet werden, würde er sich über seinen Peiniger beschweren. Darauf hatte ihm Melissa geantwortet: „So! und was würde die Folge davon sein? dann ließe dich der Ritter die ganze Nacht am Tische sitzen, um die verpfuschte Abschrift genau und ordentlich zu liefern." Diese Möglichkeit hatte dem eine unverkürzte Nachtruhe Liebenden schreckhaft eingeleuchtet, und knirschend über sein hartes Los hatte er sich von der treuen Warnerin getrennt. —

Auch Eike war unzufrieden, nicht bloß mit Wilfred, sondern auch mit sich selber. Er war in der Ausdrucksweise einzelner Stellen seines Konzeptes, das er doch so volkstümlich wie möglich gestalten wollte, auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen, die ihm tagelang zu schaffen machten. Er wählte und verwarf sprachliche Formen und Satzgefüge, bis er sich zur Klärung und völligen Beherrschung des widerspenstigen Stoffes durchgekämpft hatte.

In solche ihm bisher gänzlich fremde, die Arbeit hemmende Verlegenheiten war er letzterzeit mehrmals geraten und so auch heute wieder, wo er sich abmühte, die Machtbereiche und Amtsbefugnisse der weltlichen und der geistlichen Gerichte gegeneinander abzuwägen und miteinander zu vereinbaren. ‚Weltliches Gericht und geistliches sollen miteinander gehen' lautete eine seiner Aufzeichnungen zu diesem Kapitel. Aber wie war das

in die Wege zu leiten und mit unbeſtreitbarem Erfolge durchzuführen? Sodann kam die Frage, ob bei einem Zwieſpalt in derſelben Sache das weltliche oder das geiſtliche Urteil das ausſchlaggebende, obſiegende ſein ſollte, und ferner, ob der vom Papſt ausgeſprochene Bann, der das Heil der Seele ſchädigte, oder die vom Kaiſer verhängte Reichsacht, die den Betroffenen an Leib und Leben bedrohte, als die härtere Strafe zu betrachten ſei. Bei ſo grundſätzlichen, in Gemüt und Gewiſſen der Menſchen eingreifenden Entſcheidungen mußte auf Gewohnheitsrecht und die althergebrachten, tief eingewurzelten Anſchauungen des Volkes Rückſicht genommen werden.

Doch auch diesmal gelang es ihm, die Schwierigkeiten zu überwinden, und als er endlich das, was ihm das Rechte dünkte, gefunden, und es von der Feder ſchwarz auf weiß feſtgehalten vor ſich hatte, lehnte er ſich in ſeinen Seſſel zurück und atmete erleichtert auf.

„Eike, dieſer Artikel deines Geſetzbuches wird bei allen Geſchorenen und Kuttenträgern vom ſtolzeſten Biſchof bis zum erbärmlichſten Bettelmönch böſes Blut machen,“ murmelte er vor ſich hin. „Hätteſt du dabei Gräfin Gerlinde zu Rate gezogen, würde ſie anders entſchieden haben. Selbſtverſtändlich, hätte ſie geſagt, iſt das geiſtliche Gericht das höchſte, das geiſtliche Urteil das ausſchlaggebende und der Bannfluch ſeiner Heiligkeit des Papſtes die ſchwerſte Strafe, die einen ſündhaften Chriſtenmenſchen für Zeit und Ewigkeit treffen kann.“

Er verſank in tiefes Sinnen, ſchloß die Augen und malte ſich aus, wie ſie mit Glaubenseifer und frommen Überzeugungen gewappnet, ihn angegriffen, ihre Meinung verfochten und ihn mit Vorſtellungen und Bitten zu beeinfluſſen geſucht hätte. Und ſich mehr und mehr in

ſeinen Träumen von ihr einſpinnend ſah er ſie im Geiſte leibhaftig an ſeinem Schreibtiſche ſich gegenüberſtehen in all ihrer ſtrahlenden Schönheit. Er ſah ihre herrliche Geſtalt im fließenden, ſchmiegſamen Gewande, ihr Antlitz, ihren bezaubernden Blick, ihr ſonniges Lächeln. Da weckte ihn ein Geräuſch aus ſeinem Dämmerzuſtande und brachte ihn zum Bewußtſein der Wirklichkeit zurück, die ihm ein anderes Geſicht zeigte als das ſchnell zerronnene, verführeriſche Traumbild.

Schon in manchen Stunden waren ihm Zweifel gekommen, wie er im Grunde mit Gräfin Gerlinde daran war, denn ihr Benehmen gegen ihn war von einer Unbeſtändigkeit, die er ſich nicht zu erklären vermochte. Sie konnte herb und verſchloſſen ſein und dann wieder verbindlich und mitteilſam. Was hatten dieſe, durch äußere Vorgänge nicht veranlaßten Wechſel in ihrer Stimmung zu bedeuten? Verzieh ſie ihm ſeine weltliche Geſinnung nicht? Oder wurde ihr ſein Verbleiben hier auf die Dauer läſtig, daß ſie ihm dies zu erkennen geben und dann ihre ablehnende Haltung, ſie am nächſten Tage bereuend, durch verdoppelte Freundlichkeit wett machen wollte? In keinem von beiden konnte er die eigentliche Urſache ihres unſteten, zwiſchen zutraulichem Entgegenkommen und ſprödem Zurückweichen ſchwankenden Weſens erblicken, und Launen, unberechenbare, unbegreifliche Launen hatte er niemals an ihr wahrgenommen. Sie war ihm ein Rätſel, aber gerade dieſes Rätſel holdeſter Weiblichkeit zu löſen und in ſeinen dunkelſten Tiefen hellſehend zu werden, reizte ihn.

Heute, nach ihrer wunderſamen Erſcheinung vor ſeinem inneren Auge, konnte er ſeine zerſtreuten Gedanken nicht mehr ſammeln. Eine fiebernde Unraſt befiel ihn, daß er ſich in ſeinem Gemache wie in einem Gefängnis fühlte,

dem er entfliehen wollte. Er mußte hinweg aus dieſen Mauern, in den Wald hinein, unter brauſende Wipfel und ſegelnde Wolken, um ſeinen benommenen Kopf von Dumpfheit und Wirrſal frei zu machen und friſche Kraft zur Arbeit zu gewinnen.

Es war ein zum Wandern einladender Vormittag mit halbbedecktem Himmel und mäßig wehendem Winde, und Eike verließ ſeine Schreibſtube in der Hoffnung, da draußen Ruhe und Erholung zu finden. Eilenden Fußes ſtieg er die Treppe hinab.

Auf dem Burghof fand er Folkmar mit zwei geſattelten Pferden. „Wo ſoll es hingehen, Folkmar?“ fragte er verwundert.

„Nach Quedlinburg, Herr Ritter,“ erwiderte der Diener. „In der Frühe iſt ein Bote eingetroffen, der den Herrn Grafen —“

Da trat Graf Hoyer ſchon aus der Tür und verſtändigte den Freund: „Ich muß nach Quedlinburg zur Äbtiſſin Oſterlindis. Sie iſt eine Verwandte von mir, eine Gräfin Falkenſtein, und ich bin ihr Schirmvogt. Es handelt ſich um die Entſcheidung eines verwickelten Rechtsſtreites mit dem Biſchof von Halberſtadt, und du ſollteſt mitkommen, Eike, und als ſchöffenbarer Mann von Fach mir helfen, das Urteil zu finden.“

„Gern tät' ichs, Herr Graf!“ gab Eike zur Antwort, „aber ich muß mich hier ſelber mit verzwickten Problemen herumſchlagen.“

„Dann auf Wiederſehen hoffentlich morgen abend, und überarbeite dich nicht, Eike!“ ſagte der Graf, ſchwang ſich in den Sattel und ritt mit Folkmar ab.

„Gottbefohlen und gutes Gedinge!“ rief ihm Eike nach.

Der Graf bog in den Reitweg ein, während Eike auf dem ſchmalen und kürzeren Fußpfade zu Tale ſtrebte.

„Morgen abend — hoffentlich — alſo zwei Tage mit Gerlinde allein hier," ſprach er nachdenklich zu ſich ſelber. „Wie wird ſie ſich da gehaben? wird ſie nun den Schleier ein wenig lüften, mit dem ſie bis jetzt ihr Innerſtes ſcheu verhüllte, oder wird ſie auch unter vier Augen das Buch mit ſieben Siegeln bleiben? Gern träte ich ihr näher, und ſie ſollte doch allmählich zu der Anſicht gelangt ſein, daß die Verehrung, die ich ihr unverhohlen entgegenbringe, keine oberflächliche, gekünſtelte Höflichkeit iſt, ſondern mir aus dem Herzen kommt. Ich begehre nichts von ihr, was ſie nicht gewähren darf, aber etwas mehr bare Münze von ihrem geiſtigen und ſeeliſchen Eigentum könnte ſie mir wohl zufließen laſſen; einzig mit anmutigem Getändel und lächelnder Huld iſt das nicht getan. Ich will ſo ernſt von ihr genommen werden wie ich ſie ſelber nehme."

So redete Eike im Bergabgehen krittelnd und mäkelnd in ſich hinein und ahnte nicht, was alles ſich in Gerlinde hinter dem anmutigen Getändel und der lächelnden Huld verſchanzte.

Unten im Tale mit der weiten, entzückenden Ausſicht auf Wieſen und Wälder, die beruhigend auf ihn wirkte, entſchlug er ſich aber ſeiner grilligen Betrachtungen, überſchritt das Tal und ſtieg auf der anderen Seite gemächlich wieder bergan.

Er ging ohne Weg und Steg, ſchweifte bald rechts, bald links ab, wenn ihn eine daherleuchtende Blüte lockte oder ihn das Raſcheln eines durch Geſtrüpp und Gerank flüchtenden Tieres aufmerken ließ. Aus den Buchen und Eichenkronen erſcholl ein wuchtiges Rauſchen und be-

wegliches Tuſcheln, und ein leiſes Säuſeln und Pfeifen ſchwirrte durch die Nadeln der Fichten. Die Blumen wiegten ſich auf ihren Stengeln, und die wiſpernden Gräſer neigten und nickten ſich nachbarlich zu. Was mochten ſich die Kinder des Waldes erzählen, die Blätter und Halme und all das Gewürm, das da kroch und krabbelte, burrte und ſurrte? Hatten auch ſie ihre Sorgen und ihre Freuden, ihre geflüſterten Liebeshändel und Klatſchgeſchichten wie das Menſchenvolk, das ihre Sprache wohl hörte, aber nicht verſtand? Eike wandelte ſtill durch das vieltauſendfältige Naturleben, gab ſich dem Genuß, es bis ins kleinſte zu beobachten, gefliſſentlich hin und dachte weder an weltliche noch an geiſtliche Gerichtsbarkeit.

Dabei war er, kaum wiſſend wie, auf dem Bergesrücken angekommen und hatte nun den Falkenſtein in gleicher Höhe jenſeits des Tales vor ſich. Da hielt er an und ſchaute lange hinüber. Die ſteingraue Burg ragte nur mit dem Obergeſchoß und dem Turm über das Laub der Bäume hinaus und hob ſich in ſcharfkantigen Umriſſen von dem weißen Gewölk maleriſch ab. Eike erkannte die Fenſter ſeiner Wohnſtätte, wo er, über ungezählte Papiere gebeugt, ſich Tag für Tag angeſtrengt mühte, und ſah auch den Altan, auf dem er am zweiten Abend nach ſeiner Ankunft mit dem Grafen und der Gräfin bis in die Nacht hinein geſeſſen und ihnen Vortrag gehalten hatte. Doch, wo war das kleine, trauliche Gemach Gerlindes? — das herauszufinden war ihm nicht möglich. Wie aber wäre es, wenn er ſich jetzt dahin verſetzen und wie ſie an ſeinem Schreibtiſch plötzlich an ihrem Stickrahmen leibhaftig vor ihr erſcheinen könnte? Er mußte lachen über den tollen Einfall, ihr einen ſpukhaften Gegenbeſuch zu machen, und wollte den Heimweg

antreten, denn das Blinken ſeiner Fenſter da drüben erinnerte ihn an die Arbeit, die ſeiner dort harrte und bei der ihn in den letzten anderthalb Wochen oft Unſicherheit und Zagen bedrückt hatten. Aber da hemmte ſeinen Fuß und feſſelte ſeinen Blick einer, der das beſaß, was ihm fehlte, — himmelantragende, raumdurchmeſſende Flügel.

Von Süden her kam ein Adler geflogen, kam näher und beſchrieb, ohne die mächtigen Schwingen zu regen, hoch über ihm ſchwebend immer den gleichen Kreis. Dieſes Schauſpiel ließ Eike nicht los, und er folgte mit den Augen dem Zuge des ſtolzen Fliegers. Vogelflug hatte im alten Rom eine prophetiſche Bedeutung, und den unverwandt Hinaufſpähenden durchzuckte ein ſeltſamer Gedanke. Sollte das eine Botſchaft an ihn aus weiter Ferne ſein? Sandte den Beherrſcher der Lüfte, den König der gefiederten Welt ihm ein anderer Herrſcher, ein wirklicher König zu, Kaiſer Friedrich der Hohenſtaufe, mit Wink und Mahnung, allen Kleinmut aus ſeiner Seele zu verbannen und ſich mit den Schwingen des Geiſtes zu freier Schaffenskraft zu erheben, ſein Werk freudig zu fördern und glücklich zu vollenden? Ja! ſo war es, ſo ſollte es ſein, ſo nahm es Eike hin und winkte dem kaiſerlichen Sendboten dort oben ſeinen Dank dafür zu, daß er ihm wieder Vertrauen und Zuverſicht zu ſeiner Arbeit eingeflößt hatte.

Nun ging er fröhlich und leicht wie ſelber von Fittichen getragen bergab und pflückte unterwegs eine Handvoll Waldblumen, die er zu einem Strauße für Gräfin Gerlinde band.

Zeitig genug vor Mittag durchſchritt er das Burgtor, eilte treppauf und begab ſich zu der Kemenate der

Gräfin. Ehe er jedoch ganz heran war, vernahm er Saitenklänge darin, näherte ſich behutſam der Tür und horchte. Es war nur ein lebhaft bewegtes Vorſpiel geweſen, denn jetzt begann Gerlinde zu ſingen und Wort für Wort verſtand der Lauſchende den Text ihres Liedes.

Von den Saiten ſoll es brauſen,
Was am hellen Tag mit Macht
Mich beſtürmt, mit leiſem Grauſen
Mich beſchleicht in dunkler Nacht.

Nicht mit Worten kann ichs ſagen,
Was mich treibt ohn' Ruh und Raſt,
Und in Schweigen ſie zu tragen
Iſt zu ſchwer die ſüße Laſt.

Ach, ich fühl' es jede Stunde,
Wie es in mir wühlt und nagt,
Was ſich aus des Herzens Grunde
Doch nicht auf die Lippe wagt.

Aber iſt's auch in der Stille
Strengen Pflichten untertan,
Iſt es einmal Schickſals Wille,
Bricht ſich auch Gebundnes Bahn.

Was ſind Feſſeln, was ſind Schranken
Einem Wunſch, der nimmer ruht,
Deſſen heimlichſte Gedanken
Schnell verrät der Wangen Glut.

Angſt und Leid ſind zu beſiegen,
Tränen werden weggelacht,
Alles läßt in Schlaf ſich wiegen,
Nur die Sehnſucht wacht und wacht.

Dem in unverkennbarer Erregtheit gesungenen Liede folgte ein Nachspiel auf der Harfe, das allmählich abschwellend in wehmütigen Akkorden ausklang.

Eike, tief ergriffen von dem, was er gehört hatte, mochte jetzt nicht eintreten, um der Gräfin seinen Blumenstrauß zu überreichen. Er legte ihn auf der Türschwelle nieder und ging leise davon.

Zehntes Kapitel.

In seinem Zimmer angekommen, saß Eike vor sich hinstierend auf der Ruhebank und sann. Was hatte Gerlindes Lied zu bedeuten? Trug sie eine heimliche Liebe im Herzen, am Ende gar eine von dem Geliebten nicht erkannte oder nicht erwiderte Liebe? Aber von einer Frau wie Gerlinde geliebt zu werden und sie nicht wieder zu lieben, däuchte ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Oder sollte es eine unvergessene, unverwindliche Jugendliebe sein, der sie aus irgendwelchen Gründen hatte entsagen müssen? Arme Gräfin von Falkenstein, die alles zu ihrer Verfügung hatte, was eines Wunsches wert war, nur nicht des Lebens höchstes Glück!

Es klopfte. Melissa kam und lud Eike gefällig knicksend zum Mittagessen. Ungesäumt folgte er der Aufforderung. Im Speisesaal trat ihm die Gräfin etwas beklommen entgegen und dankte ihm mit ein paar schüchternen Worten für den schönen Waldblumenstrauß, den sie in einem tönernen Ziergefäß mitten auf den Eßtisch gestellt hatte. In ihrem unsicher forschenden Blicke las Eike die bange Frage: hast du mein Lied gehört? Die Annahme, daß er es gehört hatte, lag sehr nahe, denn er mußte zu der Zeit, da sie gesungen hatte, mit seinen Blumen an ihrer

Tür gewesen sein. Von diesem Drucke wollte er sie befreien.

Im unbefangensten Plauderton begann er: „Ich hatte mir heute morgen mit kniffligen Erwägungen den Kopf warm gemacht und fühlte das Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen. Darum ging ich zu Tale und von Tale wieder zu Berge, und da blühten im Walde so viel Blumen, daß ich etliche pflückte, um sie Euch zu bringen. Damit heimgekehrt horchte ich an Eurer Tür, aber es war und blieb innen alles mäuschenstill; Ihr waret also gewiß nicht in dem Gemach, und da ich in Eurer Abwesenheit nicht eindringen wollte, legte ich den Strauß auf Eure Schwelle. Es freut mich, daß Ihr ihn gefunden habt und ihm solche Ehre erweist," schloß er mit einer Handbewegung nach dem lieblichen Tafelschmuck.

„Ich danke Euch nochmals für Euer freundliches meiner Gedenken, Herr von Repgow," sagte Gerlinde, nun fest überzeugt, daß er von dem Liede nichts wußte, weil er wohl schon vorher dagewesen war, obgleich sie seinen Schritt nicht vernommen hatte.

„O ich habe von da drüben auch nach Euren Fenstern gespäht, sie aber nicht entdecken können," sprach er.

„Dann werde ich künftig, sobald ich Euch auf den Bergen dort weiß, das Fenster öffnen und Euch mit dem Tuche zuwinken."

„Und ich werde Euch den Gruß erwidern, wenn ich ihn sehe."

„Und mir wieder ein paar Blumen pflücken, gelt?"

Eike nickte und führte die Gräfin zu Tische, denn Melissa war eingetreten, ihres Dienstes zu walten.

Es war nicht das erste Mal, daß die beiden allein miteinander speisten, aber heute geschah es unter ver-

änderten Umständen. Eike war im Besitz eines Geheimnisses seiner Tischgenossin, wußte, daß sie von einer ungestillten Sehnsucht erfüllt war, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, zu ermitteln, wer und wes Art derjenige war, dem diese Sehnsucht galt.

Unauffällig lenkte er das Gespräch auf geselligen Verkehr im allgemeinen und fragte dann so nebenbei, mit welchen schildbürtigen Herren und Damen sie und ihr Gemahl hier Umgang pflegten, Gerlinde erteilte ihm mit vollkommenem Gleichmut Auskunft, nannte einige gräfliche Häuser und andere in der Umgegend ansässige Adelsgeschlechter und schilderte ihm auch einzelne Angehörige dieser Familien ohne sich für einen im geringsten zu erwärmen. Eike fand also mit diesem ausgestreckten Fühler keinen Stützpunkt, von wo aus er dem von Gerlinde Begünstigten hätte auf die Spur kommen können, und gab es auf, weiter danach zu kundschaften, sich damit vertröstend, daß ihn vielleicht der Zufall einmal auf die richtige Fährte brächte.

Gräfin Gerlinde machte bei Tische die aufmerksame Wirtin, ermunterte Eike in Vertretung ihres Gatten zum Trinken, sprang in der Unterhaltung von einem Gegenstand zum andern, fühlte dem Gaste auf den Zahn, ob er dies und jenes wüßte und wie er über das eine oder das andere dächte, und disputierte mit ihm nach Herzenslust. Plötzlich fing sie an lateinisch zu sprechen. Sie wollte nicht etwa Eike gegenüber damit prahlen, sagte auch nichts, was die ab- und zugehende Melissa nicht hören durfte, sondern tat es lediglich in einem heiteren Sichgehenlassen.

Eike blickte sie höchst verwundert an, worauf sie mit ihrem berückendsten Schelmenlächeln fragte: „Quidnam stuperes tu sophista?“

Er antwortete: „Admiror te dominam doctissimam dulce ridentem dulce loquentem latine.“

„Das ist kein Wunder,“ belehrte sie ihn auf lateinisch. „In Franken, Bayern und Schwaben sprechen alle ritterlichen Frauen und Fräulein Latein, wenn auch gewiß nicht ein tadellos ciceronianisches.“

Sie fuhren nun auch fort, Latein zu reden, das ihnen beiden geläufig von den Lippen floß.

Melissa, die natürlich kein Wort verstand, machte ein ganz verschmitztes Gesicht dazu und nahm sich vor, niemand in der Burg etwas davon zu sagen, auch Wilfred nicht, dachte sich aber ihr Teil dabei und gönnte ihrer lieben Herrin das, was sie sich dachte.

Während des Mahles zog Gerlinde eine Blume aus dem Strauße und steckte sie sich an die Brust. „Wißt Ihr, wie sie heißt?“ fragte sie, jetzt wieder auf deutsch. „Glockenblume nennt man sie.“

„Ich kenne sie wohl,“ erwiderte Eike, „und habe sie gern ihrer schönen, blauen Farbe und ihres zarten, schlanken Wuchses wegen. Ihr Name ist sehr bezeichnend für die Form der Blüten; wenn ein Lufthauch sie bewegt, gleichen sie wirklich schwingenden Glocken, nur daß sie leider stumm sind. Freilich,“ fügte er lächelnd hinzu, „man hört manchmal Glockenläuten und weiß nicht, von wannen es tönt.“

Gerlinde erschrak. Sollte das eine Anspielung sein? Hatte er doch ihr Lied erlauscht und möchte nun wissen, woher, welchem Herzenserlebnis entstammend die Klage der Sehnsucht kam und wohin, zu wem sie ging? Aber dem, was er ihr von seinem Horchen an ihrer Tür gesagt hatte, daß es mäuschenstill in ihrem Gemach gewesen wäre, mußte sie doch Glauben schenken, und seine ihr verfänglich klingenden Worte hatten auch wohl gar keine

Anſpielung ſein ſollen. Nach kurzem Sinnen ſprach ſie: „Die Glocken läuten den Lebendigen und den Toten. Die Toten hören ſie nicht mehr, und unter den Lebenden dringt ihre Stimme nur den Gläubigen ins Gemüt.“

„Und Euch, Ritter, zähle ich nicht zu den Gläubigen. Nicht wahr, Frau Gräfin? ſo würde der Schluß Eures Satzes lauten, wenn Ihr ihn ausſprechen wolltet,“ fiel Eike lachend ein.

Da mußte ſie mitlachen und ſagte: „Wie gut Ihr doch raten könnt, Herr Ritter von Repgow!“

Mit dem von Eike im rechten Augenblick herangezogenen Scherze über ſeine ihm von der Gräfin ſchon öfter vorgeworfene Ungläubigkeit war der kleine Zwiſchenfall erledigt, worüber er ſelber froh war, denn er hatte ihn unvorſichtigerweiſe herbeigeführt. Die ihm achtlos entſchlüpfte Äußerung war in der Tat eine, wenn auch ungewollte, Anſpielung auf das zufällig vernommene Lied geweſen, die er ſofort bereute, als er Gerlindes Erſchrecken darüber bemerkte. Dieſe ſchien ſich indeſſen beruhigt zu haben ohne zu argwöhnen, daß er ihr mit der Verſicherung lautloſer Stille in ihrem Gemach nicht die Wahrheit geſagt hatte. Um auch die letzte Spur des peinlichen Gefühls, ihm ſingend ihr Inneres enthüllt zu haben, in ihr auszulöſchen, fing er nun ſeinerſeits an, wieder lateiniſch mit ihr zu reden, weil ſie dabei ſchärfer aufpaſſen mußte und ſich nicht von Nebengedanken abziehen laſſen durfte.

Sie ging mit Vergnügen darauf ein, zumal ſie ſelten Gelegenheit hatte, ſich im Gebrauch der von ihr treulich gepflegten altrömiſchen Weltſprache zu üben, der man ſich hier im Sachſenlande nicht ſo häufig bediente wie in Gerlindes fränkiſcher Heimat.

Das hatte ſie ihm vorhin ſchon geſagt, als er ſich über ihr Lateinſprechen gewundert hatte, und hier knüpfte er nun an und bat ſie, ihm von ihrer Heimat, ihren Eltern und Geſchwiſtern zu erzählen, doch wieder in der Hoffnung, aus ihrer Jugendgeſchichte vielleicht etwas zu erfahren, was ihn über ihr Herzeleid einigermaßen aufklären konnte. Es war jedoch nicht eitel Neugier, was ihn dazu bewog, vielmehr innige Teilnahme für die ihm mit jedem Tage rätſelhafter werdende Frau, die in ſeiner Geſellſchaft ſo ſorglos und fröhlich war und ſich in der Einſamkeit einer, wie es ſchien, unbezwinglichen Schwermut ergab.

Gerlinde beſchrieb ihm die väterliche Burg und deren Lage und berichtete über ihr Jugendleben von Kindheit an bis zu ihrem Verlöbnis mit dem Grafen von Falkenſtein in aller Ausführlichkeit, aber ein Ereignis, das möglicherweiſe auf ihre Zukunft hätte einwirken können, oder die leiſeſte Hindeutung auf eine frühere, verſtohlene Neigung von ihr zu einem anderen kam dabei nicht heraus, und der Schleier, der über ihrem Seelenzuſtande hing, war nach wie vor für Eike undurchdringlich.

Er hätte ihr ſo gern über ihre Trübſal hinweggeholfen, ihre Sehnſucht mit ernſten, verſtändigen Gründen gedämpft und beſchwichtigt, aber dann hätte er ihr ja eingeſtehen müſſen, daß und auf welche Weiſe er davon Kenntnis erhalten hatte, und auf ihr ſich ihm freiwillig erſchließendes Vertrauen hatte er keinen Anſpruch. Hätte ſie in ſeiner Gegenwart einmal ein Zeichen von Niedergeſchlagenheit gegeben, ſei es mit einem ſich ihrer Bruſt entringenden Seufzer oder mit einem überquellenden, ſchmerzbewegten Worte, ſo hätte er ſie fragen können: was iſt Euch? was bedrückt Euch, Gräfin Gerlinde?

Aber nichts dergleichen geſchah, ſie hatte ſich mit ſtraffer Selbſtbeherrſchung in der Gewalt, und ihm blieb nichts übrig, als ſie im ſtillen weiter zu beobachten und die nächſte Gelegenheit, wenn ſie ſich doch einmal vergaß, wahrzunehmen, um ihrem jungen, verzweifelnden Herzen mit liebevoller Tröſtung beizuſpringen.

Das Mittagsmahl war längſt beendet, und Eike erhob ſich, um an ſeine Arbeit zu gehen, von der ihn Gerlinde nicht zurückhalten wollte.

Als er ſich von ſeiner liebenswürdigen, aber gegen alle Aufklärungsverſuche hartnäckig verſchloſſenen Wirtin bis zum Abend verabſchiedete, ſagte ſie: „Seid Ihr damit einverſtanden, edler Ritter und ungläubiger Rechtsgelehrter, daß wir unſer Abendbrot heut auf dem Altan einnehmen?“

„Mit Freuden, Frau Gräfin!“ erwiderte er, „es iſt ja Euer Lieblingsplatz und darum auch der meinige.“

„Juſt darum?“ ſprach ſie mit einem ſehr freundlichen Blick. „So kommt nicht zu ſpät; ich zähle die Stunden und von der letzten die Minuten, bis Ihr erſcheint. Könnt Ihr Schachzabel ſpielen?“

„O ja, aber nur mangelhaft.“

„Deſto beſſer für mich! dann ſchlage ich Euch, beſiege Euch, triumphiere über Euch, und für jedes verlorene Spiel müßt Ihr mir Buße zahlen, Wedde nennt Ihr's ja wohl in Eurer vertrackten Rechtsſprache.“

„Jawohl, das iſt ungefähr dasſelbe. Aber worin ſoll die Wedde beſtehen?“ fragte er nicht ohne einige Spannung auf die Antwort.

„Das wartet in Demut ab,“ lachte ſie. „Heut abend ſpielen wir Schach; jetzt macht, daß Ihr fortkommt!“

Eike ging. Draußen ſchüttelte er den Kopf und dachte: Wunderſchön iſt ſie, grundgeſcheit iſt ſie, kann

ſeelenvergnügt ſein, und heimlich verzehrt ſie ſich in Gram und glühender Sehnſucht. Da werde ein Menſch klug draus! —

Diesmal brauchte ihn Meliſſa nicht zu rufen. Eike fand ſich ſehr frühzeitig auf dem Altan ein, wo die Gräfin ſeiner ſchon harrte und ihn freudig mit den Worten empfing: „Mehr als pünktlich!"

„Ich wollte Euch beim Zählen der Minuten ein Viertelhundert erſparen," ſcherzte er. „Zählen iſt ein langweiliger Zeitvertreib."

„Und bei einem Stelldichein warten müſſen iſt eine Geduldprobe, die die gute Laune verdirbt."

„Habt Ihr Erfahrung darin?" lächelte er.

„Ei nun, warum ſollte ich nicht?" meinte ſie neckiſch.

Es war alles bereit und ſie ſetzten ſich. Der einfache Imbiß war ſchnell verzehrt, denn ſie aßen beide wenig und ſprachen auch wenig dabei, als erwöge jeder ſchon ſeinen Angriffsplan für das bevorſtehende Turnier.

Als Meliſſa dann den Tiſch abgeräumt hatte, brachte ſie das große Schachbrett mit den etwas maſſigen, aber kunſtvoll geſchnitzten Elfenbeinfiguren geſchleppt, und das Spiel konnte beginnen.

Nachdem ſie geloſt hatten, zog Gerlinde mit Weiß an und zeigte ſich anfangs ihrem Gegner entſchieden überlegen, obwohl er ſich tapfer verteidigte und ſich nirgend eine Blöße gab. Aber das änderte ſich. Die Gräfin ließ bald in der nötigen Aufmerkſamkeit nach, ſpielte immer langſamer und beging Fehler, auf die Eike ſofort großmütig hinwies, ſtatt ſie ungerügt zu ſeinem Vorteil auszunutzen. Das ärgerte die Gräfin; ſie wollte nicht von ihm geſchont ſein, aber vorſichtiger wurde ſie deshalb doch nicht.

Als ſie wieder einmal über die Maßen zögerte, ehe ſie eine Figur anrührte, und er ſich auf einen beſonders ſchlauen Zug von ihr gefaßt machte, überraſchte ſie ihn ſtatt deſſen mit der Frage: „Wie lange iſt es her, daß Ihr in Bologna waret?“

Mitten im Spiel ſchweifte ſie ab auf ein ſo fernliegendes Gebiet! Kurz gemeſſen lautete ſein Beſcheid: „Fünf Jahre ſind es her, daß ich von Bologna nach Cremona zum Kaiſer Friedrich ritt und dann heimkehrte.“

„Gab es in Bologna viel ſchöne Frauen und Mädchen?“ forſchte ſie weiter.

„Das feſtzuſtellen gehörte nicht zu meinem Studium. Nach Frauen und Mädchen habe ich mich dort wenig umgeſehen.“

„Wer Euch das glauben ſoll!“ lachte ſie. „Habt Ihr denn ein Herz von Stein?“

„Das möchte ich nicht behaupten,“ erwiderte Eike, den dieſes ausholende Verhör nachgerade beluſtigte. „Aber wenn auch,“ fuhr er mutwillig fort, „aus dem härteſten Stein kann man Funken ſchlagen.“.

„Wirklich? kann Euer Herz Funken ſprühen, lichterlohe Funken? Hat es auch ſchon einmal Feuer gefangen?“

„Nein, es iſt nicht leicht entzündbar.“

„Das —“ weiß ich, wollte ſie ſagen, hielt aber an ſich und ſagte: „Das lob' ich. Und dann die Rechtseinheit, das Sachſenrecht und die fürchterlichen Geſetze! die nehmen es wohl völlig in Anſpruch?“

„Nun ja!“ entgegnete er, „auch der Geſetzgeber und Richter muß ein Menſch ſein, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und es bei der Entſcheidung jedes einzelnen Falles mitreden läßt. Übrigens, wollen wir nicht weiter ſpielen? Ihr ſeid am Zuge.“

„Ich? ich bin am Zuge?“ ſchrak ſie auf, und ohne Beſinnen zog ſie.

„Aber Gräfin!“ rief er, auf das Schachbrett zeigend, „ſeht doch hier! ſoll ich Euch denn Euren Rochen wegſtibitzen? Flugs ſchiebt den Elefanten zur Seite, ſonſt wird er erbarmungslos abgeführt.“

Sie biß ſich auf die Lippen, nahm den Zug zurück und tat einen andern, der auch wieder falſch war und infolgedeſſen ihr Eike, diesmal ohne ſie zu warnen, einen Läufer raubte.

„O weh! wie dumm!“ ſagte ſie. „Ihr ſeid mir über, ich unterliege.“

„Eure Schuld, nicht mein Verdienſt.“

„Und aufrichtig ſeid Ihr auch,“ lachte ſie, „aber noch habt Ihr nicht gewonnen.“

Sie war und blieb zerſtreut, mit ihren Gedanken ganz wo anders, ſo daß Eike ihrem König und mehrmals ihrer Königin Schach bieten konnte. Da nahm ſie ſich zuſammen, beſſer Acht zu geben, und der Kampf zwiſchen den Schwarzen und den Weißen ſpann ſich langſam weiter.

Bald aber fing ſie von neuem an: „Wann werdet Ihr wieder einmal auf die Berge ſteigen?“

„Wenn mir wieder einmal der Kopf brummt und ich nicht mehr aus und ein weiß.“

„Laßt mich Euch helfen bei Eurer Arbeit!“ Es klang ſo bittend.

Dankbar blickte er ſie an, ſchüttelte aber lächelnd das Haupt und ſprach: „Unmöglich! das könnt Ihr nicht.“

„Stolzer Mann, Ihr denkt zu gering von mir,“ ſchmollte ſie.

„Zu gering? ach! viel größer als Ihr — zu wiſſen

braucht, Gräfin Gerlinde!“ ſchoß es ihm aus dem Grunde ſeines Herzens heraus.

Da leuchteten ihr die Augen in einem freudigen Glanz, und ihre Bruſt wogte auf und nieder.

Sie vertieften ſich wieder in das Spiel, und es verging geraume Zeit, ohne daß ein einziges Wort zwiſchen ihnen fiel. Als aber Eike wieder einmal lange auf einen Zug der Gräfin warten mußte und endlich ungeduldig zu ihr aufſah, begegnete er dem Blicke Gerlindes, der traumverloren auf ihm ruhte. Purpurglut übergoß ihr Antlitz; verwirrt und beſchämt, bei ihrer Verſunkenheit in ſeinem Anblick von ihm betroffen zu ſein, wandte ſie ſich ab. Dann ſich faſſend brachte ſie, noch zitternd vor Erregung, haſtig hervor: „Verzeiht! ich betrachtete Eure Geſichtszüge, weil ſie mich an eine altrömiſche Gemme meiner Mutter erinnern, einen koſtbaren Sardonyx mit einem ſchönen, überaus feingeſchnittenen männlichen Kopf, dem Ihr ſo ähnlich ſeht, als hättet Ihr ſelber dem Bildner dazu geſeſſen.“

„Auch dieſe Figuren ſind geſchnitzt wie von Künſtlerhand, zumal die zwei Königinnen. Aber wenn ich ſie mit Euch vergleiche,“ fügte er höflich hinzu, — „keine von beiden iſt ſo ſchön wie Ihr, Gräfin Gerlinde!“

„Schmeichler!“

„Ich ſchmeichle nicht, Ihr ſeid eine geborene Königin.“

„Der Ihr einmal über das andere trutzig Schach bietet.“

„Möge die Königin ſich ſchützen und hüten vor ihrem untertänigen Verfolger, der ſie offen anfeindet und heimlich verehrt.“

„Sich ſchützen und hüten!“ wiederholte Gerlinde leiſe. „Dazu iſt ſie zu ſchwach gegen — gegen die Übermacht, die ſie bedrängt und bezwingt, und — und — —“ Sie brach ab und ſprang von ihrem Sitz empor. „Ich gebe

das Spiel auf, ich kann nicht mehr," hauchte ſie bebend. „Geht, geht, Eike von Repgow! ich brauche Ruhe."

Er ging nicht; da tat ſie es. Ihn und das Schachbrett im Stich laſſend ſchritt ſie die Stufen des Altans hinab und eilte wie geſcheucht durch den Garten in die Burg.

Verwundert blickte Eike der Flüchtenden nach. Was — was iſt das?

Elftes Kapitel.

Eike hatte eine faſt ſchlafloſe Nacht. Aufregende Gedanken wirbelten ihm im Kopf herum, hielten ihn wach und verſchleierten ihm wie wallende Nebel die Tragweite ſeiner heutigen Erlebniſſe. Auf ſeiner ſtillen Morgenwanderung durch den Wald hatte er friſche Kraft und Sammlung zur Arbeit geſucht und gefunden, und hier im Schloſſe war ihm die draußen gewonnene Ruhe wieder verloren gegangen. Zwar ſträubte er ſich dagegen, eine vermeintliche Entdeckung als unumſtößliche Gewißheit hinzunehmen. Wenn er aber die beiden zeitlich getrennten Vorgänge des Tages, Gerlindes leidenſchaftliches Lied und ihre Verwirrung beim Schach, aneinander reihte und in urſächlichen Zuſammenhang brachte, mußte er auf die Vermutung kommen, daß *ihm* ihre ungeſtillte Sehnſucht galt.

Wie ein Schlag aus dem Dunkeln traf es ihn. Was um Gottes willen ſollte daraus werden, wenn das Wahrheit und Wirklichkeit wäre? Ein Schrecken überfiel Eike bei der Vorſtellung von ſich daraus ergebenden Möglichkeiten, die zu ſchickſalsſchweren Ereigniſſen führen konnten, und zum erſtenmal in ſeinem Leben wünſchte er ſich zu irren, ſich ganz und gar gründlich zu irren.

Heute mittag bei Tiſche hatte er ſich noch durch ſcheinbar harmloſe Fragen und auf Schleichwegen vergeblich bemüht, den zu ermitteln, an den das Lied der Sehnſucht gerichtet war; nur an ſich ſelber hatte er dabei nicht gedacht, und nun waren ihm plötzlich die Schuppen von den Augen gefallen.

Rückſchauend ließ er die ganze Zeit ſeines Hierſeins an ſich vorüberziehen, um die Spur zu finden, die ihn zur Erkenntnis von Gerlindes Seelenzuſtand leiten konnte. Aber kein ihn ermutigendes Entgegenkommen, nicht das kleinſte Zeichen einer unerlaubten, die Grenzen gern erwieſener Gaſtfreundlichkeit überſchreitenden Huld und auch kein übereiltes Sichvergeſſen der jugendlich lebhaften Frau tauchte in ſeiner Erinnerung auf.

Und wie war es denn mit ſeinem Herzen beſtellt? Von Anfang an war er von der natürlichen Anmut der Gräfin angezogen, beſtrickt, bezaubert worden, und bald hatten ihre vielſeitige, der ſeinigen ebenbürtige Bildung, ihre ſchnelle Auffaſſung und Verarbeitung alles deſſen, was Geiſt und Gemüt anging, ihm erſt eine aufrichtige Verehrung für ſie und endlich eine tiefe Neigung zu ihr eingeflößt.

Da prüfte er ſich ernſtlich, ob er nicht ſeinerſeits die gegenwärtige Lage der Dinge verſchuldet, ob er ſich der Gräfin nicht zu ſehr genähert, nicht zu dreiſt um ihre Gunſt geworben hätte. Nein, das hatte er nicht getan, hatte nicht mit leichtfertig koſigem Minnedienſt nach ihrer Gnade getrachtet und brauchte ſich keines Verſtoßes gegen höfiſche Sitte und mannhaft ehrbare Ritterlichkeit zu bezichtigen. Heut abend auf dem Altan, als ſie ihm vorwarf, daß er zu gering von ihr dächte, hatte er ſich zu einer faſt ſchon zuvielſagenden Andeutung hinreißen laſſen, die er jetzt bereute. Nie wieder ſollte dergleichen

über ſeine Lippen kommen, denn nun und nimmer durfte Gerlinde erfahren, was ſich für ſie in ihm regte.

Sie aber hatte, wohl ſehr gegen ihren Willen, ihm ihr Herzensgeheimnis ſo offenſichtlich enthüllt, daß er an ihren Gefühlen kaum noch zweifeln konnte. Was wollte der ihn wie mit Armen umſchlingende Blick, bei dem er ſie überraſchte und für den ſie die zwar geſchickte, aber wenig glaubhafte Ausrede von ſeiner Ähnlichkeit mit einer altrömiſchen Gemme fand? Und was für eine Übermacht war es, der ſie nicht ſtandzuhalten vermochte und vor der ſie in Bangen und Beben die Flucht ergriff? doch keine andere als die der Bezwingerin aller Menſchenherzen.

Und von deren Einflüſterungen getrieben hatte ihm Gerlinde ſogar bei ſeiner Arbeit helfen wollen. Dieſe Hilfe, doch ſicher auch in der Hoffnung angeboten, ſeine Geſetzgebung dabei in ihrem Sinne beeinfluſſen zu können, hatte er natürlich ablehnen müſſen. Aber wie unſäglich würde es ihn gefreut haben, wenn er ſich wie über ſo viele andere Dinge auch über das Werk ſeines Lebens in inniger Übereinſtimmung mit ihr befunden hätte! Das war jedoch leider nicht der Fall, wie er ſich erſt kürzlich wieder einmal überzeugen mußte, als das Geſpräch, von der Gräfin darauf hingelenkt, auf ſein Buch gekommen war.

Den Kopf voll mit einer von ihm geplanten Beſtimmung gegen eine zu Unrecht beſtehende kirchliche Einrichtung, die auf das Rechtsgebiet hinübergriff, hatte er einen ſcharfen Tadel darüber ausgeſprochen. Er hatte es eine von der Geiſtlichkeit beliebte falſche Auslegung und mißbräuchliche Nutzanwendung dogmatiſcher Satzungen genannt und damit die Gräfin in ihrer bedingungsloſen Gläubigkeit verletzt. Da war ſie zornig aufgefahren:

„Davon will ich nichts hören, das macht mit Euch allein aus! Wenn Ihr bekrittelt und verspottet, was mir heilig ist, so wird niemals Eintracht und Friede zwischen uns sein.“ Danach hatte sie ihm den Rücken gekehrt und ihn wie einen gescholtenen Knaben stehen lassen.

In diesem klaffenden Zwiespalt war etwas, das Eike nicht begriff. Er begriff nicht, wie das Abstoßende, das ihr aus seiner freigeistigen Richtung so schroff entgegentrat, und das Anziehende, das sie an seine Person und seinen Umgang fesselte, sich in ihrem Herzen zu dem Gefühl aufrichtiger Zuneigung verschmelzen konnten. Über diesen Widerspruch mochte er in der schon weit vorgeschrittenen Nacht nicht mehr brüten und grübeln, denn jetzt siegte die Macht der Natur über den Ermüdeten und versenkte ihn endlich in erlösenden Schlummer.

Aber kein ruhiger, erquicklicher Schlaf breitete seine sanften Fittiche über ihn; unsinnige, zusammenhangloſe Träume suchten ihn auf seinem Lager heim und umgarnten ihn mit beklemmenden Vorstellungen.

Eike saß wieder am Schachbrett, nicht auf dem Altan, sondern im Gemach der Gräfin, doch nicht diese, sondern Graf Hoyer war sein Widerpart, und das Gefecht war schon in voller Entwicklung. Eike verriet von vornherein und mit jedem Zuge das Bestreben, die Königin seines Gegners gefangen zu nehmen. Der Graf durchschaute diesen Plan, richtete sein Spiel danach ein und ging aus tapferer Verteidigung der unablässig Verfolgten zu scharfem Angriff über, so daß der Kampf ein sehr erhitzter und erbitterter wurde. Gräfin Gerlinde saß abseits, hielt die Harfe im Arm und ließ aus den Saiten die Melodie ihres Sehnsuchtsliedes ertönen, Eike dabei unverwandt anblickend. Dieser horchte danach hin und rief sich zu den leise rauschenden Klängen die Worte des

Liedes zurück, soviel ihm davon im Gedächtnis geblieben war. Das lenkte seine Aufmerksamkeit vom Schachbrett ab und verwirrte ihn. Es war ihm, als würden die Elfenbeinfiguren so klotzig schwer, daß er sie kaum von der Stelle bewegen konnte. Sie rückten überhaupt nicht dahin, wohin er sie haben wollte, entglitten seiner zitternden Hand und wandelten unbotmäßig ihre eigenen Wege, wobei sie Fehler über Fehler machten, Eike beträchtliche Verluste auf dem Schlachtfelde erlitt und von seinem Ziele, sich die Königin zu erobern, immer weiter abgedrängt wurde. Er schämte sich seiner unausbleiblichen Niederlage unter den Augen der geliebten Frau, und es erboste ihn, wenn der Graf mit grimmig drohender Stimme ihm Schach und aber Schach entgegenschrie. Und doch konnte er keinen Laut des Unmutes aus seiner wie zugeschnürten Kehle hervorbringen und konnte auch, als wäre er auf seinem Stuhle festgenagelt, nicht aufspringen und davonlaufen, wie es Gerlinde heut abend auf dem Altan getan hatte. Hilflos flehend sah er zu ihr hinüber, aber sie rührte sich nicht vom Flecke, ihm beizustehen und ihn aus seiner verzweifelten Lage zu retten, was sie, wenn sie gewollt hätte, mit ihrer Meisterschaft auf dem Brette vielleicht noch gekonnt hätte. Es schien ihm sogar, als zuckte eine Regung von Spott um ihren schönen roten Mund. Bald war sein König unentrinnbar umstellt und damit das Spiel für Eike verloren, weil Gerlinde ihn mit den Klängen ihres Liedes berückt und aus der Fassung gebracht hatte. Unter dem schallenden Hohngelächter des Grafen zerrann das grausame Traumbild.

Eike perlte der Schweiß auf der Stirn, und er lag, er wußte nicht wie lange, wachend und schwer atmend im Bette. Als er aber wieder eingeschlafen war, gaben ihn die äffenden Gesichte noch nicht frei;

nur der Schauplatz und die handelnden Personen wechselten.

Sein zweiter, mehr possenhafter als beängstigender Traum gestaltete sich folgendermaßen.

Eike trat, von den Bergen kommend, in sein Arbeitszimmer, aber die beiden, die er zu seinem Erstaunen dort antraf, hörten und sahen ihn nicht, als wäre er ein luftiger, unkörperlicher Schemen, und ließen sich in ihrem Tun nicht im mindesten stören. Wilfred und der allzeit wegfertige Ritter Dowald von Ascharien waren es. Sie saßen sich gegenüber am Schreibtisch und hatten einen irdenen Weinkrug und zwei Becher zwischen sich stehen, deren einen der Ritter eben bis auf den Grund leerte. Wilfred, sich in Eikes Lehnstuhl breit machend, hielt ein Pergamentblatt in der Hand und begann, dem listig schmunzelnden Pracher vorzulesen, was er darauf niedergeschrieben hatte.

Vom Zech- und Schenkenrecht und von ritterlichen Schulden.

Paragraph eins. So ein fahrender Ritter eine Trinkstube, Schenke oder Herberge in Stadt oder Dorf oder an offener Landstraße mit seiner Einkehr tags oder nachts beehrt, hat sich der Wirt mit abgenommener Kopfbedeckung dem fürnehmen Gaste devotissime zu nähern und ihn nach seinen Befehlen zu fragen. Jedwedem Wunsch und Wink des Herrn nach Speis' und Trank hat der Wirt schleunig zu gehorchen und das Beste aufzutischen, was er in Küche und Keller hat. Bei Berechnung der Zeche darf er höchstens die Hälfte des Selbstkostenpreises erbitten, und für den seltenen, aber doch möglichen Fall, daß der ritterliche Herr ausnahmsweise kein Geld in seinem Säckel hat, soll der Wirt die aufgelaufene Zeche ins Kerbholz schneiden oder in sein Büchlein schreiben —

„Oder auch in den Schornstein," flocht Dowald lachend ein — und soll sich bei der gnädigen Verabschiedung des Gastes mit tiefer Verneigung für die ihm erwiesene große Ehre seines Besuches geziemend bedanken.

Paragraph zwei. So ein edler, schildbürtiger Herr sich herabläßt, von einem Bürger oder Bauer ein bares Darlehen zu nehmen, soll er von jeglicher Zinszahlung frei sein, und niemals darf er von dem Verleiher daran erinnert und an die Rückgabe des Geldes gemahnt werden. Auch darf der Gläubiger von des Ritters liegender oder fahrender Habe, Haus und Heim, von seinem Heergerät, Gewett und Gerade niemals irgend etwas fordern oder pfänden lassen. Allsobald sieben Jahre und drei Tage nach Abschluß des Leihgeschäftes ohne Rückzahlung des Betrages vergangen sind, ist der Schuldschein für Leiher und Verleiher wie für ihre beiderseitigen Erben verfallen, und damit ist die Sache für alle Zeiten von Rechts wegen abgetan und erledigt.

„Genügt Euch das, Herr Ritter?" schloß Wilfred seinen Vortrag.

„Vollkommen! Du scheinst bei dem Reppechower in der Kunst des Gesetzemachens etwas gelernt zu haben," erwiderte Dowald. „Aber wird er das alles so Wort für Wort in sein Buch aufnehmen?"

„Um das durchzusetzen müßt Ihr Euch hinter die Frau Gräfin stecken," sagte Wilfred. „Die vermag alles über den ihr jederzeit willfährigen Ritter von Repgow und kann von ihm verlangen, was sie will."

Bis hierher hatte Eike die ungeheuerlichen Verrücktheiten, die der Ascharier schon bei seinem unwillkommenen Besuch hier in übermeßlichen Wünschen zum besten gegeben hatte, regungslos mit angehört. Als aber der unverschämte Schreiber es wagte, Gerlinde in so

beleidigender Weiſe bei der Durchführung der ihm von dem alten Abenteurer eingetrichterten Maßregeln heranzuziehen, geriet er in kochende Wut, ſprang herzu, packte den Steinkrug, ihn dem nichtswürdigen Geſellen an den Kopf zu werfen und — erwachte aus ſeinem wüſten Traum. Er hatte ſich bei der heftigen Bewegung des Ausholens zum Wurfe mit der Hand an den Bettpfoſten geſtoßen, und der ihm dadurch verurſachte Schmerz hatte ihn geweckt. —

Der Morgen graute, und ſo dunkel es noch in Eikes Schlafzimmer war, wo er die darin befindlichen Gegenſtände noch nicht mal recht unterſcheiden konnte, ſo düſter und dunſtig war es auch in ſeinem Kopfe. Ob er überhaupt das alles in ſeinem Traume genau wörtlich ſo gehört hatte, wie er es ſich einbildete, oder ob die Erinnerung an Dowalds damals geäußertes Verlangen nach einem ſo beſchaffenen ritterlichen Schenken- und Schuldenrecht dabei ſtark nachhalf, wußte er ſelber nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach.

Aber jetzt ſchon aufſtehen? bewahre! Er hatte noch lange nicht ausgeſchlafen; das wollte er nachholen, und wenn auch die helle Sonne ihn noch auf dem Pfühl beſcheinen ſollte. Seine von anſtrengender Arbeit überreizten Nerven bedurften der Schonung, und die wollte er ihnen angedeihen laſſen. Er reckte und ſtreckte ſich wohlig im Bette, ſchloß die Augen, um von dem mit jeder Minute mehr eindringenden Tageslichte nicht geſtört zu werden und entſchlummerte noch einmal.

„Halt, Gräfin! Dieſes Orakel verſuche ich nicht,“ erklärte er.
(S. 140.)

Zwölftes Kapitel.

Früher als er gewollt war Eike auf den Beinen, und nicht der Burg und Berg überflutende Sonnenschein war es, der ihn vom Lager lockte, sondern die innere Unruhe, die ihm seit gestern im Blute gärte, hatte ihn aufgerüttelt, daß es ihn nicht mehr im Bette litt. Ein strahlender Morgen begrüßte ihn. Kaum halb bekleidet riß er ein Fenster auf und sog mit durstigen Zügen die jetzt noch kühle Luft ein, die ihn wie ein spülendes Bad erfrischte. Das Tal lag zum Teil noch im Schatten, aber hier auf der Höhe flimmerte und funkelte es um die Stämme und im Gebüsch wie züngelnde Flammen. Die Blätter in den Wipfeln der Bäume wurden von einem leichten Winde bewegt und blinkten noch feucht vom Tau, der ihrem spätsommerlichen Grün einen frühlingsartigen Glanz verlieh.

Eike begab sich in sein schon ganz durchleuchtetes Arbeitszimmer nebenan, und da, beim Anblick seiner vielen Schriftstücke auf dem Tisch und im Büchergestell schüttelte er die dumpfen Träume der Nacht vollends von sich ab. Die Träume, ja! aber leider nicht zugleich die Gedanken und Zweifel, die ihn vor den Träumen bedrängt hatten.

Es war doch immerhin möglich, daß ihn seine Wahrnehmungen täuschten. Gerlindes Zerstreutheit beim Schachspiel und ihre überstürzte Flucht konnten andere Ursachen haben als seine sie erregende und verwirrende Nähe, und ihrem Liede konnte sie einen anderen, weit in die Ferne gehenden Weg gewiesen haben als den zu ihm.

Was sollte er nun glauben und was nicht? Über Schein oder Wirklichkeit von Gerlindes Liebe mußte er sich unter allen Umständen Gewißheit verschaffen, und dazu mußte er wieder mit ihr zusammen sein, draußen unter freiem Himmel auf versteckten Pfaden, wo kein Mensch sie sehen und hören konnte.

Ihm fiel ein, daß sie ihn beim Schachspiel gefragt hatte, wann er einmal wieder auf die Berge stiege. Den Wunsch, ihn dann begleiten zu dürfen, hatte sie zwar nicht hinzugefügt, aber doch wohl im stillen gehegt. Heute schon wollte er ihn ihr erfüllen, obgleich er dann wieder kostbare Stunden verlor wie gestern, wo er den ganzen Vormittag müßig im Walde umhergestrichen war. An arbeiten war ja doch nicht zu denken, solange er von Zweifeln hin und her geworfen wurde wie ein steuerloses Schiff auf sturmbewegtem Meere. Wie aber, wenn sich Gerlinde weigerte, ihm in die Einsamkeit zu folgen? Nun, dann wußte er genug, dann getraute sie sich nicht mehr, mit ihm allein zu sein, weil sie sich vor ihm und wohl noch mehr vor sich selber, vor ihrer Schwachheit ihm gegenüber fürchtete.

Als Melissa kam und ihm sein Frühstück brachte, erkundigte er sich nach dem Befinden ihrer Herrin.

„Ich kann es nicht loben," gestand Melissa mit bekümmerter Miene. „Die Frau Gräfin sieht blaß und angegriffen aus wie nach einer schlaflosen Nacht, was ich gar

nicht an ihr kenne. Sie ist überhaupt seit einiger Zeit anders als sonst, oft so schwermütig, als trüge sie ein heimliches Leid mit sich herum." Dabei blickte das kluge Mädchen Eike forschend an, der wohl merkte, daß Melissa mehr wußte als sie sagen wollte.

„So! schlecht geschlafen," sprach er, keineswegs überrascht von dieser Kunde. „Nun, da würde ihr eine kleine Wanderung durch den Wald gewiß gut tun. Bestelle ihr doch, ich ginge heute wieder auf die Berge, ob die Frau Gräfin mich begleiten wollte und ich sie dazu abholen dürfte. Und bringe mir Bescheid, Melissa!"

„Sofort, Herr!" erwiderte die gefällige Zofe, sichtlich froh über die ihr aufgetragene Botschaft, mit der sie leichtfüßig entschlüpfte.

Eike setzte sich zu seinem Morgenimbiß, ohne darauf zu achten, was und wie viel oder wie wenig er davon genoß, denn er war in zu großer Spannung, was Gerlinde beschließen würde.

Bald kehrte Melissa zurück und meldete: „Die Frau Gräfin ist sehr erfreut über den Vorschlag und erwartet den Herrn Ritter nach beendetem Frühmahl oder zu jeder ihm beliebigen Stunde."

„Gut! ich werde sie nicht lange warten lassen," versprach er. —

In mindestens ebenso großer Erregung wie Eike befand sich Gerlinde nach Empfang seines Vorschlages, mit ihm auf die Berge zu steigen. Sie verhehlte sich nicht, daß sie sich ihm gegenüber auf dem Altan vergessen hatte, und sorgte, daß er sie durchschaut und ihren Gemütszustand richtig erkannt haben könnte. Zu welchem Zwecke wollte er sie nun sprechen? Entweder um sie als strenger Sittenrichter in die gebührlichen Schranken ihrer Pflicht zurückzuweisen oder, wenn das Herz auch ihm voll war

von dem, was das ihrige erfüllte, um ihr das zu ſagen und ihr ſeine Liebe zu geſtehen. O Glück ohne Grenzen, wenn er das täte! Wenn er es nun aber nicht tat, ſondern ſchwieg? — Mochte er kommen! ſie wollte ihn, wenn er nicht freiwillig beichtete, auf die Probe ſtellen, um zu erfahren, ob es heiß oder kalt in ihm war, und ſie wußte auch ſchon, wo und wie ſie das machen wollte.

Und Eike kam.

„Ein guter Gedanke, Herr von Repgow, mich auf Euren Waldgang mitzunehmen!“ Mit dieſen Worten empfing ihn Gerlinde in der heiterſten Weiſe und bot ihm die Hand, als er eintrat, aber das Herz klopfte ihr bei dem Wiederſehen nach dem geſtrigen Abend.

„Ich konnte den Verführungskünſten dieſes herrlichen Morgens nicht widerſtehen und wollte auch Euch gern zu ſeinem vollen Genuß im Freien verhelfen,“ erklärte er.

„Aber hat Euch denn Euer Studium Urlaub gegeben, Euch mir zu widmen, der Ihr doch ſo haushälteriſch mit Eurer Zeit umgeht?“ fragte ſie.

„Gerade zu meinem Studium finde ich da draußen die beſte Kraft,“ erwiderte er.

„Ja, wenn Ihr allein geht und ſinnt und grübelt; bei mir werdet Ihr ſchwerlich Begeiſterung dafür ſuchen.“

„Da ſeid Ihr im Irrtum, Frau Gräfin,“ widerſprach er. „Auch bei Euch ſuche ich ſie und verdanke Euch manche Stunde förderſamer Anregung.“

„Alſo helfe ich Euch doch ein wenig bei der Arbeit, auch ohne Euer Verlangen danach,“ lächelte ſie.

„Willkommen ſind mir Eure Einwürfe ſtets, denn ſie ſchärfen mir die Klarheit des Denkens,“ verſetzte er.

Mit ſo vorläufigen, ihre wahre Abſicht verhüllenden Reden trachteten beide, über die Verlegenheit der erſten Minuten hinwegzukommen, konnten jedoch ihrer Befangenheit noch nicht ganz Herr werden, und ſchon als ſie die Treppe hinab und über den Burghof ſchritten, war das Geſpräch verſtummt. Gerlinde aber war froh, daß Eike nicht gefragt hatte, warum ſie vor Beendigung des Schachſpieles plötzlich aufgeſprungen und davongelaufen war.

Eine kurze Strecke hielten ſie ſich auf dem Fußſteig zu Tale; dann bog die Gräfin links ab in den dichten Wald hinein, wo es keinen Weg mehr gab. Eike folgte ihr, und ſie erwartete nun, daß er beginnen würde, ihre Gefühle zu dämpfen oder ihr die ſeinigen, gleichgearteten zu offenbaren. Er machte aber keine Anſtalten dazu, weder zu dem einen noch zu dem andern. Weshalb zaudert er wohl? dachte Gerlinde.

Sie wollte ihm zu Hilfe kommen, ihn anregen, ihn in eine gehobene Stimmung verſetzen.

Auf einer kleinen Lichtung blieb ſie ſtehen, ſchaute zu den Bäumen empor und ſprach: „Wann iſt der deutſche Wald am ſchönſten? Im Frühling, wenn die Knoſpen brechen und ihre zarten Fähnlein entfalten, alles blüht und duftet und ſchmetternde Stimmen aus hundert Vogelkehlen erſchallen? Im Sommer, wenn alle dieſe mächtigen Kronen voll belaubt ſind und es in ihnen ſchwingt und wogt, flüſtert und rauſcht? Oder was meint Ihr zum Herbſte, wenn der Wald von Sturmesodem durchfaucht, ſich ſchüttelt und brauſt und wieder, von Sonnenſchein überfloſſen, in allen Farben, in Grün und Gold, in Purpur und Violett ſchillert und prunkt? Und habt Ihr ihn ſchon einmal im tiefen Winter geſehen in

ſeinem ſtarren, überwältigenden Todesſchweigen, wenn die Tannen wie Geſpenſter in weißen Mänteln ſtehen und ihre Zweige ſich ſenken unter der Laſt des Schnees, der glimmert und glitzert wie mit Diamantſplittern überſät?"

Eike blickte ſie erſtaunt an und ſagte lächelnd: „Ihr ſeid eine Dichterin, Gräfin Gerlinde!"

„Eine Dichterin! habt Ihr kein anderes Empfinden dafür als achſelzuckenden Spott, nüchterner Schriftgelehrter?" ereiferte ſie ſich. „Iſt es nicht ein unermeßliches Wunder, dieſes durch die Jahrtauſende ſich gleichbleibende Blühen und Welken und wieder Erblühen? Es geſchieht auch nach Geſetzen, aber nach unwandelbaren, ewigen, nicht nach ſolchen, wie die eurer Doktorenzunft, an denen beſtändig herumgeflickt und gebaſtelt wird und die, was geſtern noch als Recht galt, morgen zum Unrecht ſtempeln."

„Weil die Natur ſelber in ihrem Werden und Wirken unwandelbar iſt, müſſen es auch ihre Geſetze ſein," entgegnete er. „Und weil die Menſchheit ſich in einem unaufhaltſamen ſittlichen und wirtſchaftlichen Fortſchritt bewegt, müſſen auch menſchliches Recht und Geſetz ſtetig fortſchreiten und in lebendigem Fluſſe bleiben. Begreift Ihr das?"

Nun ſah Gerlinde ihn verdutzt an, und wie verletzt von ſeiner Frage erwiderte ſie faſt unmutig: „Ja! ſo dumm bin ich nicht, das nicht zu verſtehen."

„Iſt auch ſchon ein Fortſchritt," lachte er.

„Wollt Ihr dann nicht auch gleich ein neues Geſetz dafür machen?"

„O ich wüßte ſchon eines."

„Nun?"

„Wenn eine Frau einen Mann gut und recht verſteht,

ſo ſoll ſie ihm ihr Herz erſchließen und ihm in allen Dingen Glauben und Vertrauen ſchenken."

Da hatte ſie's!

Das alſo war es, was er von ihr wollte; ſie ſollte ihm rückhaltlos ihr Innerſtes eröffnen. Dazu trieb es ſie ja längſt mit einem kaum noch zu bändigenden Drange, aber erſt dann wollte ſie es tun, wenn ſie über ihn im Reinen war und er ſich ihr erſchloſſen hatte. Nur Zug um Zug konnte das geſchehen.

Um Zeit zur Überlegung zu gewinnen, was ſie ihm antworten ſollte, ging ſie ſchnell weiter und eilte auf einen Trupp blaßroten Wegerich zu, der abſeiten im Gebüſch ſtand und von deſſen wohlriechenden Blüten ſie wähleriſch einige pflückte.

Eike blieb nicht zurück und war bald wieder an ihrer Seite. Da knüpfte ſie den abgeriſſenen Faden an: „Ich glaube und vertraue Euch, Eike von Repgow! und wenn ich von Geſetzen ſprach, die immer wieder geändert werden müßten und im Handumdrehen aus Recht Unrecht machten, ſo bezog ſich das nicht auf die Geſetze, die Ihr ſchreibt, denn ich habe eine ſehr hohe Meinung von Eurem Werke. Ihr habt mit Eurer Arbeit etwas in mein Leben getragen, an das ich bisher nie gedacht habe und das mir nie wieder verloren gehen kann. Immer deutlicher erkenne ich die Kühnheit und Großartigkeit Eures Planes, eine allgemeine Rechtseinheit herzuſtellen, und vor allem bewundere ich Eure hingebende Liebe zu Eurer Heimat und Eurem Volke, die wie ein breiter, wellenſchlagender Strom, Fruchtkeime und Goldkörner mit ſich führend, durch Euer hochherziges Schaffen fließt. Über manche Einzelheiten werden wir uns nie verſtändigen, aber ich achte Eure Anſchauungen über göttliche und menſchliche Dinge, weil ſie auf Über-

zeugung beruhen. So ist es doch Euer Gesetzbuch, was uns einander nahe gebracht hat und uns niemals voneinander scheiden soll."

„Gräfin Gerlinde! Dank für diese Worte!" rief er, ihre Hand zu festem Druck erfassend. „O könntet Ihr ermessen, wie unaussprechlich glücklich Ihr mich damit macht! Ihr und Kaiser Friedrich seid die zwei, die mich fort und fort auf dem Wege meiner Gedanken begleiten."

„Was soll der Kaiser dabei?" fragte sie mit leicht gekräuselter Stirn.

„Er hat mir gestern einen Gruß gesandt. Verzeiht," unterbrach er sich, „das ist nicht wörtlich zu nehmen. Als ich gestern morgen da drüben auf dem Berge war, verstimmt, bedrückt, zweifelnd an meiner Kraft zur Vollendung des Werkes, da kam von Süden her ein Adler geflogen und zog seine Kreise in den Lüften gerade über meinem Haupte wie mich schirmend und begnadend mit seinen mächtig gebreiteten Schwingen. Der Flug des königlichen Vogels war mir wie ein Zeichen, eine Botschaft des Kaisers aus Italien, daß ich nicht verzagen sollte. Da faßte ich wieder Mut, und als ich heimkam, war ich getrost und sicher, das vollbringen zu können, was ich begonnen, und jetzt habe ich auch Euren Segen dazu. Nun fliegt meine Hoffnung hoch, höher als der Adler, bis zu den Sternen empor."

Als ihn Gerlinde so voll Begeisterung und Freude sah, trieb es sie, ihm eine Frage vorzulegen, die sie in der Unsicherheit ihrer Beziehungen zu Eike Tag und Nacht beschäftigte.

„Sagt mir," begann sie, „Ihr, die Ihr alle menschlichen Rechte kennt, darüber viel nachgedacht habt und für alt und jung, für reich und arm Gesetze schafft, sagt mir:

welches Recht ist größer und stärker, das Recht der Vernunft oder das des Herzens? habt Ihr ein Gesetz, das in dem Streite zwischen Pflicht und Neigung unfehlbar entscheidet?"

Da merkte Eike, daß Gerlinde selber mitten in dem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung stand, wollte es jedoch ihr allein überlassen, ihn durchzufechten, um an der Weise, wie sie dies tun würde, den Grad ihrer Liebe zu bemessen, an der er nun nicht mehr zweifelte.

„Gerlinde," sprach er, „es gibt Dinge im menschlichen Leben, die sich durch Recht und Gesetz nicht regeln lassen. Ein fein empfindendes und tapferes Herz trifft, vor eine schwere Wahl gestellt, auch ohne gesetzlichen Zwang das Richtige."

Mit dieser kurzen Antwort, die weder ein Urteil noch einen Rat enthielt, mußte sich Gerlinde wohl oder übel begnügen, und sie wanderten eine Weile stumm nebeneinander dahin, wobei es Eike so schien, als ob Gerlinde jetzt noch entschlossener und schneller vorwärts schritte. Als sie aber immer tiefer in die pfadlose Wildnis gerieten, fragte er: „Findet Ihr Euch hier im Walde überall zurecht?"

„Eine Stunde im Umkreise der Burg wohl, darüber hinaus jedoch nicht," erwiderte sie. „Hier führe ich Euch einen verbotenen Weg."

„Ich sehe keinen," versetzte er.

„Ist auch nicht nötig, wenn ich ihn nur weiß zu dem, was ich Euch zeigen will. Also folgt mir oder bleibt mir zur Seite."

Er fügte sich ihrem Willen, und bald kamen sie zu einer dunkelschattigen, schier grausigen Schlucht, in der ein murmelndes Bächlein zu Tale rann. Diese mußten sie durchschreiten, aber abschüssiges, zerklüftetes Gestein

und ſperriges Geſtrüpp erſchwerten den Übergang, und Eike bot ſeiner unerſchrockenen Gefährtin jede mögliche Hilfe. Ihn durchſchauerte es wonnig, wie ſie ſich bei der Kletterei auf ſeine Schulter ſtützte, ſich an ihn ſchmiegte, während ſie mit der freien Hand das Kleid raffte, ſo daß er die ſchmalen Füße ſah, wie ſie achtſam ſicheren Halt für jeden ihrer Tritte ſuchte.

Auf der anderen Seite der Schlucht mußten ſie nun wieder hinauf, aber das wurde ihnen leichter als bergab, und drüben hatten ſie nicht viel mehr zu ſteigen.

Ungetüme Eichen und Buchen reckten ihre Rieſenſtämme und ihre gewaltigen Äſte in die Höhe und Breite, üppig wucherndes Farrenkraut, mannigfaltige Sträucher und Stauden mit Blüten und Früchten, Pilze mit roten und gelben Hüten wuchſen da und eine Menge in allen Farben ſchillernder Blumen. Vom Himmel war wenig zu ſehen, ſo dicht verzweigte ſich das Laub der Baumkronen, durch deſſen dunkelgrüne Schatten Vögel ſchwirrten, auch wohl einmal ein Eichhörnchen ſprang oder ein Marder huſchte. Unten am Boden raſchelte kleineres Getier durch knorriges Wurzelgeflecht und niederes Gekräutig dahin und daher. Es war ringsum eine lebensvolle, kraft- und ſaftſtrotzende, ganz märchenhafte Waldeinſamkeit, deren ſinnbeſtrickendem Bann ſich die zwei Menſchen wortlos hingaben.

Endlich gelangten ſie zu dem von der Gräfin erſtrebten Ziel. Es war die aus einem Klippenſpalt hervorrieſelnde, kriſtallklare Quelle des Bächleins, das ſeinen geſchlängelten Lauf durch die düſtere Schlucht nahm. Sie war beckenartig von einem niedrigen, grünbemooſten, ſtark zerfallenen Gemäuer eingefaßt, von dem hie und da wie durch gewaltſame Zerſtörung verſtreute Trümmer umherlagen. Über dem Sprudel, nur ein wenig ſeitwärts

von der Klippe, erhob sich der halbmannshohe Rest eines vierkantig aus einem Stück gehauenen Denksteins, auf dem noch die verwitterten Spuren einer eingemeißelten Runenschrift erkennbar waren.

Mit Staunen betrachtete Eike diesen verborgenen Schauplatz einer fernen Vergangenheit.

„Nun will ich Euch künden, wohin ich Euch geführt habe," hub Gerlinde schwer atmend an. „Dies hier nennt man den Heidenquell, denn es war einst ein der heidnischen Göttin Holda geweihtes Heiligtum, dessen Besuch und Anbetung die hierher entsandten Männer mit Kreuz und Skapulier unter Androhung furchtbarer Höllenstrafen verboten und verfluchten. Sein Wasser war wundertätig und ist es heute noch, wie Großmutter Suffie in der Talmühle behauptet."

„Und was für Wunder wirkt es? heilt es Krankheiten und Gebrechen?"

„Es macht Blinde sehend, wenn sie es in der richtigen Weise anwenden. In alten Zeiten mußten sie dazu einen tiefsinnigen Beschwörungsspruch raunen, den mir Suffie aber nicht mitteilen konnte," sprach Gerlinde, immer unruhiger und erregter werdend.

„Nun, wir beide sind ja, Gott sei Dank, nicht blind, brauchen also das Wasser an uns nicht zu erproben," lächelte er.

„Doch, Eike von Repgow, laßt es uns erproben!" bat sie inständig.

„Ja, ist es denn so wohlschmeckend oder vielleicht so gesundheitstärkend, daß es sich eines Trunkes verlohnt? Ich trinke alles, was Ihr mir kredenzt; habt Ihr ein Becherlein in der Tasche?"

„Trinken wollen wir nicht; der Zauber vollzieht sich in anderer Art," erwiderte sie. „Taucht den Finger in die

Quelle und benetzt mir die Augen mit dem wundertätigen Naß; ich werde Euch den gleichen Dienst erweisen. Dann werden wir sehend und können beide einer in des anderen Herzen lesen."

Er erschrak bei diesem seltsamen Begehren, das ihm die Augen auch ohne Benetzung zu einem Einblick in ihr Herz vollends öffnete. „Ihr, eine christgläubige Frau, wollt einem alten Heidenbrauche frönen?" hielt er ihr vor, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, an dessen Wirkung er zwar nicht glaubte, das ihn aber zwang, zu sagen, was er gern verschwiegen hätte.

Es half ihm nichts. Mit den Worten: „Nicht in dem heidnischen Brauch, in dem Wasser selber steckt die geheimnisvolle Kraft, von Gott hineingelegt," schritt sie dem Rande des Beckens zu.

Da vertrat er ihr den Weg. „Halt, Gräfin! dieses Orakel versuche ich nicht," erklärte er.

„Warum nicht? wollt Ihr nicht wissend werden, weil Ihr schon wissend seid?" fragte sie mit vor Freude erglühendem Antlitz.

„Ich bin wissend, Gerlinde!" sprach er ernst, „und ich weiß auch den Beschwörungsspruch, der uns beiden einzig frommt. Er lautet: entsagen und schweigen!"

Bis ins Mark getroffen starrte sie ihn an. Sie hatte verstanden. Tränen rollten ihr über die Wangen und schluchzend sank sie ihm an die Brust. —

Lange, lange hielt er sie fest umschlungen, bis sie ruhiger wurde und sich sanft von ihm löste.

„Komm!" mahnte er, „das Wunder ist geschehen, unsere Herzen haben sich erschlossen, wie der Born dort aus dem Felsgestein bricht, aber kein Quellenzauber befreit uns von dem Leid, das wir, du und ich, durch unser Leben tragen müssen."

„Wir werden es tragen, Eike, da wir nun beide ſelig, ach nein! unſelig wiſſend ſind. Ego sum tu et tu es ego,“ ſprach ſie gefaßt und ergriff ſeine Hand, die ſie leiſe drückte.

Schweigend traten ſie den Rückweg zur Burg an, doch nach zehn Schritten wandte ſich Gerlinde um und blickte noch einmal nach der Stelle hin, wo ſie in ſelbſtvergeſſener Umarmung einander gefunden hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Nun war alles geklärt, jeder Zweifel gehoben, die Entscheidung gefallen. Eike wußte sich von Gerlinde geliebt mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres heißen, südlichen Blutes, und das gleiche wußte sie auch von ihm. Beide waren mit dem nämlichen Vorhaben in den Wald gegangen, die Gefühle des anderen zu ergründen ohne die eigenen zu enthüllen, und doch war auch dieses geschehen. Zu Hause nun, in seinem Zimmer, der Werkstatt seines Schaffens, erwachte in Eike der Mann des Rechtes, der Verfasser und Verkünder strenger Gesetze, gegen die er selber nicht einmal in Wünschen und Gedanken freveln durfte, und er war der Gast von Gerlindes nichts ahnendem Gatten. Wie hatte er das nur vergessen können, als er dort in der zauberumsponnenen Wildnis am Heidenquell die in Lust und Leid Erzitternde in seinen Armen hielt! Aber sollte er sie schroff und schnöde zurückstoßen, da er sie doch liebte? Er hatte sie nicht an sich gerissen, hatte sie nicht gelockt und gekirrt, nicht mit zärtlichem Gekose ihre Sinne betört. Mit dem Bewußtsein, die Gebote der Pflicht und Ehre weder mit Wort noch Tat verletzt zu haben, beruhigte er sein Gewissen, und

bei dem Entſchluſſe, auf alle Freuden, die ihm in erreichbarer Nähe winkten, zu verzichten, wollte er bleiben, welche Kämpfe und Verſuchungen er auch im Bannkreiſe der inniggeliebten, verführeriſch ſchönen Frau noch zu beſtehen haben mochte; ſein Herz ſollte ſchweigen und auch ſein Mund. —

Andere Gefühle beſeelten Gerlinde, als ſie aus dem Walde zurückkam und in ihrem Gemach allein war. Das erſte, was ſie dort tat, war, daß ſie an dem Betpult niederkniete, der heiligen Jungfrau für das namenloſe Glück, von Eike geliebt zu werden, dankte und ſie anflehte, dieſe Liebe zu ſegnen und zu ſchirmen, in ihrer Unſchuld nicht bedenkend, daß ſeine Liebe zu ihr wie ihre zu ihm eine ſträfliche war, an der die Himmelskönigin kein Wohlgefallen haben konnte. Dann betete ſie für das zeitliche und ewige Heil des Geliebten, daran die Bitte knüpfend, ihm Kraft zur Vollendung ſeines Werkes zu verleihen und ihm dabei die Wege zu führen, die den Frommen und Gläubigen, in Sonderheit der hochwürdigen Geiſtlichkeit genehm wären.

Danach erhob ſie ſich freudig, nur noch mit der einen Sorge, ob es ihr gelingen würde, ihre Liebe vor den Inſaſſen der Burg und am meiſten — hier ſchrak ſie auf — vor ihrem Gemahl zu verbergen. An den hatte ſie noch gar nicht gedacht und daß ſie an ihm einen Raub beging, wenn ſie ihr Herz einem anderen Manne ſchenkte. Einen Raub? ſie entzog ihm ja nichts von dem, was er von ihr fordern konnte. Sie ſchätzte und ehrte ihn, hatte ihn auch auf ihre Weiſe lieb, aber glücklich und zufrieden war ſie an Hoyers Seite nicht. Trotzdem wollte ſie nun doppelt aufmerkſam und freundlich gegen ihn ſein, um ihn, ſoviel ſie vermochte, für das zu entſchädigen, was ſie in Hülle und Fülle dem andern weihte.

War denn aber ihre und Eikes Liebe unter der Bedingung schweigender Entsagung ein so ungetrübtes Glück, daß sie es so recht aus dem Vollen schwelgend genießen konnte? Nur tief verhohlen sollte diese Liebe ein kümmerliches Dasein fristen, wie eingekerkert, in Banden geschlagen. Niemals sollte die Darbende dem, was nach Befreiung in ihr rang und lechzte, rückhaltlosen Ausdruck geben, niemals in den Armen dessen, an dem ihre Seele hing, wonnetrunken aufjauchzen, sondern ihre Liebe als schwer lastendes Leid durchs Leben tragen. Würde sie das vermögen? würde nicht über kurz oder lang einmal die Stunde kommen, wo sie es unwiderstehlich reizte, die Fesseln zu sprengen und sich an Eikes Brust zu werfen? Sie konnte nicht dafür bürgen, sich allzeit fest in der Gewalt zu haben.

Wie wohl er darüber dachte, ob er wohl willig und fähig war, auf immer wunschlos zu entsagen? Es schien ihr so; schon auf dem Rückwege hatte er damit angefangen, denn kein liebeatmendes Wort war seinem Munde entflohen.

Als sie nach dem vorsichtigen Überschreiten der Schlucht bequem nebeneinander gehen und dabei mehr auf alle die Vögel und Blumen rings um sie her achten konnten, hatte Eike die Rede auf den berühmten und begeisterten Freund dieser holden Geschöpfe, auf Walter von der Vogelweide gebracht und Gerlinde von seiner Bekanntschaft mit ihm am Hofe des Markgrafen von Meißen erzählt. Dabei hatte er öfter den Dichter selber sprechen lassen von „der kleinen Vöglein Singen" und von den „lichten Blumen, die aus dem grünen Grase lächeln, als erhofften sie auch des Wanderers nickenden Gruß", und noch manche andere wohlklingende Verse des großen Meisters in die Unterhaltung eingeflochten. Gerlinde,

Eike diktierte dem noch nicht recht ausgeschlafenen Wilfred die andere Hälfte.

(S. 136.)

der Walters Lieder keineswegs fremd waren, hatte ihm gern zu gehört und erwartet, daß ihn sein Gedenken des Verherrlichers der hohen Minne, des unvergleichlichen Sängers von „des Herzens Lehendienst", auf seine Minne zu ihr hinleiten würden. Das war jedoch nicht erfolgt; er hatte jede auf sich bezügliche Anknüpfung an Walters Dichtungen vermieden.

Nun wollte sie sich seinem Verlangen völliger Enthaltung aller Liebesbeweise unterordnen, wollte schweigen, wenn er schwieg und sein Benehmen als Richtschnur ihres eigenen betrachten, wozu das nahe bevorstehende Mittagsmahl eine gute Gelegenheit bot. —

Bald saßen sie sich am Tische gegenüber. Während Melissa sie bediente und auch ohne nötige Handreichungen im Saale anwesend blieb, gab es sich von selber, daß sie nur über gleichgültige Dinge plauderten. Doch erwähnte Gerlinde der schlauen Gürtelmagd wegen absichtlich und ausführlich ihrer vergnüglichen Wanderung im unbefangensten Tone, als hätte sich in der unbelauschten Waldeinsamkeit durchaus nichts Besonderes zugetragen. Eike, der den Zweck, die neugierige Horcherin zu täuschen, erkannte, ging sofort darauf ein, und erinnerte noch an einzelne Naturschönheiten, die ihm auf ihrem Wege durch Berg und Tal aufgefallen waren. Daß sie am Heidenquell gewesen, verschwiegen sie wohlweislich.

Als Melissa einmal verschwunden war, erkundigte sich Gerlinde bei ihrem Gaste nach dem Stande seiner Arbeit, mit der er ja einen ganzen und einen halben Tag gefeiert hätte, und zwar zumeist ihr zu Gefallen, wofür sie ihm sehr dankbar wäre. Er gab ihr zur Antwort, daß er allerdings die versäumte Zeit, die er aber, weil in ihrer Gesellschaft verbracht, durchaus nicht als eine verlorene bezeichnen könnte, mit angestrengtem Fleiß wieder ein-

holen müſſe, und fügte hinzu: „Ich brenne darauf, heute nachmittag da wieder anzufangen, wo ich geſtern morgen aufgehört habe, und hoffe auch, ſchnell wieder in flotten Schwung und gutes Fahrwaſſer zu kommen, wenn mich auch manche dringlichen Ausführungen noch hartes Kopfzerbrechen koſten werden.“

„O Ihr werdet auch das Schwierigſte zwingen, wenn Ihr wollt,“ ſagte ſie aufmunternd. „Ich glaube an die alles beſiegende Kraft Eures Geiſtes wie an das Licht der Sonne.“ Dann, als Meliſſa wieder eingetreten war, fuhr ſie auf lateiniſch fort: „Tu, dum tua navis in alto est, hoc age.“

Er erwiderte: „Fata regunt homines, certa stant omnia lege, tu credula pia!“

Sie ſprachen nun auch weiter Latein, obwohl ſie ihr Geheimnis, von dem nur die klugen Waldvöglein wußten, mit keiner Silbe berührten.

Meliſſa ſpitzte die Ohren, und als ſie wieder hinausgegangen war, ſpöttelte ſie jenſeits der Türe: „Jetzt nennen ſie ſich ſchon du; das haben ſie ſicher da unten im verſteckten Waldesgrunde zuſammengeknotet und denken, ich merke nichts, die blind Verliebten. Meinetwegen könnt ihr deutſch reden, was ihr wollt; ich verrate euch nicht.“

Die beiden im Saale führten ihren Vorſatz, ſich zu beherrſchen, durch, ſo ſchwer es ihnen auch wurde, und über ihre heimliche Liebe fiel weder ein deutſches noch ein lateiniſches Wort. Nur von Blick zu Blicke flog es ſtumm hin und her: ego sum tu et tu es ego.

Es war das letzte Mittageſſen, das ſie allein miteinander einnahmen, denn heut abend konnten ſie den Grafen von ſeinem Ritt nach Quedlinburg zurück erwarten, und beiden war es recht, daß er wiederkam, denn an ſeiner Gegenwart hatten ſie einen noch feſteren Halt und Schutz,

ſich nicht zu vergeſſen und zu unerlaubtem Tun hinreißen zu laſſen.

Eike begab ſich nach Beendigung des Mahles in ſein Zimmer und ſetzte ſich ſogleich an ſeine Arbeit, in die er ſich nach Möglichkeit vertiefte, um keinen ſtörenden, ſinnberückenden Vorſtellungen Einkehr bei ſich zu geſtatten.

Gerlinde ging in ihr Gemach, ſtreckte ſich dort auf das Spannbrett, eine nur zum Ausruhen am Tage dienende Polſterbank mit einer Wolfsfelldecke, und verſank bald in einen erquicklichen Schlummer.

Faſt eine Stunde ſchlief ſie, erwachte friſch und geſtärkt davon und überdachte, nun freier und unabhängiger von dem augenblicklichen Eindruck des Geſchehens, die Erlebniſſe des heutigen Morgens. Die Gefühle, die ſich ihrer dabei bemächtigten, verlangten aber nach Worten; ſchnell richtete ſie ſich auf, nahm die Harfe von der Wand und hub an zu ſingen:

Seid mir gegrüßt, Gedanken,
Die ihr im Streite ſiegt
Und euch wie Efeuranken
Um meine Stirne ſchmiegt.

Wollt mild und freundlich walten
In meines Herzens Haus,
Gleich holden Traumgeſtalten
Schwebt leiſe ein und aus.

Das Zweifeln all und Bangen,
Wie liegt es nun ſo fern,
Derweil mir aufgegangen
Mein ſchöner Morgenſtern.

Er wird mein Schickſal weben,
Mir weiſen Weg und Zelt,
Hell ſtrahlt er in mein Leben,
In meine ſtille Welt.

Und muß ich auch verſchweigen,
Wovon die Bruſt mir ſchwillt,
Will mich in Demut neigen,
Das Sehnen iſt geſtillt.

Im Nachſpiel ließ ſie ſanft ausklingen, was ſie während der nur halblaut vorgebrachten Strophen bewegt hatte. Dann ſaß ſie lange in Sinnen verloren, hatte die Harfe aufs Knie geſtellt, auf deren Hals die gefalteten Hände und auf die Hände das gedankenſchwere Haupt gelegt. Sie hatte nicht alles, was ſie in ſich trug, ausgeſprochen, hatte mit anderen Empfindungen, die ihr Inneres durchkreuzten, noch zurückgehalten. Fragen, die ſie gelöſt, Zweifel, die ſie überwunden wähnte, tauchten noch einmal in ihr auf, und ihre Sehnſucht war von dem Liede nicht in den Schlaf geſungen. Da griff ſie wieder in die Saiten und begann aufs neue:

Liebt er mich in Treuen ſo wie ich ihn
Mit unverlöſchlichen Gluten,
Und fühlt auch er durch die Seele ziehn
des Aufruhrs wogende Fluten?
Der Wiſſende, weiß er denn wohl genau,
Was Sehnſucht ziſchelt ins Ohr der Frau?

Wie Wanderer ſich begegnen im Land,
So haben wir zwei uns gefunden
Und können uns kaum nur drücken die Hand
In kärglichen, flüchtigen Stunden,
Und ich, in des Liebſten Eigen und Lehn,
Möcht' immerfort ihm in die Augen ſehn.

Doch ſoll es nicht ſein, o bitteres Weh!
Die Glocken läuten zum Scheiden,
In unſeren Sommer fällt Reif und Schnee,
Wir ſollen uns miſſen und meiden.
Ich gehe zugrunde vor zehrender Not
Und ſchwinde dahin wie das Abendrot.

Sie hatte ſich in eine drangvolle Gemütsverfaſſung hineingeſungen. Nagender Schmerz peinigte ſie, kühner Wagemut flammte in ihr auf und kam in den Tönen zum Ausdruck, die ſie jetzt den Saiten entriß. Ohne Unterbrechung ging ſie in ein immer ſtürmiſcher werdendes Vorſpiel über, bis ſie die Melodie fand zu dem, was ihr nun aus dem übervollen Herzen von den Lippen ſtrömte:

Richter und Schöffen, ich komme zu klagen!
Dumpfes, erdrückendes Leid ſoll ich tragen,
Wo mir die Seele von Jubel erklingt
Und mit Gewalt der Erfüllung entgegen
Wachſende, treibende Wünſche ſich regen
Wie ſich die Roſe der Knoſpe entringt.

Niemals hat mir meine Jugend geſchäumet,
Habe nur immer gehofft und geträumet,
Wußte bis heute vom Glücke nicht viel.
Jetzo mein Erbteil davon zu begehren
Sollen mir Himmel und Hölle nicht wehren,
Gölt' es ein noch ſo gefährliches Spiel.

Ob es zum Guten, zum Böſen ſich wende,
Mit der Geduld bin ich endlich am Ende,
Feſter Entſchluß iſt des Handelns Beginn.
Troſtlos entſagen und immer entſagen?
Lieber zu Trümmern gleich alles zerſchlagen,
Was mir einſt heilig — es fahre dahin!

Kann ich nicht retten die ſündige Seele,
Wer von den Sterblichen iſt ohne Fehle?
Wo iſt auf Erden vor Qualen ein Schutz?
Schuld im Gewiſſen iſt's nicht, was ich ſcheue,
Mir graut nicht vor bohrender Reue,
Mit meiner Liebe biet' ich ihr Trutz.

Zu den letzten Worten des Liedes ſchlug ſie die Harfe ſo übermäßig ſtark, daß eine Saite mit ſchrillem Mißton

zerſprang. Erſchrocken ſtarrte ſie auf die beſchädigte Vertraute ihrer Leiden und Freuden.

Ihr war warm geworden vom Singen, und ſie trachtete hinaus ins Freie, ſich das erhitzte Blut zu kühlen. So ging ſie zum Altan, zu der Stätte, auf der ſie ſchon manchmal Ruhe und Sammlung geſucht und gefunden hatte. Da ſtand ſie vorn an der Brüſtung, wo der Wind durch die Bäume rauſchte, ſie mit kräftigem Hauch anblies, rüttelte und ſchüttelte, daß ihr gelöſtes Haar ſie in langen Strähnen umflatterte. Sie achtete deſſen nicht, horchte nur auf das Sauſen und Brauſen des Windes, als hörte ſie Stimmen darin, die verſtändlich zu ihr ſprachen und ihr zu Herzen gingen. Aus einer höheren, unbekannten Welt, in der die Geſchicke der Menſchen von weiſen Händen gewogen wurden, ſang nun er ihr ein Lied; — klang es von harren und hoffen oder von ſcheiden und meiden?

Vierzehntes Kapitel.

Da Graf Hoyer bis zum Abend noch nicht auf den Falkenstein zurückgekehrt war, mußten Gerlinde und Eike wieder allein miteinander speisen, und Gerlinde freute sich darauf. Sie hoffte, daß sich Eike inzwischen besonnen haben und ihr nun wenigstens durch größere Traulichkeit und Innigkeit im Verhalten einen stummen Beweis seiner Liebe geben würde.

Als die Essenszeit schon erheblich überschritten war, sandte Gerlinde ihre Zofe zu Eike, ihn herbeizurufen. Melissa überbrachte ihr jedoch die Bestellung, Herr von Repgow ließe bitten, ihn bei Tische zu entschuldigen, er säße so tief in der Arbeit, daß er nicht abbrechen könnte und noch Stunden lang zu schreiben hätte. Frau Gräfin möchte die Güte haben, ihm einen kleinen Imbiß auf sein Zimmer zu schicken.

Gerlinde mußte sich beim Anhören dieser Meldung sehr zusammennehmen, um ihren Unmut darüber vor Melissa zu verbergen. Sie wandte sich ab und sprach: „So bring ihm, was er begehrt, und sag' ihm, ich wünschte ihm eine geruhsame Nacht."

Nun war ihr die Freude verdorben. Enttäuscht und sorgenvoll spürte sie nach dem Grunde von Eikes nichtiger Ausrede, denn sie glaubte nicht an die Unaufschieb-

barkeit ſeiner Arbeit, deren Vollendung doch wahrlich nicht an Tage gebunden war; er konnte ja morgen ausführen, was er heute nicht fertig ſchaffte. Nein, nein! er machte bitteren Ernſt mit ſeiner Entſagung und wollte dem Alleinſein mit ihr aus dem Wege gehen. War das aber wirklich nur übertrieben gewiſſenhafte Entſagung? oder war es Mangel an Liebe? Gegen dieſe niederſchmetternde Deutung ſeiner Weigerung, mit ihr zu eſſen, ſträubte ſie ſich heftig, und es ſtieg ihr ein tröſtlicher, beglückender Gedanke auf. Vielleicht geſchah es gerade aus Liebe zu ihr, daß er es nach dem Vorgang am Heidenquell vermeiden wollte, ohne Zeugen mit ihr zu ſein. Dieſe feinfühlige Rückſichtnahme auf ſie und — einen anderen mußte ſie anerkennen und ehren, wenn ihr auch etwas weniger Selbſtbeherrſchung ſeinerſeits nicht unwillkommen geweſen wäre.

Als Meliſſa mit Eikes Dank zurückkehrte, berichtete ſie, der Ritter ſäße gar nicht an ſeinem Schreibtiſche, ſondern wandelte raſtlos von einem Ende des Zimmers zum andern. Plötzlich wäre er vor ihr ſtehen geblieben, hätte ſie nachdenklich angeſchaut und eine Handbewegung nach dem aufgetragenen Abendbrot hin gemacht, als hätte er ſagen wollen: Nimm's wieder mit! ich komme. Aber dann hätte er den Kopf geſchüttelt und leiſe vor ſich hinbrummend ſein unſtetes Umherrennen wieder aufgenommen.

Gerlinde lächelte beſeligt, denn nun wußte ſie, was es mit der angeblichen Arbeit auf ſich hatte und daß Eike nur darum ihrer Einladung widerſtand, weil er ebenſo wie ſie mit leidenſchaftsvollen Empfindungen rang, denen er nicht ungezügelten Lauf laſſen wollte.

Meliſſa dagegen dachte in ihres Herzens Einfalt: Jetzt haben ſie ſich zum erſten Male gezankt, und nun ſtolziert

er in ſeinem Bücherkäfig wie ein knurrender Löwe umher, muckt mit ſeiner Löwin und will in ſeinem Ingrimm nicht einmal das Futter mit ihr teilen. Schadet nichts! ſo'n kleiner Liebesſtreit hat auch ſein Gutes, und je biſſiger er war, je rührender und ſüßer iſt danach die zärtliche Verſöhnung. Wenn es ſich der Herr Graf nur noch ein paar Tage bei der hochwürdigſten Äbtiſſin in Quedlinburg gefallen laſſen wollte, damit ſich die beiden hier ungeſtört einander widmen können. Ich werde wachen, daß er ſie nicht einmal unvermutet überraſcht; das wäre eine ſchöne Geſchichte!

Während Meliſſa die Gräfin bei Tiſche verſorgte und ſah, wie trefflich es ihrer lieben Herrin mundete, folgerte ſie: Na, den Appetit hat ihr des tapferen Ritters Halsſtarrigkeit wenigſtens nicht beeinträchtigt. Ob ihm der kalte Wildſchweinsrücken auch ſo ſchmeckt?

Eine Stunde blieb Gerlinde nach dem Abendeſſen noch auf und grübelte fort und fort über Eikes Abſage, die ihr nicht aus dem Sinn wollte. Dann begab ſie ſich, zeitiger als es ihre Gewohnheit war, in ihr fürſtlich ausgeſtattetes Schlafgemach, das außer ihr und Meliſſa niemand betreten durfte, und ließ ſich von der Jungfer entkleiden.

„Höre, wie der Wind brauſt!“ ſprach ſie. „Ob ein Gewitter im Anzug iſt? mir iſt ſo ſchwer in den Gliedern.“

Und noch ſchwerer im Herzen, dachte Meliſſa. Zur Antwort gab ſie: „Ich glaube nicht, Frau Gräfin, es iſt nicht ſchwül draußen.“

„Doch, doch! mir klang es eben ſchon wie ferner Donner,“ behauptete Gerlinde. „Da wird der Graf eine üble Nacht haben.“

„Wird der gnädige Herr morgen heimkehren?“ fragte Meliſſa.

„Ich hoffe es, Meliſſa, aber ich weiß es nicht," erwiderte die Gräfin.

Darauf ſchwieg die Neugierige, und nachdem ſie ihren letzten Dienſt getan und die Herrin zu Bett gebracht hatte, löſchte ſie das Licht und entſchwand geräuſchlos. Draußen ſagte ſie ſich: „Ich hoffe es, — das ſoll ſo viel heißen wie: er wird doch nicht?!"

Auch Eike war, nachdem er den Imbiß kaum zur Hälfte verzehrt hatte, die Einſamkeit heute ſchier unerträglich, und doch war er zufrieden mit ſich, daß er ſich das Opfer auferlegt hatte und in ſeinem Entſchluſſe, das abendliche Zuſammenſein mit Gerlinde zu vermeiden, feſt geblieben war. Die ſpäte Stunde, die lautloſe Stille in der Burg, das Halbdunkel in den lauſchigen Winkeln des Saales mit den zum Koſen einladenden Sitzen, — in dem allen lauerten Gefahren, denen er ſich und die Geliebte nicht ausſetzen wollte.

Was nun anfangen mit der heißen Sehnſucht im Herzen? Natürlich arbeiten! Aber wenn er einmal ſinnend und ſuchend aufſchaute, die geſchickteſte Wendung zu finden für das, was er niederſchreiben wollte, würde ihm Gerlindes verlockende Geſtalt erſcheinen, die da drüben ſo einſam ſaß wie er hier. Er bedurfte eines äußeren Zwanges, der ihm die Pfade ſeines Denkens gebieteriſch vorzeichnete.

Da kam ihm ein aus der Verlegenheit helfender, guter Gedanke, — Wilfred mußte heran! Dem wollte er einen Teil von dem in die Feder diktieren, was er heute nachmittag nur flüchtig auf das Papier geworfen hatte. Dabei mußte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den zu behandelnden Stoff lenken und durfte ſich durch nichts beirren laſſen.

Er wußte, daß Wilfred jetzt in der Dirnitz war und dort das verſammelte Burggeſinde mit ſeinen Schnurren

und Schwänken unterhielt. Seiner habhaft werden konnte er aber nur, wenn er ihn ſich ſelber heraufholte, denn einen Boten hatte er nicht zu verſenden. Ohne Säumen machte er ſich auf, doch ein glücklicher Zufall führte ihm ſchon auf der Treppe den Knecht in den Weg, der ſein hier im Geſchirrbau eingeſtelltes Pferd wartete und es auch, weil Eike dazu keine Zeit hatte, täglich bewegte, damit es vom Stehen nicht ſteif und vom gräflichen Hafer nicht zu fett wurde.

„Sibold," ſprach er ihn an, „geh in die Dirnitz und ſchicke mir den Wilfred, ich hätte eilige Arbeit für ihn, er ſollte gleich kommen."

„Den Fred meint Ihr?" fragte der Knecht. „Ja, Herr, der wird da ſchwer loszukriegen ſein, aber ich ſchaffe ihn Euch, und wenn ich ihn an Händen und Füßen gebunden bringen müßte."

„Dann ſchnür' ihm die Hände nicht zu feſt," erwiderte lachend Eike, „denn er ſoll noch ſchreiben bei mir, viel ſchreiben."

Darauf machten ſie beide Kehrt auf der Treppe. Eike ſtieg wieder zu ſeinem Zimmer empor, und der Knecht trollte ſich nach der Dirnitz.

Als Sibold hier dem Luſtigſten im ganzen Kreiſe, der ſich einer ſo haarſträubenden Zumutung, jetzt, bei nachtſchlafender Zeit noch ſchreiben zu ſollen, nicht im entfernteſten gewärtigte, den Befehl des Ritters vor aller Ohren laut verkündete, ſaß Wilfred vor Schreck ſtarr und verſteinert da, während ſämtliche Anweſenden in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen und den giftig Dreinſchauenden mit dem ſoppenden Singſang anjohlten: „Schreib, Schreiberlein, ſchreib! ſchreiben iſt Zeitvertreib." Nur Meliſſa beteiligte ſich nicht an dem Spotte, ſondern ſchenkte ihrem Günſtling einen mitleidvollen Blick.

Ingrimmig erhob ſich der Gehänſelte und ſtapfte zu der Folterkammer hinauf, wie er Eikes Arbeitszimmer nannte, wenn er darin ſitzen und ſchreiben mußte.

Diesmal mußte er bis tief in die Nacht hinein aushalten, ehe der erbarmungsloſe Geſetzgeber beim Schluß eines größeren Abſchnittes mit dem Diktieren endlich Schicht machte und ſeinen erboſten Gehilfen entließ, der oben in ſeinem Turmlogier ſtöhnte: „O Jammer und Elend! was wird mein liebes Füchslein ſagen, wenn ich ihm dieſe Niederträchtigkeit erzähle!“

Eike ging dann auch zur Ruhe und dachte, ſich abgeſpannt die Stirne ſtreichend: Der Abend wäre alſo überſtanden; hätteſt ihn angenehmer verleben können.

Am Morgen wurde die Schreibarbeit beizeiten wieder aufgenommen. Eike diktierte dem noch nicht recht ausgeſchlafenen Wilfred die andere Hälfte des nur in vorläufigen Aufzeichnungen Niedergelegten, und das währte bis gegen Mittag, wo der ſchmetternde Hornruf des Türmers die Ankunft des Burgherrn meldete. Eike, um ihn zu empfangen, eilte aus dem Gemach, womit ſich auch Wilfred als beurlaubt betrachtete, demgemäß er ſchleunig entwiſchte.

Mit beklommener Bruſt ſchritt Eike die Treppe hinunter, da er jetzt dem gegenüber treten ſollte, mit deſſen Gattin er das verhängnisvolle Erlebnis am Heidenquell gehabt hatte. Denn obſchon dies nicht von ihm herbeigeführt war, fühlte er ſich mit ſeiner verbotenen Liebe doch nicht frei von Schuld.

Graf Hoyer rief ihm ſchon vom Sattel aus zu: „Horrido, Eike! da bin ich wieder.“

Dann ſtieg er vom Pferde, und ſie ſchüttelten ſich die Hände. „Die Sache hat länger gedauert als ich dachte, habe einen harten Strauß mit durchfechten müſſen,“ begann

der Graf und fügte gleich die Frage hinzu: „Was haſt du denn neulich auf der Pirſch geſchoſſen?“

„Ich war nicht auf der Pirſch,“ erwiderte Eike.

„Nicht? aber du hatteſt doch, als ich mich hier von dir verabſchiedete, die Armbruſt auf dem Rücken, wie mir däuchte.“

„Nein, Herr Graf! da habt Ihr Euch getäuſcht; ich wollte nur Luft ſchöpfen.“

„Aha! Luft ſchöpfen, na ja! haſt's auch nötig, ſiehſt blaß genug aus von dem ewigen Stubenhocken und Geſetzemachen,“ ſchalt der Graf freundſchaftlich. „Wann wirſt du denn dein Weidmannsheil endlich hier verſuchen? Die Jagdhütte da oben iſt längſt fertig und harrt immer noch ihres erſten nächtlichen Einliegers. Du ſollteſt ſie einweihen, dann würde ich ſie auf deinen Namen taufen. Eike von Repgow-Hütte, klingt das nicht hübſch?“

„Wenigſtens mir ſehr ſchmeichelhaft, Herr Graf,“ verſetzte Eike. „Aber es wäre eine unverdiente Ehre, denn ich habe keine Zeit zum Pirſchen.“

„Keine Zeit! nächſtens werde ich dem Herrn Rechtsgelehrten einmal eine Vorleſung über das Gaſtrecht halten, ich meine, über die Rechte, die dir als Gaſt hier zuſtehen, auch auf der Wildbahn, Eike! denn Pflichten haſt du auf dem Falkenſtein nicht, wie du weißt.“

Unter dieſem Geſpräch, zu dem das bei weitem meiſte der Graf beigetragen hatte, waren ſie die Treppe hinaufgekommen und trennten ſich oben, der Graf mit den Worten: „Ich will erſt meine Frau begrüßen und mir's dann ein wenig bequem machen; bei Tiſche werde ich euch berichten, was ich in Quedlinburg zu ſchaffen hatte.“

In ſeinem Zimmer ſagte ſich Eike: „Über das Gaſtrecht will er mich belehren, und ich hätte hier keine Pflichten.

hab' ich nicht ſchon beides verletzt, als ich Gerlinde in meinen Armen hielt? Ich konnte ihm nichts darauf antworten, und wie wird ſie damit fertig werden ihm gegenüber?"

Das Mahl ließ ſich indeſſen ganz behaglich an. Graf Hoyer war in der beſten Laune und die Gräfin ſo heiter und geſprächig, als laſte nicht der geringſte Druck auf ihr. Da fand auch Eike ſchnell den rechten Ton in der Unterhaltung, und die drei tafelten wieder ſo traulich miteinander wie vorher, ehe der Graf ausgeritten war. Die gefürchtete Frage: was habt ihr beiden denn während meiner Abweſenheit hier angefangen? ſtellte er glücklicherweiſe nicht, ſondern gab ihnen nun über ſeinen Aufenthalt in Quedlinburg eingehende Auskunft, die er durch eingeſchaltete Bemerkungen noch des näheren erläuterte und vervollſtändigte.

Es handelte ſich dort um den alten Streit über die Palmſonntagfeier, den die jetzt regierende Äbtiſſin Oſterlindis von ihren Vorgängerinnen Bertradis und Kunigunde geerbt hatte. Seit einer langen Reihe von Jahren war es Brauch, daß der Biſchof von Halberſtadt mit dem geſamten Domkapitel und einer erklecklichen Zahl noch anderer Prälaten und Kleriker am Palmſonntag nach Quedlinburg kam und von der Äbtiſſin in ihrem Schloſſe feſtlich bewirtet wurde. Für die Einwohner der Stadt war das ein ſehr anziehendes Schauſpiel, und es gab ſtets einen großen Andrang neugierigen Volkes, das den Einzug der kirchlichen Würdenträger in ihren reichgeſchmückten Pontifikalgewändern ſehen und womöglich auch dem prunkhaften Gottesdienſt in der herrlichen Baſilika der ehemaligen Kaiſerpfalz beiwohnen wollte.

Dieſe Bewirtungen hatten jedoch einen immer ausgedehnteren Umfang angenommen. Der Biſchof rückte

mit einem Gefolge von mehr als hundert Pferden an, und die geiſtlichen Herren, die nach überſtandener Faſtenzeit einen ſehr regen Appetit auf ein auserleſenes Gaſtmahl mitbrachten, ſchmauſten und ſchwelgten in einer Weiſe, die dem Stifte faſt unerſchwingliche Koſten verurſachte. Das noch ferner geduldig über ſich ergehen zu laſſen hatten ſich ſchon frühere Äbtiſſinnen geweigert und ſich wegen dieſes unablösbaren Servituts, wofür es die Biſchöfe erklärten, mit Beſchwerden an den Papſt gewandt, durch die aber keine Abſtellung des Unfugs erreicht wurde. Nun hatte auch Äbtiſſin Oſterlindis den Papſt um einen Machtſpruch gebeten, und Gregor IX. hatte den Abt von Walkenried zum bevollmächtigten Schiedsrichter ernannt, während der Biſchof von Halberſtadt, Graf Friedrich von Kirchberg, den Domherrn Konrad von Alvensleben als ſeinen Vertreter abgeordnet und die Äbtiſſin den Schirmvogt des Stiftes, Grafen Hoyer von Falkenſtein, zu ihrem Beiſtande angerufen hatte. Dieſe drei Herren ſollten den Hader ſchlichten.

Nun entſpannen ſich in Gegenwart der Äbtiſſin hartnäckige Auseinanderſetzungen zwiſchen dem Domherrn und dem Grafen, bis keiner von beiden noch etwas Neues vorzubringen wußte. Der Abt von Walkenried, ein würdiger und kluger Prälat, der den Frieden liebte und das Ungebührliche der biſchöflichen Anſprüche wohl einſehen mochte, hatte die Verfechter der widerſtrebenden Meinungen ruhig ausreden laſſen und dann den Streit dahin entſchieden, daß die Bewirtung des Biſchofs nebſt Gefolge nicht mehr ſtattfinden und die Äbtiſſin als Entſchädigung dafür eine nur mäßige jährliche Abgabe an das Domkapitel leiſten ſollte. Die Domina war über den endgültigen Austrag des Zwiſtes zu ihren Gunſten hoch erfreut und ihrem Vetter Hoyer für die tapfere

und wirksame Geltendmachung ihres Standpunktes sehr dankbar.

Nach dem ausführlichen Berichte des Grafen verharrten Eike und Gerlinde in Schweigen, so daß er fragte: „Nun? was sagt ihr denn dazu?"

„Daß der Abt von Walkenried ein weises und gerechtes Urteil gefällt hat," sprach Eike.

„Natürlich! semper contra clerum ist Euer Grundsatz," fuhr die Gräfin mit einem vorwurfsvollen Blick auf, und sich zu ihrem Gemahl wendend fügte sie hinzu: „Du wirst dir mit deiner heftigen Parteinahme für die Äbtissin den Bischof zum unversöhnlichen Feinde gemacht haben, der sich dafür an dir rächen wird."

„Mag er's versuchen!" erwiderte der Graf, „ich fürchte seine Rache nicht. Wir Harzgrafen stehen alle für einen und einer für alle gegen den übermütigen Träger der Inful. Übrigens habe ich auch Freunde im Domkapitel, zum Beispiel Konrad von Alvensleben, so scharf ich auch mit ihm gestritten habe. Bei dem fröhlichen Mahle, daß die Äbtissin in ihrer Freude uns dreien zu Ehren herrichten ließ, haben wir, Alvensleben und ich, uns ganz vortrefflich miteinander vertragen, und diese liebenswürdige Veranstaltung hat mich in Quedlinburg noch zurückgehalten, sonst wäre ich gestern schon heimgekehrt."

„Wir haben dich allerdings bestimmt erwartet," sagte die Gräfin.

„Das glaube ich gern," lachte der Graf. „Zur Besänftigung deines Zornes über mein Ausbleiben hat mir Osterlindis ein Geschenk für dich mitgegeben. Hier, diese zierliche Halskette mit der goldnen Kapsel daran, die eine Reliquie, einen Backenzahn des heiligen Eleutherius, enthält. Hast du von diesem Heiligen schon einmal gehört?"

„Nein."

„Ich auch nicht.“

„Der Name ist ein griechisches Wort, das so viel wie freisinnig bedeutet,“ mischte sich Eike mit einem anzüglichen Lächeln ein.

„Dieser heilige Backenzahn besitzt nämlich Zauberkraft,“ fuhr der Graf fort. „Man soll ihn um den Hals tragen, wenn man vor einer besonders schwierigen Entscheidung steht und einen harten Entschluß fassen muß; es ist also, mit Verlaub zu sagen, ein Nußknackerzauber.“

„Abscheulich!“ rief die Gräfin entrüstet und zugleich verlegen, wagte aber nicht, Eike dabei anzusehen, weil sie sich von der unbewußten und ungewollten Anspielung auf die schwere Entschließung, die ihr ja in ihrem Verhältnis zu Eike früher oder später bevorstand, getroffen fühlte.

Das Mittagsmahl endete jedoch in so guter Eintracht der drei, wie es begonnen hatte. Nur in Gerlinde blieb eine kleine Verstimmung darüber zurück, daß ein hoher Würdenträger der Kirche, ein Bischof, in dem Streit um eine ihres Erachtens unzweifelhaft aufrecht zu haltende Observanz den kürzeren gezogen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf dem Falkenstein herrschte jetzt ein betriebsamer Zustand. Der Graf hatte in seiner Kanzlei mit dringenden Verwaltungsangelegenheiten zu tun, Eike saß an seinem Gesetzbuch, und Gerlinde am Stickrahmen. Dieses Einsiedlerische der drei ritterlichen Burgbewohner war kein ganz freiwilliges; sie wurden durch die Unwirtlichkeit des Wetters genötigt, sich in ihren Gemächern zu halten, und blieben jeder für sich allein.

Der Sommer schien zu Küste gehen zu wollen und kündigte dies den Menschen hier oben in den Bergen frühzeitiger und empfindlicher an als unten im Flachlande, wo er noch etwas länger zu verweilen gedachte. Falbe Blätter wirbelten von den Zweigen herab, herbstliche Windstöße fuhren durch den Wald, und Regenschauer prasselten aus tiefhängenden Wolken hernieder. Die Vogelstimmen waren im Gebüsch verstummt, denn die meisten der geflügelten Wanderer waren schon gen Süden gezogen. Nur eine Schar von Dohlen umkreiste, sobald es sich einmal ein wenig aufklärte, mit hellem jack jack den Bergfried, um den der Wind lauter pfiff und fauchte als unten in dem vor seinen wuchtigsten Schlägen

geſchützten Tale. Die Sonntage zeigten ein noch grämlicheres Geſicht als die auch ſchon recht verdrießlichen Werktage und wurden aus den geöffneten Schleuſen des Himmels reichlich mit Waſſer überſchüttet. Im Walde war es überall ſo patſchnaß, daß ſich Wilfred nicht zu ſeinem Fuchſe ſtehlen und auch nicht den längſt geplanten Beſuch bei Luitgard in der Mühle abſtatten konnte. Da war es nicht zu verwundern, daß in den Mauern der Burg eine allgemeine, anſteckende Niedergeſchlagenheit Platz griff.

Außer dem dunkeln Gewölk, das ſich langſam über das Gebirge dahinwälzte, ſtiegen aber auch noch andere, bedrohlichere Schatten herauf.

Graf Hoyer hatte in Quedlinburg von der Äbtiſſin und vom Domherrn von Alvensleben, zu denen Nachrichten aus der Ferne ſchneller gelangten als zu dem einſam im Harze gelegenen Falkenſtein, mancherlei erfahren, was dazu angetan war, allerorten Beunruhigung und Mißmut hervorzurufen.

Kaiſer Friedrich hatte in Italien neue Kämpfe zu beſtehen, die weniger mit den Waffen als mit langwierigen Verhandlungen ausgefochten werden mußten. Der dem Papſte unter Mitwirkung der deutſchen Fürſten aufgezwungene Friede von San Germano, wo Gregor den Kaiſer auch von dem noch auf ihm laſtenden Banne löſen mußte, hatte zwar den kriegeriſchen Unternehmungen Einhalt geboten, aber die Spannung zwiſchen den beiden Herren der Welt keineswegs beſeitigt. Dieſe dauerte im geheimen fort, und jetzt fand der Kaiſer wider Erwarten ſogar Unterſtützung bei der Geiſtlichkeit, die dem Papſte grollte, weil er von ihren Gütern Zehnten zur Fortſetzung der Feindſeligkeiten gegen den ſtolzen Ghibellinen einzog. Der nur äußerlich geſchloſſene Friede ſtand alſo auf

ſchwachen Füßen. Der unbeugſame Hohenſtaufe hatte jedoch zwei tüchtige Männer zu Beratern: ſeinen aus der Gelehrtenſchule zu Bologna hervorgegangenen Hofrichter Petrus de Vinea und den Großmeiſter des deutſchen Ordens Hermann von Salza. Ihren klugen und tatkräftigen Bemühungen gelang es, eine ehrenvolle und allem Anſchein nach aufrichtige Verſöhnung der beiden Widerſacher in Anagni zuwege zu bringen, bei der kein Kardinal zugegen, ſondern Hermann von Salza der einzige Zeuge ſein durfte. Nun hielten es nicht nur die deutſchen Fürſten für an der Zeit, ausgedehntere Territorialrechte für ſich zu fordern, ſondern auch die Bürgerſchaften begehrten mehr Freiheit und Selbſtändigkeit in ihrem ſtädtiſchen Regiment, wogegen ſich der Kaiſer nach den mit den lombardiſchen Städten gemachten bitteren Erfahrungen durchaus ablehnend verhielt.

So ließ man den mächtigen Lenker des Reiches nicht zu Atem kommen, ſondern trieb ihn aus einer Bedrängnis in die andere, und Eike fürchtete, daß unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen auch in den deutſchen Herzogtümern und Grafſchaften Unruhen und Verwicklungen entſtehen würden, die der Einführung und Verbreitung ſeines Geſetzbuches hinderlich werden könnten.

Aber das nicht allein. Erſt kürzlich hatte Friedrich eine von Petrus de Vinea herrührende Verordnung beſtätigt, die ein neues bürgerliches und öffentliches Recht begründen ſollte und in welcher unter anderem die Unterwerfung der Geiſtlichen unter die weltliche Obrigkeit ausgeſprochen war. Dies war ja ganz in Eikes Sinne gedacht und getan, aber nun befiel ihn die Angſt, Vineas Buch könnte ſeinem Sachſenrecht, das er noch unter der Feder hatte, zuvorkommen, ihm den Rang ablaufen und es in das Hintertreffen verweiſen.

Da galt es, alle Kräfte anſpannen, damit er das rüſtig fortſchreitende Werk ſo bald wie möglich ſeinem Volke darbringen könnte, alſo arbeiten, immer nur arbeiten. Und hier in ſeiner ſtillen Klauſe ſuchte er ſich vor dem von weitem zu ihm dringenden welterſchütternden Lärm kämpfender Zwietracht unter den Gewalthabern oder nach Gewalt Strebenden ſoviel wie möglich zu verſchließen.

Graf Hoyer ließ den Freund in ſeiner angeſtrengten Tätigkeit unbehelligt, weil er wußte, was dieſen zu ſo raſtloſem Fleiße ſpornte. Eike hatte ihm geſagt, daß es ſich jetzt für ihn um einen Wettſtreit mit Petrus de Vinea handele, und die Vorhaltung des Grafen, daß doch ſein Rechtsbuch ein bedeutenderes und viel umfaſſenderes ſei als das des kaiſerlichen Hofrichters, konnte ſeine Sorgen nicht zerſtreuen.

Gar nicht erbaut von Eikes Überſtürzung ſeiner Arbeit war Gerlinde, denn nun ſah ſie den allſtunds Erſehnten noch weniger als bisher; kaum bei Tiſche hielt er ſtand, war wortkarg und hatte den Kopf von anderen Dingen voll als von dem Verlangen, ihr ſeine Liebe immer wieder aufs neue zu erkennen zu geben. O dieſes unſelige Geſetzbuch! ſeufzte ſie in heller Verzweiflung.

Der ſcheidende Sommer wehrte ſich noch gegen das Vordringen des Herbſtes, mußte aber ſeinem unabläſſigen Angreifer doch endlich weichen und ihm das Feld räumen. Und nun, da er im Beſitze war, zeigte ſich der Sieger von ſeiner freundlichſten Seite. Mit ſtrahlendem Sonnenſchein hielt er ſeinen Einzug in das eroberte Gebiet, vergoldete das Laub der Buchen, Eichen und Birken und färbte die Blättlein der Heidelbeeren purpurn, die in breiten Anſiedlungen zwiſchen dunkelgrünen Wachholderbüſchen einen gar lieblichen Anblick boten, während rote

Vogelbeeren und Hagebütten nebst blauschwarzen Schlehen sich hie und da in Baumwuchs und Strauchwerk mischten. Schneeweiße, vom Volke Altweibersommer genannte Spinnfäden schwebten durch das Tal, blieben hie und da an einem Strauche haften, bis sie sich wieder losringelten und weiter flogen, um mit ihren mehr als klafterlangen Wimpeln anderswo zu landen. Wohin ihre Reise ging, wußten die winzigen Segler, die in dem luftigen Schifflein saßen, selber nicht, denn sie mußten sich willenlos von jedem Hauche treiben lassen, weil sie kein Steuer an Bord hatten.

An einem dieser sonnigen Herbsttage langten liebe Gäste auf dem Falkenstein an. Graf Burkhard von Mansfeld und seine Schwiegertochter Irma ritten ein und brachten mit ihrem unerwarteten Erscheinen eine wohltuende Abwechselung in das Stilleben der Burg, von den Bewohnern freudig bewillkommnet.

Die Grafen Burkhard und Hoyer waren gute Freunde und ehemalige Waffenbrüder, und ein ebenso inniges Verhältnis bestand seit ihrer fast gleichzeitigen Verheiratung auch zwischen den Gräfinnen Irma und Gerlinde.

Gleich nach der Begrüßung fragte Graf Hoyer: „Warum hat euch dein Sohn nicht begleitet?"

„Alwin ist mit zwei Waldhütern den Wilderern in unseren Forsten auf der Fährte, und gerade heute hofft er sie fahen zu können," erwiderte Graf Burkhard. „Wie steht es denn bei dir mit dem edlen Waidwerk?"

„Schlecht; ich darf nicht mehr auf die Berge steigen."

„Rumort das Herz wieder?"

Graf Hoyer nickte und winkte dem Freunde mit der Hand, davon zu schweigen.

Burkhard forschte auch nicht weiter danach, sondern sagte nach einem Weilchen: „Ich mußte dich einmal

wiederſehen und wollte dir auch danken für die unermeßliche Freude, die du mir bereitet haſt."

„Womit?" fragte der andere erſtaunt.

„Damit, daß du mir den ehrenfeſten Ritter Dowald von Aſcharien zugeſchickt haſt."

„Burkhard! trauſt du mir das zu?"

„Bewahre! er behauptet aber, du hätteſt ihn an mich gewieſen, weil ich einen guten Poſten für ihn hätte."

„Etwan als Kellermeiſter? Den alten verlotterten Säufer?"

„O er war ungewöhnlich gut ausſtaffiert."

„Das glaub' ich! mit meinem beſten Rocke, den er mir ausgeführt hat," lachte Graf Hoyer. „Er wollte von hier auf die Heimburg zum Regenſteiner, der ihn dringend eingeladen hätte."

„Eingeladen! als ob den ein vernünftiger Menſch zu ſich einlüde! Drei Tage lag er bei mir auf der Bärenhaut; damit hatte ich genug von ihm und ſchob ihn ſachte ab."

„Wohin denn nun?"

„In die Gegend von Halberſtadt und dann die Bode entlang wollte er reiten, wie er vorgab. Dort hätte er vermögende Gönner und wackere Geſellen."

„Denen gönne ich ihn," ſpottete Hoyer und fuhr dann fort: „Ich bin an dem Überfall des Aſchariers zwar unſchuldig, möchte mich aber doch mit einem ehrlichen Sühnetrunk vor dir reinigen. Komm mit mir zu einem guten Tropfen in mein Kämmerlein; die beiden jungen Weibſen werden uns zwei Alte nicht vermiſſen."

Als ſie in Hoyers Zimmer beim Weine ſaßen, begann der Mansfelder: „Ich habe noch einen Pfeil im Köcher. Was iſt das mit dem neuen Geſetzbuch, das hier auf dem Falkenſtein geſchrieben wird?"

„Dacht' ich's doch!" rief Hoyer. „Dir hätt' ich heute auch ohne deine Frage alles geſagt, aber dem Dowald wollt' ich's verſchweigen. Das glückte jedoch nicht; einer meiner Dienſtleute, ehemals Kloſterſchüler in Gröningen, der dem Rechtskundigen die Abſchriften beſorgt, hat es dem alten Schnüffler verraten."

„Dowald war auf den Ritter von Repgow ſchlecht zu ſprechen."

„Sehr begreiflich, denn mit der Aufforderung, uns abſchreiben zu helfen, haben wir den Faulpelz ſchon am erſten Tage nach ſeiner Ankunft ausgeräuchert. Du wirſt ja bei Tiſche die Bekanntſchaft meines gelehrten Freundes machen; jetzt darf ich ihn von ſeiner Arbeit nicht aufſtöbern. So höre denn!"

Nun erſtattete Graf Hoyer ſeinem Beſuche genauen Bericht, erzählte ihm, wie er den Reppechower einſt zufällig im Gaſthaus am Scheideweg getroffen, dieſer ihm dort ſeine Abſichten anvertraut und er ihn darauf eingeladen hätte, ſein Buch auf dem Falkenſtein zu ſchreiben. Hier hätte ihn Eike tiefer in ſeinen Plan eingeweiht, ihn von der Notwendigkeit einer Verbeſſerung der deutſchen Rechtsverhältniſſe überzeugt und ihm die Grundſätze, die ihn dabei leiteten, ausführlich entwickelt, was alles Graf Hoyer nun ſeinerſeits dem ihm gegenüber Sitzenden klärlich darlegte.

Graf Burkhard folgte dem umſtändlichen Vortrage mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und nachdem er ſich über einzelne Punkte nähere Auskunft erbeten hatte, die durchaus zu ſeiner Befriedigung ausfiel, ſtimmte der von dem Aſcharier ganz falſch Unterrichtete dem kühnen Plane, Rechtseinheit in ganz Sachſenland zu ſchaffen, freudig zu.

„Du biſt alſo mit allem, was ich dir mitgeteilt habe, einverſtanden?" fragte Hoyer.

„Vollkommen.“

„Das iſt mir viel wert, denn ich nehme Verbindlichkeit und Bürgſchaft für das Buch auf mich,“ erklärte Hoyer, „und man kann nicht wiſſen, ob man nach der Veröffentlichung ſo durchgreifender Änderung in unſerem Gerichtsweſen, die vielleicht manchem Widerſpruch im Lande begegnen wird, nicht einmal einen ſtarken Rückhalt gegen gehäſſige Angriffe braucht.“

„Sie werden nicht ausbleiben,“ verſetzte Burkhard. „Auf mich kannſt du zählen, ich halte treu zu dir und dem mutigen Geſetzgeber. Haſt du ſchon mit Hohnſtein darüber geſprochen?“

„Nein.“

„Oder mit dem Blankenburger?“

„Auch nicht.“

„Wie ich die beiden kenne, werden ſie ſich gewiß uns anſchließen, und von dem geſunden Sinn unſerer anderen Standesgenoſſen in den Harzer Grafſchaften erwarte ich das gleiche. Du aber wirſt einſt ſtolz darauf ſein, Hoyer, daß dieſe patriotiſche Tat von deiner Burg Falkenſtein ausgegangen iſt.

„Ich hoffe es, Burkhard!“

„Gott ſegne das Werk!“ ſagte der Mansfelder, und ſie ſchüttelten ſich die Hände und tranken auf gutes Gelingen.

Den beiden Freundinnen war es ganz recht, daß die Herren ſie allein gelaſſen hatten, denn ſie ſahen ſich ſelten und hatten nun den Wunſch, ſich wieder einmal gründlich untereinander auszuſprechen.

Auch Gräfin Irma war ein hübſche Frau, ſchlank, mit blondem Haar, graublauen, luſtigen Augen und von zarter Geſichtsfarbe. Sie hatte, obwohl Mutter von zwei Kindern, nicht die liebreizende Fülle wie Gerlinde, die den-

noch einen jugendlicheren Eindruck machte als die um zwei Jahre Jüngere. Die Blonde und die Schwarze bildeten einen anmutigen Gegensatz zwischen der norddeutschen und der südländischen Rasse, und auch in ihrem Wesen zeigte sich ein beträchtlicher Unterschied. Irma war leichtlebig, flink und beweglich, während Gerlinde die äußerlich gelassenere, innerlich aber tiefer angelegte, leidenschaftlichere Natur war.

Fröhlich plaudernd wandelten sie aus dem Empfangsraum nach dem Gemach der Burgherrin. Hier aber, schon beim Öffnen der Tür, bekam Gerlinde einen Schreck und wollte über die Schwelle vorauseilen, um in dem Zimmer schnell etwas zu verdecken, was die Eintretende nicht sehen sollte. Zu spät; Irma schritt sofort auf den Stickrahmen zu, der am Fenster stand und von dem die gerade daran beschäftigt Gewesene bei der Meldung des überraschenden Besuches aufgesprungen war ohne an die Beseitigung der heimlichen Arbeit zu denken.

„Ei wie schön!" rief Irma, „was soll das werden? wohl ein Kursît? und wie kunstvoll ist das beinah fertige Wappen, bei dessen Ausführung ich dich gestört habe, denn die Nadel steckt noch darin. Aber das ist nicht das gräflich Falkensteinsche; ist es das deines fränkischen Geschlechts?"

„Nein, es ist das Wappen des Herrn von Repgow," gab Gerlinde verlegen zur Antwort.

„Ach, das ist euer Gast, der das Buch hier schreibt. Ja, reitet denn der noch in die Schranken? ist er denn nicht ein Rechtsgelehrter, ein alter Herr, bei dem von Turnier und Lanzenrennen keine Rede mehr sein kann?"

„Da irrst du, es ist kein alter Herr," lächelte Gerlinde. „Im Gegenteil, er ist noch jung, ein stattlicher, streitbarer

Ritter, der zu Fuß und zu Pferd, mit dem Schwert und mit der Feder seinen Mann steht. Sieh ihn nur erst und dann urteile selbst!"

Das in den Rahmen Gespannte war allerdings ein Kursît von blauer Seide, d. h. ein kurzer, ärmelloser Wappenrock, wie ihn die Schildbürtigen bei festlichen Aufzügen oder Turnieren über dem Harnisch zu tragen pflegten.

Irma hatte, die Stickerei betrachtend, Gerlindes Verlegenheit nicht bemerkt. Jetzt horchte sie jedoch auf und fragte, nachdem beide auf der Wolfsfellbank Platz genommen hatten: „Ist dieser Herr von Repgow dir ein willkommener Gast?"

„Anfangs war er mir das nicht, und es wurde mir nicht leicht, mich mit ihm zu vertragen," erwiderte Gerlinde. „Er huldigt kirchenfeindlichen Grundsätzen, die er auch in seinem Gesetzbuch zur Geltung bringt und über die wir mehr als einmal hart aneinander geraten sind. Aber als ich ihn allmählich näher kennen lernte, flößte er mir immer mehr Vertrauen, immer größere Achtung ein, die sich bald zu dem Gefühl der Bewunderung steigerte. Ich versichere dir, Irma, noch niemals ist mir ein Mann begegnet, bei dem Ritterlichkeit und Gelehrsamkeit, ernster Sinn und froher Lebensmut so herrlich vereint waren wie bei Herrn Eike von Repgow."

„Du singst sein Lob in hohen Tönen," warf Irma ein.

„Muß ich auch," rief Gerlinde, „und es reicht noch lange nicht an das heran, was er wirklich ist. Wenn du ihn voll Begeisterung von seinem umfassenden Werke reden hörtest, würde er dir als ein sieghafter Held erscheinen, der sich mit seiner Willenskraft die halbe Welt erobern könnte."

Aus der Maßen erſtaunt über die ſchwärmeriſchen Worte der Freundin fragte Irma: „Ja, ſage mir, Gerlinde, — liebſt du ihn denn?“

„Ja! ich liebe ihn,“ bekannte Gerlinde errötend, doch frei und ſtolz.

„Weiß er das?“

„Ja!“

„Und — liebt er dich wieder?“

„Ich glaube es, aber — —“

„Nun? was aber? ſprich weiter! weshalb der bange Seufzer?“

„Wir ſollen unſerem Glück entſagen, verlangt er,“ geſtand Gerlinde.

„Verlangt er, dein turnierfähiger Gaſt, der willensſtarke Held?“ lachte Irma hell heraus. „Du, auf dieſen geharniſchten Büßer mit der Dornenkrone der Entſagung in den Locken bin ich neugierig.“

„Seine Liebe iſt eine ſo ſelbſtloſe, daß er mir um meiner Herzensruhe willen das Opfer ſtrenger Zurückhaltung bringt.“

„Ein ſeltſames Mittel, Herzensruhe zu ſchaffen und Sehnſucht zu ſtillen,“ ſpöttelte die Mansfelderin. „Von ſtummer Verehrung wird ein hungriges Herz nicht ſatt. Hauche dem Marmorbilde warmes Leben ein, daß es aus ſeiner Starrheit erwacht und von dem hohen Sockel unbeweglicher Tugend mit offenen Armen herabſteigt. Frauen wie wir vermögen über die Männer alles, was wir wollen.“

„Ich darf aber nichts wollen und wagen, was wider Gottes Gebot wäre. Die heilige Jungfrau würde zürnend ihr Angeſicht von mir abkehren, und ich wäre eine Verlorene.“

„Du ſollſt dich nicht verlieren, ſollſt deinem Herrn Ge-

mahl nicht Hals über Kopf untreu werden," ſprach Irma. „Aber," fuhr ſie fort, „in eurem trübſeligen Eulenneſt hier, wo hinreichend dafür geſorgt iſt, daß die Bäume der Luſtbarkeit nicht in den Himmel wachſen, darfſt du dir wohl einmal ein kurzweiliges Minneſpiel erlauben, daß deiner unſterblichen Seele keinen Schaden zufügen wird. Wenn dein nachſichtiger Gewiſſenspfleger, der Abt von Gröningen, im blütenprangenden Wonnemond wiederkommt, dir die Beichte abzunehmen, wird er dich für das Beten von drei Roſenkränzen gern von dem fröhlichen Sündenfall abſolvieren."

„Irma!" begehrte Gerlinde empört gegen die Spötterin auf, „wenn du das ein kurzweiliges Minneſpiel nennen kannſt, ſo begreifſt du den furchtbaren Ernſt meiner Lage nicht, in der ich mich verzweifelnd abquäle, in der ich mit mir ringe und kämpfe, daß es faſt über meine Kräfte geht. Ich ertrag' es nicht länger, und —" Stürzende Tränen erſtickten ihre Stimme.

Nun endlich ſah die leichtherzige, aber keineswegs gefühlloſe Freundin, daß es ſich hier doch um eine echte, große Liebe handelte, eine Angelegenheit ſo verhängnisvoller Art, daß guter Rat dabei teuer war. Sie zog die Weinende in ihre Arme und redete ihr tröſtlich zu: „Ruhig, Linde, ruhig! ihr werdet euch beide ſchon auf den richtigen Fuß miteinander zu ſtellen wiſſen. Suche eine offene, trauliche Ausſprache mit dem Ritter, damit ihr eine Form des Umganges findet, an dem ihr eure Freude haben könnt. Ich kann mir denken, was du dagegen einzuwenden haſt, aber jetzt nichts mehr davon! Du biſt ſchon aufgeregt genug. Komm hinaus ins Freie, laß dir vom friſchen Herbſtwind die heißen Wangen kühlen und ſchöpfe Atem, gewinne Ruhe. Komm! wir gehen auf den Altan."

Das taten ſie. Auf dem Altan ſagte Gerlinde: „Hier war es, wo uns Eike von Repgow zuerſt Plan und Inhalt ſeines Buches offenbarte; nie vergeſſe ich jenen Frühlingsabend.“

Dann ſtanden ſie an der Brüſtung und ſchauten ſinnend in das friedliche Tal hinab. Was der Wind Gerlinde in die Ohren raunte, verriet ſie nicht.

Statt Eike durch Folkmar zum Mittageſſen rufen zu laſſen, holten ihn die beiden Grafen ſelber aus ſeinem Zimmer dazu ab.

Schon über dieſe ihm erwieſene Ehre war er hoch erfreut, noch weit mehr aber über die ihm vom Grafen von Mansfeld zuteil werdende Anerkennung ſeines unbeirrten Strebens, Rechtseinheit im Sachſenlande zu ſchaffen.

„Kann ich Euch bei Eurer ſchwierigen Arbeit einen Dienſt oder irgend welche Hilfe leiſten, Herr von Repgow, ſo bitte ich, über mich zu verfügen,“ ſchloß Graf Burkhard ſeine Begrüßung, während er Eikes Hand feſt in der ſeinen hielt.

„Ich danke Euch, Herr Graf!“ erwiderte Eike. „Euer Einverſtändnis mit meinem Unternehmen iſt mir eine große Genugtuung.“

Graf Hoyer aber ſagte: „Welch eine Schickſalsgunſt iſt es für mich, Eike, daß wir uns im Gaſthaus am Scheideweg getroffen haben! du machſt den Falkenſtein zu einem über das ganze Reich hin leuchtenden Gipfel der Gerechtigkeit, wie ſich mein Jugendfreund vorhin mir gegenüber ſo ungefähr ausdrückte, und dabei weiß er noch gar nicht, wie ſehr du mir und meiner Frau das Leben durch deine Gegenwart verſchönſt und erheiterſt. Am liebſten ließe ich dich nie wieder fort von hier.“

Eike ſchwieg. Was hätte er auch auf dieſe Worte erwidern ſollen?

Dann gingen ſie zuſammen nach dem Speiſeſaal, wo die beiden Frauen ihrer bereits harrten.

Gräfin Irma unterzog den Burggaſt, der ihr nach Gerlindes Eröffnungen kein gleichgültiger Fremder mehr war, einer ſcharfen Prüfung, deren Befund wohl ein durchaus wohlgefälliger ſein mußte, denn ſie war ſehr freundlich zu dem ihr ritterlich begegnenden Mann. Bei Tiſche knüpfte ſie mehrmals ein Geſpräch mit ihm an, aber zu einem längeren Austauſch kamen ſie nicht, weil die Grafen immer wieder von dem Geſetzbuch anfingen und die alten verworrenen Rechtsbräuche mit den neuen, von Eike angebahnten verglichen, von denen er manche dem Mansfelder noch näher erläutern mußte.

Unterdeſſen beobachtete Irma insgeheim ihre Freundin, deren Augen beſtändig an Eikes Lippen hingen, die ſich aber in ihrer nachwirkenden Erregung an der allgemeinen Unterhaltung nur wenig beteiligte, obwohl Irma ſie durch geſchickt eingeſtreute Scherze von ihrem Leid abzulenken ſuchte.

Graf Hoyer wurde nicht müde, ſeinen jungen Freund zu rühmen und ſeiner noch in der Zukunft ruhenden Verdienſte wegen zu feiern, wobei Graf Burkhard kräftig in dasſelbe Horn ſtieß. Irma wechſelte einen flüchtigen Blick mit Gerlinde, der ſie den inneren, kaum zu bemeiſternden Jubel vom erglühenden Geſichte las.

In vorgerückter Nachmittagſtunde brach Graf Burkhard mit ſeiner luſtigen Schwiegertochter auf, und als Gerlinde dieſer den Mantel um die Schultern legte, fragte ſie leiſe: „Nun? was ſagſt du?“

Irma flüſterte ihr eilig zu: „Du haſt recht, er iſt ein ganzer Mann und deiner Liebe wert; darum bleibe ich

dabei, daß du ſobald wie möglich eine Unterredung mit ihm herbeiführſt. Ihr müßt euch über euer Verhalten untereinander klar werden und einen Entſchluß faſſen; ſo geht's nicht weiter."

Von den Falkenſteinern und Eike auf den Burghof begleitet verabſchiedeten ſich die Mansfelder mit vielen Händeſchütteln von ihren Gaſtfreunden, ſtiegen zu Pferde und ritten ab.

Sechzehntes Kapitel.

Der Besuch des Grafen von Mansfeld hatte Eikes Mut zu seinem Werke wesentlich gestärkt und ihn so mancher Sorgen, die ihn in letzter Zeit beschwert hatten, enthoben. Graf Burkhard war der Sproß eines der ältesten deutschen Grafengeschlechter und genoß landein, landaus eines hohen Ansehens, so daß Eike wahrlich allen Grund hatte, sich des rückhaltlos ausgesprochenen Beifalls des welterfahrenen Mannes zu freuen und auf seine Befürwortung und Unterstützung der von ihm geschriebenen Gesetze zu hoffen.

Nun hätte er sich mit doppeltem Eifer seiner Arbeit widmen können, hätte ihm nicht eines wie Feuer auf der Seele gebrannt, — das grenzenlose Vertrauen des Grafen Hoyer. Er betrachtete seine Liebe zu Gerlinde als einen Verrat, einen Einbruch in die Unverletzbarkeit des Gastrechtes, und unter diesen Umständen die Gunst und Güte des Grafen immerfort hinzunehmen, von ihm zu hören, daß er ihn gar nicht wieder fortlassen möchte, an einem Tisch mit ihm zu sitzen, ihm in die Augen zu sehen, — das alles wurde ihm von Tag zu Tag peinlicher. Unablässig gemahnte er sich an seinen verantwortungs-

vollen Beruf als Vertreter des Rechtes, aller Rechte, auch der durch einen Ehebund geheiligten.

Noch war ja nicht das geringſte geſchehen, was er zu bereuen hätte. Noch nicht! aber war er ſicher, daß nicht über kurz oder lang etwas geſchehen könnte, wofür es keine Entſchuldigung und keine Verzeihung gab? Auf Gerlindes Beſchränkung war kein Verlaß. Die mit allen Faſern und Fibern an ihm Hängende verlor immer mehr die Herrſchaft ihrer ſelbſt; erſt jüngſt, in Anweſenheit der Mansfelder, hatte er mit Schrecken wahrgenommen, wie aufgeregt ſie geweſen war, wie ſehnſüchtig ihr Blick den ſeinen geſucht hatte. Daher ſchwebte er in beſtändiger Furcht, die in ihrer Leidenſchaftlichkeit Unberechenbare könnte ſich, von ihren Gefühlen hingeriſſen, einmal völlig vergeſſen und vor den Augen und Ohren des Grafen oder eines vom Geſinde eine Torheit begehen, die ſie und ihn als Frevler an Zucht und Sitte brandmarkte.

Auch Gerlinde war ohne Ruh und Raſt und wußte nicht, was tun und was laſſen. Du mußt ihn zur Rede ſtellen und vereint mit ihm einen Entſchluß faſſen, wie ihr euren Verkehr hier geſtalten wollt, ſo hatte Irmas Rat gelautet. Sollte ſie ihm folgen? allen Stolz hintanſetzen und nur dem ungeſtümen Drange ihres Herzens gehorchen? Ach, ſchon längſt trieb es ſie, den Weg ihrer Wünſche zu gehen, wenn ihr der Geliebte nur ein weniges entgegenkäme. Gern wollte ſie ſich von ihm führen laſſen, wohin es ihm gefiele, wie ſie ihn durch die Wildnis geführt hatte zu jener zauberumwobenen Stätte, wo ihrer beide Liebe aus ihren Herzen hervorgebrochen war. Sie wollte, von ſeinen Armen umſchlungen, aus ſeinem Munde Worte der Liebe hören, nach denen ſie dürſtete wie eine Verſchmachtende nach einem rettenden Trunk.

Aber ihr fehlte noch immer der Mut zum ersten Schritt, und doch sagte sie sich: du mußt dich entscheiden, zagen und zaudern wäre jämmerliche Schwäche. Da beschloß sie nach kurzem Kampfe, die Wallfahrt nach dem Glücke, dem einzigen Glücke, das sie begehrte, auf eigene Faust anzutreten; der Zufall und die Gelegenheit sollten ihr die Pfade ebnen und die Brücken bauen.

Eine Woche lang mußte sie sich indessen noch gedulden, ehe die Stunde zum Handeln schlug, mußte jeden Mittag und jeden Abend willig oder unwillig mit anhören, wie die beiden Männer über das Gesetzbuch sprachen und stritten. Seit sie ihn auf der Waldwanderung ihrer freudigen Zustimmung zu dem Werke versichert hatte, war Eike auch in ihrer Gegenwart mit seinen Mitteilungen darüber freigebiger, und manchmal griff sie selber mit klugen, oft den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen in das Wortgefecht ein. Meist aber gingen die gründlichen Erörterungen über ihren Gesichtskreis hinaus, zumal wenn sich Eike umständlich über das friesische Recht, das der Engern und Westfalen oder über das bayrische und alemannische und gar über das Volksrecht der Angelsachsen ausließ, die er alle unter einen Hut bringen wollte. Das war die Welt, in der er lebte und webte und die von der, in welcher sie mit ihrem Sehnen und Hoffen die Tage kommen und schwinden sah, sternenweit getrennt war. Was kümmerten sie die Volksrechte der Angelsachsen! Auf die Rechte des Herzens, die sie an ihn hatte, schien er sich nicht zu besinnen.

Endlich nahte eine Gelegenheit, die ihr, wenn sie sich in ihren Berechnungen nicht täuschte, ein Alleinsein mit dem schwer Zugänglichen ermöglichen konnte.

Allherbſtlich wurde ein Gedenktag in der Geſchichte des Falkenſteinſchen Grafenhauſes auf der Burg gefeiert zur Erinnerung an die vor faſt zweihundert Jahren erfolgte Belehnung des Ahnherrn mit der Gaugrafſchaft. Früher hatte dabei ein üppiges Gaſtmahl im Schloſſe mit den Familien des benachbarten Adels ſtattgefunden. Das hatte Graf Hoyer längſt abgeſtellt, aber dem Burggeſinde ſollte der altherkömmliche Brauch und ſeine Bedeutung erhalten bleiben und deshalb wurde ihm an dem Abend in der Dirnitz ein vergnüglicher Schmaus angerichtet, zu dem auch ſtets der Talmüller, Meiſter Beutling mit Frau und Kindern, geladen wurde; Großmutter Suffie konnte ihres hohen Alters wegen den Berg nicht mehr erklimmen.

Heute war dieſer Abend, und die gewölbte Halle war zu dem Bankett hell erleuchtet und feſtlich geſchmückt. Gewinde von Tannenreiſern und von Eichen- und Buchenlaub ſchlangen ſich kreuzweis hinüber und herüber, und aus den Rüſtkammern hatte man Schwerter und Spieße, zerſchrotene Helme, zerbeulte Schilde und verblichene Fahnen geholt und an den Wänden in maleriſcher Anordnung aufgehängt.

Graf Hoyer hielt in friedlichen Zeiten keine ſtarke Beſatzung in der Burg, und doch war die Verſammlung eine zahlreiche. Der Wild- und Waffenmeiſter, Reiſige, Jäger, Stellmacher und Schmied, Torwart und Türmer, Diener und Knechte, der Kellermeiſter und der Koch mit den Küchenfrauen, Zofen und Mägde ſaßen in ihren beſten Kleidern an der langen, in der Mitte des Raumes befindlichen Tafel und ließen es ſich bei den reichlich aufgetragenen Speiſen und Getränken wohl ſein, ſcherzten und neckten ſich, lachten und ſangen.

Für die ſpäter zu erwartende Herrſchaft war ſeitwärts von der großen Tafel ein beſonderer Tiſch gedeckt, und beim Eintritt des Grafen und der Gräfin mit Eike von Repgow blies der Türmer auf ſeinem Horn einen fröhlichen Willkomm, wobei ſich alle erhoben und ſtehen blieben, bis jene dort Platz genommen hatten. Dann durfte jedoch, nach dem ausdrücklichen Willen des Grafen, keineswegs eine verſchüchterte Stille walten, ſondern die Unterhaltung mußte ihren zwangloſen Verlauf weiter nehmen.

Nachdem der Burgherr eine Zeit lang dem luſtigen Treiben mit Behagen zugeſchaut hatte, ging er zu dieſem und jenem ſeiner Leute und hatte für jeden ein gnädiges Wort. Auch Gräfin Gerlinde beſuchte mehrere der an der Tafel ſitzenden Frauen zu einer kurzen Begrüßung. Eike, den alle hoch achteten, weil ſie wußten, was er mit ſeiner Feder hier tat, auch für ſie tat, um ihnen und ihresgleichen im Lande ein beſſeres Hof- und Dienſtmannenrecht zu ſchaffen. Eike wandelte, den Becher in der Hand, umher und ehrte die ihm Bekannteſten mit einem freundlichen Zutrunk, ſo den Wildmeiſter, die über dieſe Auszeichnung errötende Meliſſa, ſeinen Schreiber Wilfred und ſogar den treuen Pfleger ſeines Roſſes, den biedern Sibold.

Der Wildmeiſter brachte an: „Herr von Repgow, wenn Ihr bei Eurer Arbeit an das Wildbannrecht kommt, hätte ich ein paar beſcheidene Wünſche.“

„Und die wären?“ fragte Eike.

„Ja, die muß ich Euch allein vortragen, wenn Ihr einmal die Armbruſt auf die Schulter nehmt und wir auf die Pirſch gehen. Übrigens nichts für ungut, Herr Ritter! Weidmanns Heil!“

„Ich kann Euch leider nicht Weidmanns Dank ſagen,

Wildmeiſter, denn ich bin kein hirſchgerechter Jäger," erwiderte Eike.

„Du haſt ganz recht, Scharruhn," fiel der Graf ein, der ſich zufällig in der Nähe befand, „ich liege dem Ritter ſchon lange damit in den Ohren. Nimm ihn nur einmal mit und ſtelle ihn gut an, wo ein Zwölfender wechſelt."

„Das will ich gern tun, Herr Graf," verſetzte der graubärtige Waldläufer. „Sie röhren noch, und ich würde mich freuen, wenn ich Herrn von Repgows Kappe mit einem Eichenbruche zieren könnte."

Eike lächelte und ſchüttelte ungläubig ſein ausdrucksvolles Denkerhaupt.

Noch eine Viertelſtunde bewegte ſich der Graf unter ſeinem ihm anhänglich ergebenen Geſinde; dann hatte er genug von dem Tumult und verließ bei ſchon herabgeſunkener Nacht ohne Aufſehen, nur von Folkmar zu ſeiner Bedienung begleitet, die geräuſchvoll zechende Geſellſchaft.

Damit hatte Gerlinde gerechnet, und als bei Hoyers Verabſchiedung von ihnen auch Eike Miene machte zu gehen, flüſterte ſie ihm zu: „Ich bitte Euch, bleibt noch!"

Er ſtutzte vor dem eigentümlichen Ton, mit dem ſie das geſagt hatte, blieb aber, dieſer Aufforderung nachgebend, bei ihr.

Sie war nun, mit Eike allein an dem kleinen Tiſche, von einer fieberhaften Unruhe, zerſtreut, geiſtesabweſend, und bald nach Folkmars Rückkehr in die Halle ſprach ſie entſchloſſen: „Jetzt iſt es Zeit, kommt!"

Sie erhoben ſich, und ſofort war Meliſſa zur Verfügung der Herrin, die ihr haſtig befahl: „Geh voraus, mache Licht im Schlafzimmer und erwarte mich oben."

Stumm ſchritten die zwei über den vom Monde beſchienenen Burghof an dem Brunnen vorüber, deſſen von vier Pfeilern getragenes, ſeltſam geformtes Dach einen unheimlichen Schatten auf den ſtillen Platz warf.

Aber nicht in das Schloß führte Gerlinde den ihr verwundert Folgenden ſo ſchnell, daß er Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten, ſondern in den Burggarten und dann die Stufen empor auf den Altan.

Dort trat ſie geiſterbleich, zitternd vor ihn hin, keines Wortes mächtig. Sie hatte ſich alles ſorglich ausgedacht, was ſie ihm ſagen wollte, und nun war ſie unfähig, es vorzubringen.

„Gerlinde! was iſt Euch? was iſt geſchehen?“ fragte er beſtürzt.

„Ich — ich kann nicht mehr leben ſo,“ ſtieß ſie aus gewaltig arbeitender Bruſt heraus.

„Um Gottes willen, redet! was iſt geſchehen?“

„Wie könnt Ihr noch fragen! Ahnt Ihr, ratet Ihr nicht, was mich in Verzweiflung treibt?“ ſtöhnte ſie. „Denkt an den Heidenquell!“

Da wußte er auf einmal alles. Die Leidenſchaft ging mit ihr durch, zum raſenden Sturm entfeſſelt.

„Gerlinde!“ ſprach er ernſt mit warnend erhobenem Finger, „dann denkt auch Ihr an das, was ich Euch dort geſagt habe. Wir müſſen uns überwinden, dürfen nicht pflichtvergeſſen die Schranken durchbrechen, die uns unverrückbar gezogen ſind.“

„Uns überwinden!“ wiederholte ſie bitteren Tones. „Wenn Ihr es könnt, — ich kann es nicht.“

„Glaubt Ihr, daß es mir leicht wird? Was Euch im Innerſten bewegt, das ſchlägt auch hier ſeine ſchüttern-den Wellen, und doch müſſen wir es niederringen, und ſollten wir darüber zugrunde gehen.“

„Ich bin schon nahe daran," flüsterte sie. Dann fuhr sie immer erregter werdend fort: „Das eine Wort, das unauslöschlich in unseren Herzen geschrieben steht, ist niemals zwischen uns gesprochen worden; jetzt spreche ich es aus: Liebe — Liebe läßt sich nicht niederringen, Eike von Repgow!"

Mit einem schmerzlichen Lächeln entgegnete er: „Man lernt im Leben manches, was einem erst unmöglich däuchte. Das Schicksal ist stärker als wir, Gerlinde."

„Der Starke schafft sich sein Schicksal selbst."

„Ein Glück, auf Unrecht und Schuld erbaut, ist kein wahres Glück, ist ein unseliges Los, ein Fluch, dem wir nie und nirgend auf Erden entrinnen könnten."

„Er falle auf mein Haupt! ich werde ihn tragen," rief sie herausfordernd, hoch aufgereckt.

Eike schwieg, denn mit Worten waren Gerlindes heiß überquellende Gefühle nicht zu widerlegen. Aber er mußte seine ganze Mannheit aufbieten, der Liebeatmenden, Liebeverlangenden gegenüber fest zu bleiben. In verführerischer Schönheit stand sie vor ihm; er brauchte nur die Arme auszustrecken, sie an sich zu reißen, und sie war sein.

Ihm bebte das Herz, ihm siedete das Blut in den Adern; er war auch ein Mensch. Was sollte er beginnen, sich und die Geliebte aus der sie beide umgarnenden Gefahr zu befreien? Dazu gab es nur ein einziges Mittel, und schnell faßte er in diesen schwersten Augenblicken seines Lebens den Entschluß, der dem Kampf ein Ende machte. Mild und doch mit aller Bestimmtheit sprach er: „Gerlinde, wir müssen scheiden."

Fragend, verständnislos blickte sie ihn an.

„Ich meine, es ist ratsam, nein, nötig, daß wir uns auf eine Weile trennen," erklärte er schonend, ihre Hand

mit ſeinen beiden umfaſſend. „Seht Ihr das ein, Gerlinde?“

Da ſank ihr wie geknickt das Haupt auf die Bruſt, aber kein Laut kam mehr von ihren Lippen. Sie entzog ihm ihre Hand und ging ſtill davon.

„Lebt wohl, Gerlinde!“ rief er ihr nach, „ich reite morgen heim nach Reppechowe.“

Sie erwiderte nichts, wandte ſich nicht nach ihm um, ſchritt langſam die Stufen vollends hinab und verſchwand in der dämmrigen Nacht.

Eike blieb auf dem Altan in tiefen Gedanken. Er hatte getan, was er als ehrlicher, gewiſſenhafter Menſch und als Gaſt des Grafen tun mußte, aber ihm war wund und wehe im Herzen. Einem Traumwandler gleich begab er ſich durch den Garten zum Schloſſe.

Hell und heiter ſchien der zunehmende Mond vom Himmel, und von der Dirnitz her ſcholl jauchzender Geſang.

Siebzehntes Kapitel.

Halb betäubt von dem Mißerfolg ihrer erregten Aussprache mit Eike langte Gerlinde in ihrem Schlafgemach an, bemerkte aber trotzdem den beobachtenden Blick Melissas, der mit einem schlauen Lächeln über sie hinglitt. Das Lächeln wich jedoch schnell einem Ausdruck des Erschreckens vor den verstörten Zügen der Gräfin. Auch das sah Gerlinde noch. Melissa wußte also nicht allein, warum sie so lange auf ihre Herrin hatte warten müssen und mit wem sich diese versäumt hatte, sondern auch, daß die Zusammenkunft in nächtlicher Stunde keine erfreuliche gewesen war.

Sie machte sich nichts daraus, mochte jene denken, was sie wollte, ihr war jetzt alles gleichgültig. Die Erde hatte keine Blüten, der Himmel keine Sterne mehr, da einer von ihr schied, ohne den ihr das Leben zu einem jämmerlichen Schattenspiel wurde.

Kein Schlummer senkte sich lind und heilsam auf Gerlindes tränennasse Augen und erlaubte ihr, von dem ihr versagten Glücke wenigstens zu träumen, dessen Verwirklichung sie von der Allmacht der Liebe so sehnlichst erhofft hatte. Mit grausamer Zähigkeit hielt sie der Gedanke wach,

daß Eike von Repgow ſie morgen verlaſſen würde. Sie ſollte ihn nicht mehr ſehen, nicht mehr hören, nicht mehr an ſeinem Schaffen teilnehmen. Auch dieſes Glück hatte ſie ſich mit ihrem leidenſchaftlichen Vorgehen verſcherzt, und den, dem ſie es verdankte, vertrieb ſie aus der ihm lieb gewordenen Stätte, von wo das Werk mit dem aufſteigenden Ruhme ſeines Schöpfers in die ſtaunende Welt hatte hinauswandern ſollen.

Und dabei mußte ſie ſich zu ihrer Beſchämung noch geſtehen, daß Eike mit ſeiner Ablehnung ihres Verlangens nach innigerem Verkehr im Rechte war und nicht anders handeln konnte, wenn er den Burgfrieden nicht gefährden und den ſchönen Einklang fröhlicher Gaſtfreundſchaft nicht verſtimmen wollte.

Aber über die Trennung von ihm konnte ſie nicht hinwegkommen, konnte ſich kein Bild davon machen, was werden würde, wenn er nicht mehr hier war. Sie wollte auch morgen nicht Abſchied von ihm nehmen, weil ſie es nicht wagte, ſich die Kraft nicht zutraute, ihm, ehe er zu Pferde ſtieg, in Gegenwart ihres Gatten die Hand zu reichen und lachenden Mundes zu ſprechen: Auf Wiederſehen!

Wiederſehen? ja, wie war das denn? Eike hatte geſagt: „Wir müſſen uns eine Weile trennen.“ Eine Weile! wie ſchätzte er denn die Zeit? auf Tage oder auf Wochen? Darüber hatte er ſich ihres Wiſſens nicht geäußert, und ſie ſchöpfte daraus die Hoffnung, daß er binnen kurzem wiederkommen würde. Nur eines war ihr noch unerfindlich. Wie wollte er dem Grafen gegenüber ſeine plötzliche Abreiſe begründen? denn die Wahrheit, daß er ihretwegen ginge, durfte er ja nicht ſagen. Dafür einen glaubhaften Vorwand zu erſinnen mußte ſie ihm überlaſſen, ihm dabei helfen konnte und wollte ſie nicht.

Noch lange floh ſie der Schlaf. Endlich aber erbarmte er ſich ihrer und deckte den dicht gewobenen Schleier des Vergeſſens über ſie.

Auch für Eike war dieſe Nacht eine ruheloſe. Nicht, daß er wieder wankend wurde und ſich noch einmal überlegte, was er tun oder laſſen ſollte. O nein! ſein Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt in ihm. Morgen wollte er Burg Falkenſtein auf Nimmerwiederkehr verlaſſen; es mußte ſein. Gerlinde hatte den am Heidenquell eingegangenen Vertrag gebrochen und damit ſich und ihn in eine auf die Dauer unhaltbare Lage gebracht. Was bis jetzt ſcheu und verborgen als beſeligendes Geheimnis zwiſchen ihnen gewaltet hatte, war gegen die Abrede ſchweigenden Entſagens an das Licht gezogen worden und hatte, frank und frei ausgeſprochen, ſeinen zarteſten Duft und Schmelz eingebüßt. Aber das nicht allein. Nach der beiderſeitigen Offenbarung ihrer Liebe würde die bisher bewahrte Vorſicht in ihrem Benehmen zueinander mehr und mehr ſchwinden und die Gefahr der Entdeckung ihres verpönten Herzensbundes mit jedem Tage wachſen, wenn er jetzt noch hier bliebe.

Noch ahnte Graf Hoyer nichts und ſchenkte dem als Gaſt unter ſeinem Dache hauſenden unbegrenztes, unbedingtes Vertrauen, das ſchändlich zu mißbrauchen Eike ein entſetzlicher Gedanke war. Schlimm genug ſchon, daß er dem edlen Manne den wahren Grund ſeines Abſchieds zu verhüllen, mit Lug und Trug unter die Augen treten mußte.

Das konnte er ſich nun leider nicht erſparen und hatte auch ſchon eine geſchwinde Ausflucht bei der Hand. Er wollte ſagen, er müſſe ſtracks nach Reppechowe reiten, um ſich eine Anzahl von ſeinen dort noch befindlichen

Aufzeichnungen zu holen, die er früher als überflüssig erachtet hätte, deren er jedoch, wie er sich jetzt überzeugt, durchaus benötigt wäre. Forschte der Graf, wie zu erwarten war, nach der Ursache seines langen, seines gänzlichen Ausbleibens, so würde sich später wohl auch dafür eine annehmbare Erklärung finden lassen.

Das Gesetzbuch war zu drei Vierteln fertig; das letzte Viertel mußte Eike nun zu Hause schreiben, eine ihn keineswegs lockende Aussicht. Wilfreds Hilfe würde ihm gewiß manchmal dabei fehlen, aber das war das wenigste. Was alles andere er dabei schmerzlich entbehren würde, — daran mochte er gar nicht denken.

Früh morgens erhob er sich vom Lager. Sein letzter Tag auf dem Falkenstein war angebrochen, und nun stand er vor einem Abschnitt, an einer Wendung seines Lebens. Wie traurig würde er in ein paar Stunden den Berg hinunter reiten, den er vor wenigen Monaten so freudig heraufgeritten war! Von einem wehmütigen Gefühl durchschauert trat er ans Fenster, um das fesselnde Bild, das sich ihm hier bot, noch einmal tief in sich einzusaugen. Er schaute zu den Bergen hinüber, in das breite Tal hinab und auf den herbstlich bunten Wald, den er in sprossendem Frühlingsgrün gesehen hatte. Dort drüben hatte er einst gerastet und mit spähenden Augen Gerlindes Kemenate gesucht, als von Süden her der Adler geflogen kam, der ihm, wie er träumte, einen Gruß vom Kaiser Friedrich brachte. Jetzt zogen, vom Westwind getrieben, graue Wolken über das Tal hin, und kein Fleckchen blauen Himmels zeigte sich ihm zu einem freundlichen Fahrewohl.

Er kehrte sich vom Fenster ab seinem Gemache zu und ließ sinnend den Blick auf seinem Schreibtisch ruhen,

wo er die langen Tage geſeſſen und an ſeinem Geſetzbuch geſchrieben hatte. Gerlinde und das Sachſenrecht, das waren die feſten Pole, um die ſich ſein Daſein hier gedreht hatte. Das Buch nahm er mit ſich, aber von der Geliebten mußte er ſcheiden. Doch er wollte nicht weich werden, mußte ſich zur Reiſe rüſten, ſeinen Mantelſack packen und dann Abſchied nehmen.

Als er dem Bücherrück zuſchritt, ſeine Papiere zu ſammeln, fiel ihm noch eine Liſt ein, die ſeine Abſicht, auf immer davonzugehen, beſſer verdeckte als gefälſchte Worte. Er wollte außer ſeinem fertigen Manuſkript nebſt Wilfreds Abſchriften davon nur das einſtecken, deſſen er zur Fortſetzung des Werkes noch bedurfte, alles übrige aber zurücklaſſen, als ob er bald wiederkommen und hier weiter arbeiten würde.

Das Einpacken war ſchnell beſorgt, und nun war es Zeit, dem Grafen ſeinen Entſchluß mitzuteilen und die Veranlaſſung dazu auseinanderzuſetzen. Eike machte ſich alſo auf den Weg, und das wurde ihm ein ſehr ſchwerer Gang.

Graf Hoyer nahm das ihm dringlich Vorgeſtellte als hinreichenden Grund zu einer Heimfahrt gläubig hin, fragte jedoch: „Kann denn die dir fehlenden Schriften nicht Sibold holen?“

„Nein, ſie ſind eingeſchloſſen, und ich muß auch ſelber wählen, um die richtigen herauszufinden,“ erklärte Eike.

„Nun, wenn du dieſerhalb durchaus nach Reppechowe mußt, ſo reite in Gottes Namen hin,“ ſagte der Graf, „ich reite mit.“

Eike erſchrak nicht wenig, denn dieſes gutgemeinte Anerbieten warf ſeinen Plan völlig über den Haufen. Der Graf würde nicht ohne ihn umkehren, ſondern ihn

mit einigen zum Schein zuſammengerafften Papieren ſofort wieder nach dem Falkenſtein entführen wollen. Dem mußte er vorbeugen und dem alten Herrn das Mitreiten auszureden ſuchen.

„Herr Graf," begann er in fürſorglichem Tone, „zur Elbe hin iſt es ein weiter Weg."

„Bis an die Elbe will ich dich auch nicht bringen," erwiderte Hoyer. „Nur eine kleine Strecke will ich dich begleiten, muß einmal wieder in den Sattel und fühle mich jetzt geſund und kräftig genug dazu. Wann willſt du abreiten?"

„In dieſer Stunde noch, wenn es Euch genehm iſt," entgegnete Eike erleichtert aufatmend. „Mein Mantelſack iſt gepackt und mein Pferd beſtellt."

„Und wann gedenkſt du wiederzukommen?"

Dieſe verfängliche und doch ſo natürliche Frage trieb den eben erſt aus einer ſchlimmen Verlegenheit Entſchlüpften aufs neue in die Enge. „Wann ich wiederkomme, — ja — das — das hängt von den Umſtänden ab, das kann ich auch nicht annähernd beſtimmen, muß zu Hauſe einen ganzen Stapel von loſen Blättern und Zetteln durchmuſtern, und das wird wohl mehrere Tage in Anſpruch nehmen," gab er ſtockend zur Antwort.

„So ſo! hm!" machte der Graf kopfſchüttelnd. „Na, dann alſo vorwärts! ich werde mich zum Aufſitzen bereit machen."

Als ſie ſich eine halbe Stunde ſpäter auf dem Burghof trafen, wo die Pferde ihrer ſchon harrten, richtete der Graf dem ſehr ernſt geſtimmten Freunde aus: „Meine Frau läßt ſich entſchuldigen, weil ſie noch in ihrem ſchlichteſten Morgengewand iſt. Ich habe ihr geſagt, daß und warum du uns auf einige Tage verlaſſen müßteſt.

Sie wünſcht dir mit ihrem beſten Reiſeſegen glückliche Fahrt.“

Dann ſchwangen ſie ſich in die Bügel, und Eike ritt mit dem Grafen ab, weil er nicht zum Schelmen an ihm werden wollte.

Unten im Tale blickte er noch einmal zur Burg empor, aber kein Schleier, kein Tuch winkte ihm von oben einen Abſchiedsgruß zu.

Achtzehntes Kapitel.

Geräuſchvoll hatte Eikes Gegenwart nie gewirkt. Er hatte tagaus, tagein ſtill in ſeinem Zimmer geſeſſen und geſchrieben, immer geſchrieben, aber nun, nach ſeinem Abgange, ſchien es in der Burg noch ſtiller geworden zu ſein. Er fehlte allen, denn alle bis zum unterſten Knecht und zur jüngſten Magd hatten ihn lieb gewonnen und die wenigen Dienſte, deren der anſpruchsloſe, leutſelige Gelehrte bedurfte, gern geleiſtet. Am ſchmerzlichſten vermißte ihn Gräfin Gerlinde, obwohl ſeine Abweſenheit, nach der Andeutung des Grafen, nur von kurzer Dauer ſein ſollte. Sie vermied es, ihren Gemahl zu fragen, ob Eike unterwegs etwas über den mutmaßlichen Tag ſeiner Rückkehr geäußert hätte, ſo ſehr ſie auch darauf brannte, dies zu erfahren, um ihm einen feſtlichen Empfang bereiten zu können. Dem Türmer hatte ſie ſchon anbefohlen, einen laut ſchmetternden Ruf zu blaſen, ſobald er den Gaſt im Tale heranreiten ſähe.

Als ſie einmal ſein Zimmer mit einer Andacht, als wäre es ein Heiligtum, betrat, ſah ſie dort, welch eine Menge von Schriftſtücken er zurückgelaſſen hatte, die er alle noch bearbeiten wollte; alſo wiederkommen mußte er.

Auch ſie ſelber war, als er abritt, mit ihrer Stickerei für ihn noch nicht fertig, an der ſie, des Entfernten gedenkend, emſig weiter wirkte. Dennoch waren es trübe Stunden, die ſie am Rahmen verbrachte, von keinem Sonnenſtrahl freundlich erhellt, denn der Himmel hatte ſich in Dunſt und Wolken gehüllt, und der Wind ſummte eine ſchwermütige Weiſe um die Zinnen der Burg, zu der die Wetterfahne mißtönig knarrte. Sonſt hatte ſich Gerlinde mit fleißigen Fingern allmählig an die Mittags- und Abendmahlzeit herangeſtichelt in der frohen Gewißheit, den Geliebten ſich dann gegenüber zu haben. Wenn Meliſſa ſie jetzt zu Tiſche rief, ſchnellte ſie nicht wie der Vogel vom Aſt flink vom Stuhl empor, ſondern erhob ſich läſſig und unluſtig, blickte nicht in ihren ſilbernen Handſpiegel, ſich das wellige Haar an Stirn und Schläfen zu ordnen, und eilte nicht beflügelten Schrittes zum Speiſeſaal.

Auch Graf Hoyer war in keiner erbaulichen Verfaſſung. Der Ritt in Eikes Begleitung, den er weiter ausgedehnt als er ſich vorgenommen, hatte ihm nicht gut getan. Dazu kam, daß er jetzt etwas entbehren mußte, was ihm zu einem ſeeliſchen Bedürfnis geworden war, die Beſprechungen mit Eike über deſſen Werk. Dieſe empfindliche Lücke in ſeinem täglichen Leben machte ihn oft übellaunig, worunter auch Gräfin Gerlinde zu leiden hatte.

Der einzige, der Eikes Verſchwinden nicht bedauerte, war Wilfred, weil er nun von aller Laſt und Plage befreit war und ſeine Zeit verwenden oder vielmehr totſchlagen konnte, wie es ihm gefiel. Er beſuchte ſein liebes Füchslein draußen im Walde, lungerte in den Ställen bei Roſſen und Rüden herum, ſtörte mit Geſchwätz und läppiſchen Flauſen das Burggeſinde bei der

Arbeit, begegnete aber allen neugierigen Fragen nach der Urſache und der Dauer von des Ritters Abweſenheit mit der geheimniskrämeriſchen Ausrede, daß er als Eingeweihter zum Schweigen verpflichtet ſei und nichts verraten dürfe.

Eike hatte ſich unter demſelben Vorwande von ihm verabſchiedet, den er dem Grafen Hoyer gegenüber gebraucht hatte. Wilfred aber glaubte nicht recht an das Herbeiholen noch anderen ſchriftlichen Stoffes, ſondern ſah darin nur einen ziemlich fadenſcheinigen Deckmantel für die unbegreifliche Flucht, die ihm einen etwas verdächtigen Anſtrich hatte. Einen Zwiſt zwiſchen der Herrſchaft und dem Gaſte konnte es nicht gegeben haben; ſonſt hätte der Graf ihn nicht begleitet. Da mußten alſo andere, ſchwerwiegende Gründe vorliegen, die er noch nicht zu durchſchauen vermochte. Er wußte nur, daß Eike nicht alle Aktenbündel mit ſich genommen hatte, und es ſtachelte ihn, herauszukriegen, welche Papiere er hier zurückgelaſſen hatte. Zu dem Zwecke ſtahl er ſich in des Ritters Zimmer, durchſtöberte die dort noch lagernden Schriftſtücke und fand, daß nur die in dem Geſetzbuche bereits verarbeiteten hiergeblieben waren, die anderen, ihrer Benutzung noch harrenden aber in dem Regal fehlten. Daraus folgerte er, daß der von hier Ausgerückte ſein langweiliges Buch in Reppechowe fertig ſchreiben, alſo nicht wiederkommen wollte, eine Entdeckung, die ihn überaus fröhlich ſtimmte, die er jedoch für ſich zu behalten beſchloß, weil er ſie vielleicht irgendwie zu ſeinem Vorteil verwerten konnte.

Auch Meliſſa zerbrach ſich den Kopf über Eikes plötzliche Abreiſe, doch ſollte ihr des Rätſels Löſung nicht lange zu ſchaffen machen. Nach einigen Tagen fing die Gräfin aus freien Stücken an, davon zu ſprechen und das in wohlerwogener Abſicht.

Gerlinde war überzeugt, daß ihre ſcharfſichtige, hellhörige Gürtelmagd längſt wußte oder wenigſtens ahnte, wie ſie mit Eike ſtand, wollte aber nicht, daß ſich Meliſſa über ſeine Entfernung eine falſche Meinung bildete und eine ehrenrührige, ſeinem Rufe ſchadende Veranlaſſung dazu vermutete. Darum ſagte ſie eines Morgens ſo beiläufig: „Nächſtens wird auch Herr von Repgow wiederkommen, Meliſſa; wir können ihn jetzt faſt jeden Augenblick erwarten. Er iſt nach ſeinem Lehen an der Elbe geritten, um ſich noch einige ihm nötige Schriften für ſeine Arbeiten zu holen.“ Meliſſa äußerte, ſich in die Seele der Gräfin verſetzend, ihre lebhafte Freude darüber und ſchob die ihr an der Gebieterin bisher völlig fremde Unſicherheit und Befangenheit bei der Mitteilung auf die Ungeduld des Hoffens und Harrens, die ſie ihr ſeit dem Abzuge des Ritters deutlich anſah.

Zum Teil hatte ſie das Richtige damit getroffen, aber nicht ganz. Es war nicht bloß Ungeduld, es war ſchon Zagen und Bangen, was ſich der Vereinſamten mehr und mehr bemächtigte.

Gerlinde hatte ſich die Friſt bis zu Eikes Wiederkehr ſo berechnet: zwei Tage für den Hinweg nach Reppechowe, höchſtens zwei für den Aufenthalt dort zur Auswahl der Skripturen und zwei für den Rückweg, alſo zuſammen, reichlich bemeſſen, ſechs Tage, und heute waren ſchon acht nach ſeinem Wegritt verfloſſen. Das beunruhigte ſie und weckte ihr Zweifel, ob er überhaupt jemals wiederkommen würde.

Dieſe Sorge entging der treuen Dienerin nicht, und nun verſuchte ſie, den ſich mit jedem Tage ſteigernden Trübſinn ihrer lieben Herrin mit beſcheiden tröſtlichem Zuſpruch nach Möglichkeit zu vertreiben. Dazu ſchüttelte Gerlinde nur traurig das Haupt, ſeufzte und ſchwieg.

Verdüſtert und vergrämt ſaß ſie endlos lange Stunden in ihrem Zimmer, fand auch am Stickrahmen keine Linderung und Stillung ihres Schmerzes, und ihre Hoffnung auf ein Wiederſehen mit dem Geliebten ſank und ſank.

Da, in ihres Herzens bitterer Not, nahm ſie ihre Zuflucht zur Harfe, ſpielte erſt eine ſanft hinſchwebende Melodie, ſchlug dann bewegtere Töne an und ſang dazu:

Ein Falke ſtrich daher im Forſt,
Und als er hier gebaut den Horſt,
Da hab' ichs kommen ſehen.
Ich ſpürte ſeiner Flügel Schlag
Wie Koſewind am Maientag
Mich wonniglich umwehen.

Ich hätt' ihn gerne mir gezähmt,
Vor ſeiner Augen Blick beſchämt
Mußt' ich die Wimpern ſenken.
Ich habe ſeinem Wort gelauſcht,
Mich aufgerichtet, mich berauſcht
An ſeinem kühnen Denken.

Mit Geiſtes Kraft bezwang er mich,
Stolz, immer ſtolzer ſchwang er ſich
Empor ob meinem Haupte.
Ich folgte ſeinem hohen Flug,
Weil Sehnſucht hin zu ihm mich trug,
Der meine Ruh mir raubte.

Nun aber über Berg und Tal
Iſt er zu meines Herzens Qual
Von dannen doch gezogen.
Wann kehreſt du zu mir zurück,
Wie weit, mitnehmend all mein Glück,
Haſt, Falk, du dich verflogen?

Bei dem einen Liede blieb es nicht. Sie behielt die Harfe im Arm, drückte ſie an ihre wogende Bruſt und ſtarrte, auf der Wolfsbank ſitzend, mit feucht ſchimmernden Augen ins Leere. Dann hub ſie wieder an:

Vergebens in die Ferne
Tauch' ich den müden Blick,
Umſonſt frag' ich die Sterne:
Wie lenkt ihr mein Geſchick?

O laßt dies Leben enden
Und ſchiebt den Riegel vor,
Nichts hat mehr zu verſchwenden,
Wer alles ſchon verlor.

Ich wandelte auf Wegen,
Beglänzt von Sonnenſchein,
Jetzt möcht' ich ſtill mich legen
Ins dunkle Kämmerlein.

Mir blühten ringsum Roſen
In funkelhellem Tau,
Jetzt iſt in Sturmes Toſen
Der Himmel wolkengrau.

Und aus den Saitenſträngen
Kein Lied mehr davon ſchallt,
Was mir mit Wunderklängen
Im Traum nur widerhallt.

Auch damit hatte ſie noch nicht genug; es lag ihr zu vieles auf der Seele, was herunter mußte, und noch einmal begann ſie in ihrer Gefühle wehmutvollem Drang:

Blätter fallen nieder,
Blumen welken auch,
Doch ſie kommen wieder
Mit des Frühlings Hauch.

Iſt das Herz gebrochen,
Blüht es nimmer neu,
In den Wind geſprochen
Waren Lieb und Treu.

Was man nie beſeſſen,
Läßt man leicht zurück,
Schwer iſt zu vergeſſen
Ein verlornes Glück.

Mein kann ich nicht nennen,
Was so lockend gleißt,
Daß man soll erkennen,
Was entsagen heißt.

Ach, ich will entsagen,
Aller Hoffnung bloß,
Schweigend will ich tragen
Mein verzweifelt Los.

Dürft darum nicht wähnen,
Daß mein Herz versteint,
Saht ja nicht die Tränen,
Die ich Nachts geweint.

Ganz leise nur waren die Worte ihren Lippen entflohen, und es war ihr, als hätte nicht sie mit dem Spiel ihrer Finger die Töne aus den schwirrenden Saiten hervorgebracht, sondern als wäre die Harfe wie eine andere, teilnehmende Sängerin mit eigener, lebendiger Stimme zur Begleitung eingefallen. Danach erhob sie sich langsam, hängte die Harfe wieder an die Wand und sprach schmerzbewegt: „Verstumme nun, du traute Genossin meines Leides! Dies wird das letzte Lied gewesen sein, das wir zwei miteinander gesungen haben." —

Die Fanfare des Türmers erklang noch immer nicht, so sehr auch alles, was Ohren hatte in der Burg, darauf wartete und horchte. Denn der Wächter auf der Plattform des Bergfrieds hatte es allen gesagt: „Wenn ihr mich jetzt einmal recht laut und lustig tuten hört, so bedeutet das: unser Ritter kommt wieder. Die Gräfin hat's befohlen, ich soll ihn in alle vier Winde ankündigen, daß die Füchse im Bau und die Ratten in ihren Löchern die Lauscher spitzen."

„Da könnt ihr lange warten!" hatte Wilfred dazu listig in sich hineingekeckert. „Den bläst hier kein Horn-

ſtoß wieder an.“ Seit er unbeſchränkte Freiheit hatte, war der Leichtfuß voll Übermut und lief, wann und wo es nur anging, Meliſſa nach, bei der er jetzt mehr denn je in Gunſt ſtand, weil er zu ihrer Freude in der Dirnitz öfter mit ihr getanzt hatte als mit der ihr verhaßten Müllerstochter. Nun hatte er ſie aber jüngſt einmal belauert, wie ſie aus dem oberſten Ausguck des Schloſſes nach der Stelle hinlugte, wo die Landſtraße um die Berge in das Tal einbog. Das verdroß ihn, und als ſie auf den Burghof herabkam, warf er ihr vor: „Ich habe dich geſehen, wie du dir da oben den Hals ausreckteſt nach einem, in den du verliebt biſt, du falſche Katze! aber das nützt dir nichts, er kommt nicht wieder, der verſeſſene Rechtsklitterer.“

„Erſtens, Fred, bin ich keine falſche Katze, zweitens bin ich nicht verliebt in den Ritter, und drittens kommt er allerdings wieder; er holt ſich nur neue Schriftſtücke von ſeinem Lehngute,“ erwiderte Meliſſa.

„Jawohl! das hat er mir auch aufgebunden, nichts als eitel Flunkerei!“ höhnte Wilfred. „Ich ſage dir, er kehrt nicht auf den Falkenſtein zurück.“

„Warum ſollte er denn nicht zurückkehren?“ fragte Meliſſa. „Er iſt ja in Fried und Freundſchaft von hier geſchieden.“

„Er wird ſchon wiſſen warum.“

„Ach was, dummes Zeug, eine rein aus der Luft gegriffene törichte Einbildung von dir!“

„Wollen wir wetten, daß er nicht wiederkommt?“

„Ja! um was?“

„Um ſieben Küſſe.“

„Gleich ſieben auf einmal?“

„Auf einmal! einen nach dem andern natürlich.“

„Aber warum juſt ſieben? einer wäre wohl auch genug,“ meinte Meliſſa.

„Weil ſieben eine heilige Zahl iſt. Sieben Sakramente gibt es, ſieben Todſünden, ſieben Planeten, ſieben Weltwunder und ſieben freie Künſte. Sieben Tage hat die Woche und ſieben Heerſchilde das Lehnrecht," dozierte er großartig.

„Der gut abgerichtete Kloſterſchüler ſpukt dir noch im Kopfe, Fred, aber von dem Rechtsklitterer ſcheinſt du doch auch was gelernt zu haben," hänſelte ihn Meliſſa.

„Mehr als mich verlangte," lachte er. „Alſo gilt's? ſieben Küſſe! Wenn er von heute binnen zweimal ſieben Nächten nicht hier iſt, hab ich die Wette gewonnen."

„Meinetwegen!"

„Topp!" ſagte Wilfred, „er kommt nicht."

„Topp! er kommt," behauptete die Streitluſtige.

Er hielt ihr die Hand hin, und Meliſſa ſchlug ein.

„Was habt ihr euch denn ſo feierlich gelobt?" fragte herzutretend Goswig, der, hinter einer Säule des Brunnens verborgen, die miteinander Tuſchelnden heimlich beobachtet hatte. „Wollt ihr freien? Du haſt nichts, und ſie hat auch nichts als ihr hübſches Lärvchen und ihr ſchnippiſches Schleckermäulchen."

„Aber viel mehr Verſtand als unter einer gewiſſen Marderpelzmütze zu finden iſt," trumpfte Meliſſa den ſich ungerufen Einmiſchenden ab, der von der Wette und ihrem Preiſe glücklicherweiſe nichts gehört hatte.

„Wir haben gewettet," fügte Wilfred hinzu, „ob einer, den wir kennen, abends nach dem vierten oder fünften Kruge Bier noch Mann und Weib voneinander unterſcheiden kann."

„Laßt's doch einmal drauf ankommen, ihr beiden!" knurrte der Alte und zog ſich beleidigt in ſeinen Schmollwinkel, das Torſtübchen, zurück. —

Dem Grafen Hoyer wurde Eikes Abweſenheit, je länger ſie währte, je unverſtändlicher, denn er konnte ſie auf keine Weiſe mit der ihm dargelegten Abſicht des Freundes in Einklang bringen. Nun ließ es ihm keine Ruhe mehr; er wollte wiſſen, was dahinter ſteckte. Vielleicht konnte ihm Wilfred Auskunft geben. Sofort beſchickte er den Schreibgehilfen ſeines beurlaubten Gaſtes, um aus ihm eine Deutung von Eikes Verſchwinden herauszupreſſen.

Wilfred, der immer ein gebrochen Schwert und nie ein ganz reines Gewiſſen hatte, erſchien mit ängſtlich klopfendem Haſenherzen vor dem geſtrengen Burgherrn und war auf manches gefaßt, nur nicht auf etwas Erfreuliches.

Der Graf ſtellte jedoch in einem faſt gnädigen Ton die Frage an ihn: „Wilfred, hat dir Herr von Repgow Näheres über die Zeit ſeiner Wiederkehr geſagt?“

„Nein, Herr Graf! er wollte ſich nur noch einige Schriftſtücke für ſein herrliches Geſetzbuch holen,“ entgegnete Wilfred.

„Ganz recht,“ ſprach der Graf, „aber davon könnte er doch längſt wieder hier ſein.“

„Das hab' ich mir auch ſchon gedacht.“

„So! Du auch, — und was denkſt du dir ſonſt noch?“

Wilfred zuckte die Achſeln und erwiderte: „Nichts, Herr Graf! mich hat Herr von Repgow nicht ins Vertrauen gezogen.“

„Beſinne dich wohl! es kommt mir viel darauf an,“ ging ihm der Graf nun ſchärfer zu Leibe.

„Ich habe keinerlei Vermutung über den Verbleib des Ritters,“ log Wilfred unſicher und eingeſchüchtert.

„Du kannſt mir alſo nicht den geringſten Anhalt über die Pläne und Maßnahmen des Ritters geben?“ fragte der Graf noch einmal dringlich den vor ihm Zitternden.

„Ich glaube, Herr Graf —“

„Ach was, glauben! tu, was ich dir befohlen habe," ſchnitt ihm der Graf ſchnell das Wort ab und winkte ihm, zu gehen, denn in dieſem Augenblick war die Gräfin eingetreten, die von dieſem Geſpräch nichts wiſſen ſollte.

Wilfred, froh, daß das peinliche Verhör damit ein Ende hatte, machte ſich ſchleunig aus dem Staube.

Er war gerade auf dem Sprunge geweſen, ſeine Entdeckung in bezug auf die von Eike mitgenommenen und von ihm hiergelaſſenen Papiere einzugeſtehen. Wäre ihm dazu Zeit gelaſſen worden, ſo hätte der Graf erfahren, daß Eike niemals wiederkommen wollte, und das hätte zu Erörterungen im Schloſſe führen können, von denen ſich der diesmal Unſchuldige nichts Gutes verſprach. Dieſe Gefahr war durch den Eintritt der Gräfin abgewendet.

Gerlinde hatte mit ihrem Gemahl nur eine kurze Beſprechung über eine Wirtſchaftsangelegenheit, in der ſie ſeinen Rat zu hören wünſchte und nach deren Erledigung ſie ihn wieder verließ.

Dem Grafen war es aufgefallen, wie bleich und bekümmert ſie ausgeſehen hatte, und er brauchte nach der Urſache davon nicht zu ſuchen. „Eike fehlt ihr ebenſo wie mir," ſprach er zu ſich, „ſie härmt ſich um ihn, und das iſt ſehr begreiflich. Sie ſtanden ſo freundſchaftlich miteinander, er unterhielt ſie ſo gut, und ſie redete ſo gern mit ihm von ſeinem Werke, wie ich, ganz wie ich. Das ſoll nun alles mit einem Male vorbei ſein? nein! auch ich will ihn wiederhaben, und ihr bereite ich eine Freude, wenn ich ihn wieder einfange und ſie eines ſchönen Tages mit ſeiner Rückkehr überraſche.

Er erhob ſich und ſchritt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. „Wenn ich reiten könnte, holt'

ich ihn mir ſelber. Aber ſchreiben werd' ich ihm, einen geharniſchten Brief, der ihm an Herz und Nieren geht. Scharruhn muß damit hin zu ihm und mir den Abtrünnigen heranſchaffen."

Er beſchied den Wildmeiſter, auf den er ſich unbedingt verlaſſen konnte, zu ſich und eröffnete ihm: „Scharruhn, du mußt morgen zu Herrn von Repgow reiten nach Reppechowe, gegenüber von Aken an der Elbe, darfſt aber keiner Menſchenſeele ſagen, wohin dein Weg geht, hörſt du? keiner Menſchenſeele, auch nicht der Gräfin und keinem vom Burggeſinde. Ich werde dir einen Brief mitgeben, und nicht Antwort ſollſt du mir darauf bringen, ſondern den Ritter ſelber, wie er geht und ſteht, und läßt keine Ausrede, keine Entſchuldigung von ihm gelten. Biſt du im klaren, Alter?"

„Wie ein Schweißhund auf friſcher Fährte, Herr Graf!"

„Gut! dann ſattle nach der Morgenſuppe. In vier, ſpäteſtens fünf Tagen erwarte ich dich mit dem Ritter zurück. Den Brief werde ich dir heute noch hier in meinem Zimmer einhändigen, ehe du zum Abendtrunk in die Dirnitz gehſt."

„Es wird alles ſo geſchehen, wie Ihr befehlt, Herr Graf," ſprach der Wildmeiſter, verneigte ſich ehrerbietig und trat ab.

Abends ſtellte er ſich wieder ein und nahm den Brief in Empfang, der folgendermaßen lautete:

Eike von Repgow!

Wo bleibſt Du? warum kommſt Du nicht wieder? was ſoll ich davon denken? Du fehlſt uns, mir und der Gräfin, an allen Ecken und Enden, und wir wollen Dich wiederhaben. Wahrſcheinlich haſt Du Dich dort in die gefundenen Schriften verbiſſen und vergißt uns darüber ſtatt mit ihnen zu uns zurückzukehren und

hier weiter zu arbeiten. Du haſt Dein Buch manchmal unſer Buch genannt, und nun willſt Du mich der größten, der einzigen Freude meiner letzten paar Jahre berauben, daran teilzunehmen? Das darfſt Du mir nicht antun, Eike! Ich beſchwöre Dich: komm wieder! Der Wildmeiſter hat gemeſſenen Befehl, Dich uns zurückzubringen, und wir laſſen ihn nicht über die Zugbrücke ohne Dich. Dixi. Auf Wiederſehen, mein Eike!

Hoyer von Falkenſtein.

Am andern Morgen ritt der mit ſo dringender Botſchaft Betraute in ſeinem beſten Jagdkoller, Weidmeſſer an der Hüfte, von der Burg ab. Am Tore fragte ihn Goswig: „Wo hinaus hoch zu Roſſe?“

„Ins Thüringerland zum Brautlauf,“ gab ihm der im Sattel zur Antwort. „Hab' da noch eine Feinsliebſte ſitzen; die will ich heimführen.“

„Da wird's aber Zeit mit dem Kränzlein,“ lachte Goswig. „Wird wohl ſchon eine recht ehrwürdige Jungfrau ſein, oder iſt's eine gut erhaltene Wittib mit einem erklecklichen Sparpfennig zu unterſt in der Truhe?“

„Wart' es ab, alter Kettenhund, und belle ſie nicht an, wenn ich mit ihr meinen Einzug halte,“ erwiderte der Weidmann.

„Na dann Heil und Segen zum fröhlichen Beilager, du übermütiger alter Hageſtolz!“ rief ihm der Torhüter nach.

Neunzehntes Kapitel.

Trägen Ganges glitten inhaltleere Tage am Falkenstein vorüber; keiner brachte den entflohenen Gast zurück, aber jeder belud das Herz der Gräfin mit schwererem Leid. Nirgend hatte sie Ruhe, durchirrte die Treppen und Flure des Schlosses, horchte auf jedes Geräusch draußen, auf jeden Hufschlag im Burghof, und jeden ihr zufällig Begegnenden, Mann wie Magd, sah sie erwartungsvoll an, ob er ihr nicht melden wollte: der Ritter von Repgow ist wieder da. Auch von ihm selber kam keine Botschaft, keine Entschuldigung seines langen Fernbleibens; er hatte die hier um ihn Trauernde vergessen.

Ihr Andenken aus seiner Seele verbannt, ihre Liebe von ihm verschmäht, ihr ganzes Dasein vor ihm versunken wie ein in bodenlose Tiefe geschleuderter Stein, das war mehr als Gerlinde zu tragen vermochte.

„Gott im Himmel, gib ihn mir wieder!“ betete sie mit gerungenen Händen. „Ich gelobe, mich seinen strengsten Befehlen zu unterwerfen; kein Wort, kein Blick und kein Seufzer soll ihm fürderhin etwas von der verzehrenden Glut ungestillter Sehnsucht verraten, an der ich ohne ihn elend zugrunde gehe.“

Ach, sie wußte wohl, daß Gebet und Gelübde umsonst

waren; ihr blieb kein Schimmer von Hoffnung auf ſein Wiederkommen.

Schon mehrmals hatte ſich ihr in der Abenddämmerung ihres einſamen Zimmers ein aus dem Dunkel heranſchleichendes Geſpenſt genaht, deſſen Geiſterhauch ſie mit kaltem Schauder ſpürte. Anfangs hatte ſie die Kraft beſeſſen, den Dämon mit frommer Entrüſtung von ſich zu weiſen, doch er kehrte wieder, wich und wankte nicht und hängte ſich an ſie wie ihr Schatten. Sie gewöhnte ſich an ihn, befreundete ſich mit ihm, und bald erſchien er ihr nicht mehr als Dämon, ſondern als ein Erlöſer aus folternden Qualen. Es war der Gedanke, aus dem Leben zu ſcheiden, da Eike von ihr geſchieden war, und endlich reifte der Plan zum Entſchluß, über deſſen Ausführung in einer unentdeckbaren Weiſe ſie nun ernſtlich nachſann.

Ein Dolchſtoß ins Herz würde ſich als eigene Tat offenbaren und ſchonungsloſe Fragen nach dem Beweggrunde zur Folge haben. Es gab ſteil abfallende Felſen hier in der Umgegend, und ein Fehltritt würde den Abſturz erklären, aber das war ihr nicht ſicher genug; dabei könnte ſie ſich, ſtatt die Vernichtung zu finden, vielleicht nur eine mäßige Verletzung zuziehen, mit der ihr nicht gedient war. Sie dachte an die ägyptiſche Königin Kleopatra, die ſich eine Schlange an den Buſen ſetzte, aber die Schlangen waren ihr ein zu widerwärtiges Gezücht, und es gab ja noch andere Gifte als Schlangengift. Ha! jetzt hatte ſies.

Großmutter Suffie, die das Gras wachſen hörte, die Sprache der Vögel verſtand, die Säfte aller Pflanzen kannte und damit Menſchen geſund und krank machen konnte, die ſollte ihr raten und helfen. Ohne Säumen trat ſie den Weg zur Talmühle an. —

Die Gräfin und die uralte Müllerin waren seit Jahren schon gute Nachbarn und Gefreunde. Gerlinde hatte die in vielen Dingen Wohlbewanderte öfter besucht, sich an ihrer abergläubischen Spruchweisheit ergötzt und ihre nützlichen Winke über Landesbrauch und Gewohnheit, Hausarzneien und Heilmittel nicht zu ihrem Schaden befolgt. Suffie hatte ihr immer willig des langen und breiten Auskunft gegeben, und zu diesen Unterredungen ließen sämtliche Beutlings nach ehrfürchtiger Begrüßung der Herrin die zwei stets unter sich allein in der Stube.

Suffies faltenreiches Gesicht glänzte in Freuden auf beim Erscheinen der Gräfin, und kaum daß diese Platz genommen hatte, wurde sie von der Geschwätzigen mit einem Schwall von Fragen überschüttet, wie sie den Sommer verlebt, ob sie fleißig gestickt, täglich Harfe gespielt und gesungen und was sie sonst noch getan und getrieben, da sie sich seit undenklicher Zeit nicht in der Mühle hätte blicken lassen. „Freilich," fügte sie, ohne auf die Antwort zu hören, hinzu, „Ihr habt einen Gast im Schlosse, einen vornehmen, jungen Ritter, der Euch geflissentlich mit minniger Kortasie aufwarten wird. Da ist es nicht zu verlangen, daß Ihr Euch auf eine alte, verschrumpelte Unke besinnt wie ich bin."

„Unkenhaft schaut Ihr nicht aus, Großmutter," versicherte die Gräfin. „Schon das lustige Gefunkel Eurer Augen straft Eure Worte Lügen."

„Die Augen, ja, die tun noch allweg ihren Dienst," versetzte Suffie. „Ich erkenne noch genau, wohin die Wetterfahne oben auf Eurem Dache zeigt."

Auch vom Grafen Hoyer, von Wilfred, von Melissa und noch mehreren ihres Hofstaates mußte Gerlinde erzählen, denn die neugkeitsüchtige Alte wollte über alle Burgbewohner auf dem laufenden erhalten sein.

Digitized by Google

Schnell verbarg er sich hinter einem noch ziemlich belaubten Busch, um Gerlinde beobachten zu können.

(S. 219.)

Die Gräfin ſaß wie auf Kohlen vor Ungeduld, die eigenartige Veranlaſſung ihres Beſuches anbringen zu können. Endlich gelang ihr dies. „Großmutter Suffie,“ begann ſie mit erregt haſtender Stimme, „ich komme, Euch einmal wieder um einen guten Rat zu bitten. Ihr wißt ja mit allerlei Ziefer und Zauber Beſcheid; nun ſagt mir, wie wir uns der abſcheulichen Ratten erwehren ſollen, die auf dem Falkenſtein in erſchreckender Weiſe überhand nehmen. In die aufgeſtellten Fallen gehen ſie nicht mehr, und die Hunde werden auch nicht Herr über die entſetzliche Plage. Was ſollen wir dagegen tun?“

„Da müßt Ihr den Beſtern Gift legen, gnädigſte Frau Gräfin!“ erklärte Suffie ohne Bedenken.

„Ja, Gift, — das wird ſchwer zu haben ſein,“ meinte die Burgfrau vorſichtig, Suffies Anerbieten erwartend, es ihr beſchaffen zu wollen.

„Nichts leichter als das!“ lachte die Alte. „Tollkirſche iſt das Beſte, zu dem ich Euch raten kann; das räumt im Umſehen unter dem garſtigen Viehzeug auf, denn es wächſt nichts Giftigeres im ganzen Gebirge.“

„Wächſt es auch hier?“ fragte Gerlinde begierig.

„Am Heidenquell wuchert es, Frau Gräfin! Kennt Ihr den?“

Am Heidenquell! wie ihr der Name ins Herz griff! „Ob ich ihn kenne, Großmutter Suffie!“ ſagte ſie mit einem wehmütigen Lächeln. „Ihr ſelber habt mich ja einſt zu dem der Frau Holle geweihten wundertätigen Born hingewieſen.“

„Hab' ich? ach ja, ich erinnere mich,“ beſtätigte die alte Heidin. „Wenn man über die neunzig Jahre hinauskommt, wird das Gedächtnis immer ſchwächer; das werdet Ihr an Euch auch noch einmal erfahren, liebe, junge Gräfin. Wie alt ſeid Ihr denn?“

„Achtundzwanzig."

„O da habt Ihr ja noch ein ganzes, langes Leben voll Glück und Freuden vor Euch."

Gerlinde ſchwieg und blickte verlegen zu Boden. Dann bat ſie, ihr das Ausſehen der Tollkirſchen zu ſchildern, und lauſchte der Beſchreibung mit größter Aufmerkſamkeit.

Suffie belehrte ſie: „Es iſt ein krautartiger Strauch, etwa eine Elle hoch, mit länglichen, zugeſpitzten Blättern und glänzend ſchwarzen Beeren. Den müßt Ihr mitſamt den Wurzeln ausgraben, denn die Wurzeln und die Blätter ſind das Giftigſte an ihm, nicht die Beeren. Alſo nur die Wurzeln und die Blätter müßt Ihr in Waſſer zu einem dicken Brei einkochen und etwas Speck dazutun. Wenn davon ſo ein liebes Tierchen nur ein Fingerhütlein voll naſcht, dauert es keine Stunde, und es ſtreckt alle Viere von ſich."

„So raſch wirkt es?"

„So raſch geht es, ſo ſtark iſt das Gift," nickte die Sachverſtändige. „Ihr müßt deshalb mit aller Fürſichtigkeit dabei zu Werke gehen und Euch dann gleich die Hände waſchen, denn wenn Ihr nachher beim Sticken an den Finger leckt, um die Seide in das Nadelöhr zu fädeln, könnte es leicht um Euch geſchehen ſein. Aber Ihr werdet ja das Kochen nicht ſelbſt beſorgen."

„Doch, ich möchte keinen meiner Leute einer ſolchen Gefahr ausſetzen," fiel Gerlinde geängſtigt ein. „Ich habe in meinem Schlafgemach eine kleine Weingeiſtlampe, auf der ich mir zuweilen ein Tränklein gegen Heiſerkeit beim Singen braue."

„Gut, deſto beſſer! dann bleibt das feine Mittelchen unter uns. Sagt's niemand, daß ich es Euch angeraten habe," raunte Suffie.

„Ach nein! ich werde — ſtumm ſein," gab ihr Gerlinde ernſt zur Antwort. „Laßt auch Ihr niemals verlauten, daß ich Euch danach gefragt habe, niemals!" Sie erhob ſich, drückte der Alten die knöcherne Hand und ſprach: „Habt Dank, Großmutter Suffie, und — lebt wohl!"

„Ich freue mich immer, wenn ich Euch zu Willen und Gefallen ſein kann," erwiderte Suffie und geleitete, auf ihren Krückſtock geſtützt, die Gräfin zum Zaun des Mühlengehöftes. Dort blickte ſie der Scheidenden nach und murmelte, das greiſe Haupt ſchüttelnd: „Ratten? und darum kommt ſie ſelbſt? wunderlich, ſehr wunderlich! Sie war ſo ſeltſam unruhig wie ſonſt nie, ſah auch ſchlecht aus, blaß und abgezehrt, und ihre Augen flackerten unſtet wie bei einer, die nicht Frieden im Herzen hat. Sie wird doch mit den Tollkirſchen nichts Argliſtiges im Sinn haben? Wem anders aber als Ratten ſollte ſie Gift miſchen wollen? doch nicht etwan . . .? ach, ſchäme dich, altes, dummes Weib!" Mit gebeugtem Nacken humpelte ſie nach dem Hauſe zurück. —

Gerlinde, den Burgberg hinanſteigend, gedachte Eikes. Was würde er ſagen, wenn er ihr plötzliches Hinſterben erfuhr? würde er glauben, daß ſie eines natürlichen Todes verblichen war? Gewiß nicht! er, er allein, würde ſofort die volle Wahrheit erfaſſen, aber auch unverbrüchlich ſchweigen. Nur peinigte es ſie, daß er auf den Gedanken kommen könnte, an ihrem Tode ſchuld zu ſein! Das mußte ſie durchaus verhüten und ihn vor dieſer Angſt bewahren. Sollte ſie ihm zum Zeichen, daß ſie ihm nicht grolle, noch einen letzten Gruß ſenden? nein! das wäre für den Überbringer wie für jeden, dem das Gerücht von ſolchem auffälligen Scheidegruß zu Ohren drang, der deutliche Beweis ihres vorſätzlichen Handelns.

Aufrichtiges Mitleid fühlte ſie mit dem Grafen, ihrem Gemahl, der in den ſechs Jahren ihrer Ehe ſtets liebevoll und freundlich gegen ſie geweſen war und der mit ihr nun auch die zweite Gattin verlor und wieder zum Witwer wurde. Und nicht einmal Abſchied nehmen durfte ſie von ihm; hinterrücks mußte ſie von ihm gehen, nachdem ſie jede erkennbare Spur ihrer grauſigen Tat getilgt und verwiſcht haben würde, mit welchem Schrecken er dann auch, das Ungeheure nicht begreifend, vor ihrer entſeelten Hülle ſtehen würde. Den ihm damit zugefügten großen Schmerz bat ſie ihm jetzt ſchon im ſtillen ab und wollte, ehe ſie den Löffel mit dem Gift zum Munde führte, an ihrem Betpult auch die heilige Jungfrau um Vergebung dieſer Sünde inbrünſtig anflehen.

Oben im Schloſſe muteten ſie die gewohnten Räume fremd an, als gehörte ſie nicht mehr hierher, ſchon einer anderen Welt verſchrieben und verfallen, und doch mußte ſie bis morgen nachmittag hier noch ausharren, weil es heute für den Gang nach dem Heidenquell zu ſpät geworden war.

Von allem, was ſie beſaß, hätte ſie nur ihre kleine Harfe und ihren Roſenkranz, ein altes Erbſtück ihrer Mutter, mit großen, ſchön geſchliffenen Bergkriſtall- und Bernſteinkugeln, gern mit ins Grab genommen, aber ſie durfte ja keine Beſtimmungen treffen, die als Vorbereitungen zum Sterben angeſehen werden könnten.

In der Nacht ſchlief ſie wenig, und die Zeit von früh bis Mittag wurde ihr ſehr lang. —

Endlich war ſie wieder inmitten der einſamen Wildnis, durch die ſie ſich im Sommer mit Eike Bahn gebrochen hatte, und da kamen ihr die Erinnerungen an jenen ſeligen Morgen wie grüßende Wanderer entgegen. Jedes

ihrer damaligen Gespräche über die Schönheit des Waldes in den wechselnden Jahreszeiten, über die Gesetze der Natur und der Menschen, über Eikes Rechtsbuch und Walters Minnesang hallte traumhaft in ihr wider.

Die zerklüftete Schlucht mußte sie diesmal allein überwinden und vollbrachte es ohne Anwandlung von Schwachheit mit dem unerschütterlichen Willen, ihr Ziel zu erreichen.

Bald hatte sie es erreicht und stand nun nahe der Klippe, aus der das als wundertätig gepriesene Wasser unter dem Denkstein mit der verwitterten Runenschrift hervorquoll, auf derselben Stelle, wo sie Eike von Repgow schluchzend an die Brust gesunken war.

Jetzt stand sie erhobenen Hauptes und ließ den Blick in die Runde schweifen, um den geheimnisvollen Waldeszauber noch einmal, zum letzten Male, zu genießen.

Dann wandte sie sich langsam den schon entdeckten Stauden mit den spitzen Blättern und den schwarzen Beeren zu, kniete bei der einen und der andern nieder, grub sie, ihre zarten Hände nicht schonend, mitsamt den Wurzeln aus und legte sie in das dazu mitgebrachte Tuch, das sie an den vier Zipfeln verknüpfte.

Darauf trat sie festen Schrittes den Heimweg an und schaute nicht mehr zurück nach der Stätte, wo das Glück einst dicht an ihr vorbei geflogen war.

Zwanzigstes Kapitel.

Die liebe Nachmittagssonne bestrahlte Giebel, Dächer und Zinnen des Falkensteins mit einem behäbigen Lächeln und schien alles, was da fleucht und kreucht, in den Schlaf gezwinkert zu haben, denn nichts regte sich innerhalb der Umwallung, kein Ton, kein Tritt klang durch die friedliche Stille. An den Wänden gähnte eine wahrhaft feiertägliche Langeweile, und war doch gar kein Feiertag heute, nicht einmal der Namenstag des kleinsten Kalenderheiligen, mit dem man es aus irgend einem Grunde doch auch nicht gern verderben will.

Diese beschauliche Ruhe verwandelte sich indessen schnell in das Gegenteil, als vom Turm ein dröhnender Hornruf erscholl, der in eine lockende Jagdweise überging. Da ward es lebendig in der Burg. Von allen Seiten, über alle Treppen und aus allen Türen kamen die Insassen zusammengelaufen, als wäre Feuerlärm geblasen worden. Aber alle zeigten fröhliche Gesichter, denn sie wußten, was das zu bedeuten hatte. Der Ritter Eike von Repgow mußte im Anzuge sein, und nun standen sie in dichten Haufen auf dem Burghof, ihn zu erwarten.

Auch Graf Hoyer war herbeigeeilt, ihn an der Spitze seines vollzählig versammelten Gesindes zu begrüßen.

Nach ſeiner Gemahlin ſpähte er jedoch vergebens aus. „Wo iſt die Gräfin?“ fragte er verwundert.

Meliſſa gab Antwort: „Die Frau Gräfin hat vor kaum einer Stunde das Schloß verlaſſen, wohl zu einer Wanderung in den Wald.“

„Was hat ſie denn jetzt allein im Walde zu ſuchen? das iſt doch ſonſt nicht ihre Gewohnheit,“ ſprach der Graf, ungehalten, daß ſie bei der Wiederkehr des Freundes nicht zur Stelle war.

Da kam Eike ſchon mit dem Wildmeiſter durch das innere Tor eingeritten, und auf ſeinen Zügen glänzte die Freude, ſich ſo allgemein bewillkommnet zu ſehen. Er ſprang vom Pferde und ſchritt auf den Grafen zu, der ihn in ſeine Arme ſchloß und frohgemut ausrief: „Eike! haben wir dich endlich wieder? Den Wild- und Waffenmeiſter mußte ich dir alſo erſt auf den Hals ſchicken, um dich in Haft und Gewahrſam nehmen zu laſſen, du trotzköpfiger Ausreißer! Komm hinauf! oben ſollſt du mir beichten, warum du ſo lange ausgeblieben biſt, kannſt mir dabei den größten Bären aufbinden, der im Harzwald herumzottelt, ich will alles auf Treu und Glauben hinnehmen, was menſchenmöglich iſt.“

Ehe die Herren in das Schloß eintraten, wandte ſich Eike zu den Umſtehenden und nickte und winkte ihnen ſeinen Dank zu für den freundlichen Empfang. Dem Schreiber reichte er die Hand und ſagte: „Ich bringe viel Arbeit mit, Wilfred!“

Meliſſa ſchabte dem verblüfft Dreinſchauenden lachend mit den Zeigefingern Rübchen in ihrem Triumph, recht behalten und ihre Wette gewonnen zu haben.

Graf Hoyer geleitete ſeinen lieben, wieder eingebrachten Gefangenen in deſſen früheres Logier und blieb dort bei ihm.

„Nun ſag's kurz, Eike! was haſt du zu deiner Entſchuldigung anzuführen?“ begann er.

„Nichts, Herr Graf!“ geſtand Eike verlegen und kleinlaut.

„Du haſt dich in die zu Hauſe noch vorgefundenen Papiere wie ein Dachs eingegraben und dich dann aus deinem vollgeſtopften Bau nicht wieder herauswühlen können, nicht wahr?“

„Ja, ſo iſt es.“

„Na, mach' nur nicht ſo ein jämmerliches Armſündergeſicht, als hätteſt du Wunder was verbrochen!“ beruhigte ihn der Graf in ſeiner heiter biderben Weiſe, „nun du wieder hier biſt, ſoll dir alles verziehen ſein. Wir haben dich, wie ich dir ſchrieb, hier ſchwer vermißt, auch meine Frau; ich hab's ihr angemerkt, wie ſie ſich um dich härmte, wäre faſt eiferſüchtig auf dich geworden,“ fügte er launig hinzu. „Sie iſt in den Wald gegangen, konnte ja Tag und Stunde deiner Ankunft ſo wenig wiſſen wie ich. Geſteh mal aufrichtig: wäreſt du auch ohne den Wildmeiſter und meinen Brief gekommen?“ Eike zuckte die Achſeln; ihm war ſchwül zumute. „Vielleicht nicht ſo ſchnell,“ erwiderte er ausweichend. „Aber Eure dringende Aufforderung zur Rückkehr war mir eine große Freude, und ich danke Euch von Herzen dafür, Graf Hoyer!“

„Alſo ein kluger Gedanke von mir,“ belobte ſich der Graf. „Hat dir Scharruhn denn nun ſeine Wünſche in bezug auf den Wildbann vorgetragen, von denen er an dem Abend in der Dirnitz ſprach?“

„Jawohl, es betraf einige Fragen des Jagdrechts,“ verſetzte Eike. „Er verlangte für die Bannforſten des Harzes größeren Schutz gegen jeden, der ſie betritt. Die Armbruſt müßte abgeſpannt, der Köcher geſchloſſen, die Bracken angekoppelt und allen Tieren dort Friede ge-

wirkt ſein außer Bären, Wölfen und Füchſen. Ferner forderte er höhere Bußen für getötete ſingende und krimmende Vögel, womit er die Beizfalken meinte. Die Weiber dürften nur ſoviel Reiſig aufleſen wie die Krähe vom Baume tritt, und wenn einem Bauer etwas an ſeinem Wagen zerbricht, dürfte er ſich ſoviel Holz aus dem Walde hauen wie zur Ausbeſſerung des Schadens nötig iſt, mehr nicht. In alledem konnte ich ihm beipflichten und werde das in den Artikeln des Jagd- und Forſtrechts berückſichtigen. Dagegen verweigerte ich ihm die Aufhebung des Verbotes, die Saaten auf dem Felde durch Jagen und Hetzen niederzutreten, ſobald das Korn ſchon Knoten und Gelenke an den Halmen angeſetzt hat. Sich empfindlichen Jagd- und Wildſchaden gefallen zu laſſen iſt den Bauern nicht zuzumuten. Aber da predigte ich tauben Weidmannsohren. Er vergalt mir meine vergebliche Belehrung mit der Erzählung einiger köſtlichen Jagdgeſchichten, die meine Gläubigkeit mehrmals auf eine harte Probe ſtellten. Ich hinwiederum mußte ihm bei Sankt Huberten mein Wort darauf geben, jetzt mit ihm oder ohne ihn zuweilen auf die Pirſch zu gehen. Das will ich auch tun, habe eure friſche, kräftige Harzluft blutnötig nach dem langen Stubenſitzen."

„Man ſieht dir's an, alſo Weidmanns Heil!" ſprach der Graf und erhob ſich. „Jetzt wirſt du deine Schriften auspacken und ordnen wollen, und dabei will ich dich nicht ſtören."

„Ich möchte lieber den Spuren der Frau Gräfin folgen," erwiderte Eike. „Vielleicht begegne ich ihr im Forſte."

„Tu das, Eike!" ſagte der Graf. „Wird die eine Freude haben, wenn du unverhofft und plötzlich wie ein Waldſchrat vor ihr auftauchſt! Das möcht' ich mit an-

ſehen, aber ich kann nicht mit. Auf Wiederſehen bei Tiſch!“ Damit ließ er den Freund allein. —

Nun war Eike doch wieder da, wohin niemals zurückzukehren er ſich feſt vorgenommen hatte, und es war ihm lieb, daß er wieder hier war. Auch ihm hatte in ſeiner ſtillen Behauſung zu Reppechowe vieles von dem gefehlt, was ihm auf dem Falkenſtein zur freundlichen Gepflogenheit geworden war. Beſonders trug er an der Trennung von Gerlinde, je länger ſie währte, je ſchwerer, und er hatte ſich nach der angebeteten Frau geſehnt. Jetzt, vor dem Wiederbeiſammenſein mit ihr konnte er ſich des ernſten Bedenkens nicht entſchlagen, ob ſie die dazu nötige Selbſtbeherrſchung ihm gegenüber betätigen würde. Die nächſte Stunde mußte ihn darüber aufklären.

Er hatte in Reppechowe fleißig an ſeinem Buche geſchaffen und brachte ein zwei Finger dickes Heft von dort geleiſteter Arbeit mit, aber nichts von neuen Aufzeichnungen, ſondern nur die alten, von hier entführten und ſein ganzes, bis zum jetzigen Stande der Entwickelung gediehenes Manuſkript nebſt Wilfreds Abſchriften.

Mit dem Auspacken und Ordnen ſeiner Papiere hatte es keine Eile; jetzt lag ihm wichtigeres am Herzen, das Wiederſehen mit Gerlinde.

Aber wo ſie finden im weiten Walde? Er mußte es aufs Geratewohl verſuchen und ſchritt ohne Säumen fürbaß.

Als er ſchon etwas entfernt von der Burg unter den hohen Eichen und Buchen war, erinnerte er ſich, von ihr einmal gehört zu haben, daß ſie auf ihren einſamen Streifereien die urwüchſige Wildnis in der Gegend des Heidenquells allen anderen Gebieten der Umgebung vor-

ziehe. Einen Pfad dahin gab es nicht, aber die Richtung wußte er, und die ſchlug er nun in herzklopfender Spannung ein.

Oftmals blieb er bei ſeinem Vordringen ſtehen, lugte und lauſchte nach rechts und links, damit Gerlinde nicht etwa ſeitwärts unbemerkt von ihm vorüberwandelte. Sollte er mit weithin ſchallender Stimme ihren Namen rufen? Das könnte ſie, wenn ſie den Ruf vernähme, befürchten laſſen, daß auf der Burg ein Unglück geſchehen wäre, deſſentwegen man Boten nach ihr ausgeſandt hätte. Deshalb unterließ er es.

Endlich ſah er in einiger Entfernung etwas Helles durch die Bäume und Sträucher ſchimmern, was ſich bewegte und ſich näherte. Das mußte ſie ſein. Schnell verbarg er ſich hinter einem noch ziemlich belaubten Buſch, um ſie beobachten zu können, ehe ſie ihn entdeckte.

Es war Gerlinde. Mit einem kleinen Bündel kam ſie geſenkten Hauptes langſam daher.

Als ſie heran war, trat er vor, ſtreckte ihr beide Hände entgegen und ſagte ruhig: „Gerlinde!“

Erſchrocken blickte ſie auf und ſtand wie angedonnert, zitternd und ſprachlos da. Dann ließ ſie das Tuch, in dem die eingeſammelten Pflanzen ſteckten, zur Erde gleiten und legte in Eikes Hände die ihrigen, die er feſt umſchloß und an ſeine Lippen drückte.

In dem nämlichen ruhigen Tone fuhr er fort: „Da bin ich wieder, Gerlinde. Ich bin Euch nachgegangen, weil ich Euch auf dieſem Wege zu finden hoffte.“

Während ihre Hände noch in den ſeinen lagen, atmete ſie hoch auf, und ihn wie eine überirdiſche Erſcheinung betrachtend, ſtammelte ſie: „Sagt mir, — iſt dies kein Traum? ſeid Ihr es wirklich, Eike von Repgow?“

„Wirklich und leibhaftig, Gerlinde!“ lächelte er. „Ich bin zurückgekehrt, um mein Buch hier zu vollenden. Ist Euch das recht?“

„Ach! — was fragt Ihr? seid mir willkommen viel tausendmal!“ klang es ihm jubelnd entgegen.

Da küßte er noch einmal ihre Hände und sprach: „Ich danke Euch, Gerlinde! Kommt schnell zur Burg; der Graf erwartet uns, denn ich habe ihm gesagt, daß ich Euch im Walde suchen wollte.“

Er hob das Bündel vom Boden auf, um es ihr zu tragen. Dabei löste sich der zu leicht geschlungene Knoten, und die Tollkirschen fielen heraus.

Sofort erkannte Eike das todbringende Gift; ein fürchterlicher Verdacht packte ihn und wurde ihm zur Gewißheit, als er Gerlindes angststarrende Augen und ihre zuckenden Lippen sah.

Nun weiß er alles! war nach fassungsloser Verwirrung ihr erster greifbarer Gedanke, und eine Blutwelle schoß ihr bis zur Stirn hinauf.

Mit geschwinder Geistesgegenwart bezwang Eike seine gewaltige Erschütterung, und mit gemacht gleichmütigem Tone sprach er: „Ich möchte Euch warnen, Gerlinde, diese Pflanzen wie einen Blumenstrauß in Euer Zimmer zu stellen. Sie nehmen sich zwar äußerlich recht hübsch aus, verbreiten aber eine Ausdünstung um sich her, die heftiges Kopfweh erzeugt. Ihr erlaubt wohl, daß ich das Euch sicher nicht bekannte Unkraut beseitige.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schleuderte er die Tollkirschen mit dem Fuß ins Gebüsch und warf das Tuch hinterdrein.

Gerlinde sagte kein Wort, und eine Zeitlang gingen sie stumm nebeneinander dahin, denn keiner mochte dem andern offenbaren, was seine ganze Seele erfüllte. Eike

hatte ſoeben mit Entſetzen erfahren, zu welchem verzweifelten Schritt Gerlinde in ihrem Liebesleid fähig war. Den Tod hatte ſie ſich ſeinetwegen geben wollen. Morgen wäre er zu ſpät gekommen und hätte ſie nicht mehr lebend angetroffen. Sie hatte ſich alſo die Ruhe völliger Entſagung noch nicht erkämpft. Würde ihr das bei ſeiner Anweſenheit und unter ſeinem Einfluß vielleicht beſſer gelingen? Er hoffte es und beſchloß, ihr mit kühler Beſonnenheit dabei behilflich zu ſein. Denn er ſah ein, daß er es, ohne ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen, nicht wagen durfte, wieder von ihr zu ſcheiden, ehe nicht die Vollendung ſeines Werkes die wohlbegründete Veranlaſſung dazu gab.

Um das beklemmende Schweigen nicht noch länger andauern zu laſſen, fing er an: „Ich bin im Burghof vom Grafen und von allen ſeinen Leuten ſehr herzlich empfangen worden.“

„Hättet Ihr uns Eure Rückkehr vorher angemeldet, hätte ich bei Eurer Begrüßung wahrlich nicht gefehlt,“ bedeutete ihn Gerlinde.

„Wie konnte ich denn? der Wildmeiſter hat mich doch wie ein Häſcher überfallen und geholt,“ entgegnete er luſtig.

„Der Wildmeiſter hat Euch geholt?“ fragte ſie höchſt erſtaunt.

„Freilich! der Wildmeiſter mit dem Briefe des Grafen.“

„Der Graf hat Euch geſchrieben?“

„Jawohl! wißt Ihr das nicht?“

„Nein!“

O weh! da hatte er etwas ausgeplaudert, was er nicht hätte verraten ſollen; aber wie konnte er das ahnen!

Nicht freiwillig, nicht von seinem Herzen getrieben ist er zurückgekommen, sondern dazu überredet und gezwungen, dachte Gerlinde enttäuscht.

Ihre Niedergeschlagenheit bemerkend und verstehend suchte er seine Übereilung gutzumachen, indem er nicht sehr geschickt einlenkte: „Ich hätte den Abschnitt, den ich just unter der Feder hatte, gern erst noch fertig geschafft, was nur einen kurzen Aufschub erfordert hätte, aber der Wildmeister drängte so entschieden zur Eile, daß ich mitten im Kapitel abbrechen und alles zusammenpacken mußte, um gleich mit ihm zurückzureiten."

Gerlinde war sich nun vollständig klar darüber, daß es Eike mit seiner gänzlichen Trennung von ihr auf Nimmerwiederkehr bitterer Ernst gewesen war, den er, wenn sie fortan nicht die größte Zurückhaltung bewahrte, noch einmal und dann unwiderruflich gegen sie anwenden würde. Sie war auch überzeugt, daß Eike nicht allein wußte, zu welchem Zwecke sie die Tollkirschen gesammelt hatte, sondern auch, daß sie sein heutiges Eintreffen auf dem Falkenstein einzig der Aufforderung des Grafen zuschrieb und an seine geplante Rückkehr ohne diese Aufforderung nicht glaubte.

So wußte jeder um das Geheimnis des anderen, aber beide schwiegen im Weiterwandern, denn die Gedanken hielten die Zungen gebunden.

Allmählich gelang es ihnen jedoch, den Bann von sich abzuschütteln und ein harmloses Gespräch mit einander zu führen, so daß sie in der Burg mit fast fröhlichen Gesichtern erschienen. —

Am Abendtische saßen die drei in alter Traulichkeit einmütig beisammen, und es war ihnen, als wäre Eike gar nicht von hier fort gewesen. Er mußte von dem Aufenthalt in seiner Heimat und besonders von der

Förderung seiner Arbeit erzählen. Graf Hoyer war wieder mit allem Eifer bei der Sache und ebenso Gräfin Gerlinde, die mit den Männern stritt, scherzte und lachte. Hatte sie doch Eike wieder sich gegenüber, fing ihm die Worte vom Munde und las ihm aus den Augen, daß er sie doch noch liebte. Da versanken ihr die Erinnerungen an die qualvollen letzten Tage wie ein nächtlicher Spuk in das Nichts der Vergessenheit.

Im Lauf des Mahles beim herzerfreuenden Wein sagte Eike nach einer kleinen Stille: „Auf meinem Ritt nach Reppechowe habe ich eine ganz besondere Genugtuung gehabt."

Graf und Gräfin blickten ihn erwartungsvoll an.

„Wieder einen geflügelten Gruß von Eurem erhabenen Beschützer Kaiser Friedrich?" fragte Gerlinde schalkhaft.

„Nein, so hoch hinaus nicht, aber etwas Ähnliches. Bald nachdem Ihr, Herr Graf, von mir abgeschwenkt waret, traf ich mit den Grafen Johann von Blankenburg und Günter von Regenstein zusammen. Sie kamen selbander von einem Gastmahl beim Fürsten Heinrich von Anhalt und hatten dort von meinem Gesetzbuch gehört. Der Fürst, bei dem ich, wie Ihr wißt, eine Zeitlang als Knappe in Kriegsdiensten stand und der mich zum Ritter geschlagen, hatte sich vor allen seinen Gästen über mich und mein Bestreben, Rechtseinheit zu schaffen, das ganz und gar in seinem Sinne wäre, außerordentlich günstig geäußert und mir den besten Erfolg gewünscht, zu dem er alles, was er könnte, gern beitragen wollte. Graf Burkhard von Mansfeld hatte ihn auf einem Jagdausfluge eingeweiht und ihm eine warme Teilnahme an meinem Unternehmen eingeflößt."

„Der wackere Mensch! aber das war von ihm zu erwarten," warf Graf Hoyer dazwischen.

„Ich konnte mit den beiden Grafen eine gute Strecke Weges reiten, und da nahm ich die Gelegenheit wahr, mit den Herren mancherlei Gerechtsame ausführlich zu besprechen."

„Sehr gut, ausgezeichnet, Eike!" rief Graf Hoyer. „Der Blankenburger und der Regensteiner und die übrigen, die mit bei dem Gastmahl gewesen sind, werden das dort Vernommene nun noch weiter herumbringen, und du wirst dir, ehe du deine Schrift fertig hast, schon eine Menge Anhänger und Freunde im Lande erobert haben."

„Jaja, aber an Gegnern wird es mir auch nicht fehlen," wandte Eike ein. „Neben dem Grafen von Regenstein hatte ein ritterlicher Lehnsmann des Fürsten aus dem Hasgau gesessen, und der war anderer Meinung gewesen. Er hatte aus dem Munde — nun, wessen wohl?"

„Dowalds von Ascharien?"

„Dowalds von Ascharien scharf absprechende Urteile gehört und sie dem Grafen Günter hinterbracht, ohne indessen bei diesem ein geneigtes Ohr zu finden."

„Der alte Esel, der Ascharier, der es uns nie verzeihen wird, daß wir ihm damals so schnell heimgeleuchtet haben, wird mit seinen hirnverbrannten, nur von schnödem Eigennutz eingegebenen Anschauungen von Gerechtigkeit und Billigkeit nirgend Gehör finden," brauste Graf Hoyer auf.

„Er soll mir nur noch einmal auf den Falkenstein kommen! da werde ich einen rascheren Kehraus mit ihm machen als ihr es getan habt," drohte Gräfin Gerlinde in flammender Entrüstung.

„Allen Dank für Euer huldvolles Fürnehmen, Frau Gräfin!" lachte Eike. „Aber der gekränkte Ehrenmann wird auf seinen rastlosen Stegreiffahrten solche hämischen

Anzettelungen überall unter denen ausſtreuen, die einen Strang mit ihm ziehen, wird ſie gegen mich aufhetzen und mir Feinde werben."

„Die ſchlagen wir aus dem Felde," tröſtete ihn der Graf. „Es iſt von großem Werte, daß meine lieben Waffenbrüder, die Harzgrafen, jetzt ſchon Kenntnis von deinen Beſtrebungen erhalten. Von ihnen und ihrer Gefolgſchaft verbreitet wird die Kunde vom Aufkommen einer neuen Rechtsordnung immer weitere Kreiſe ziehen und allerwegen freudig begrüßt werden, denn das Verlangen danach iſt im ganzen Volke vorhanden. Heilo, Eike! ſtoß' an, — unſer Sachſenrecht!"

Drei Becher klangen aneinander, und ſechs Augen blitzten ſich an in hochfliegender Hoffnung. —

Als Gerlinde zu ſpäter Nachtſtunde ihre Gemächer betrat, nickte ſie mit einem glücklichen Lächeln ihrer Harfe zu und flüſterte: „Du! wir bleiben noch zuſammen, und morgen ſingen wir wieder."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ach, war das eine Nacht voll Schlaf! und ich lebe noch, sehe die Sonne und den blauen Himmel, und Er ist wieder da, nur durch ein paar Wände von mir getrennt. Heilige Mutter Gottes, ich danke dir!"

Mit diesem ihr aus voller Brust kommenden Ausruf reckte und streckte Gerlinde morgens beim Erwachen behaglich die ausgeruhten Glieder, blieb aber noch auf dem schwellenden Lager und fragte sich, Vergangenes und Künftiges bedenkend, wie es nun mit ihr und Eike hier werden sollte. — Alles so, wie es gewesen war, nur in einem Punkte anders. Von jetzt an wollte sie sich schweigend mit dem Besitz seiner Liebe begnügen und ihn in der heimlichsten Kammer ihres Herzens bewahren wie einen güldenen Hort, den ihr keine Macht der Erde rauben oder verleiden sollte.

Sie überlegte nicht im einzelnen, wie sie ihr Benehmen gegen Eike einrichten wollte, denn das würde sich in den Bahnen, die sie sich unabweichbar vorgeschrieben hatte, von selber ergeben. Auch das Alleinsein mit ihm scheute sie nicht, wünschte es vielmehr herbei, um ihm zeigen zu können, daß er keine Torheit, keinen

überschäumenden Gefühlserguß mehr von ihr zu befürchten hatte.

So in ihrem Innern gefestigt, erhob sie sich und sah dem aufsteigenden Tage mutig entgegen. —

Beim Frühmahl tauschten Graf und Gräfin ihre Wahrnehmungen über Eikes Aussehen aus, das sie nicht rühmen konnten, denn beiden war er bleich und abgearbeitet erschienen. Der Graf sagte: „Er will nun öfter einmal pirschen gehen, und das wird ihm gut tun. Ob er ein trefflicher Schütz ist, weiß ich nicht und traue ihm in dieser Beziehung nicht viel zu; soll mich wundern, ob er Haar oder Feder heimbringen wird. Das schleichende und streichende Raubzeug wird wohl vor seinen Bolzen sicher sein."

„Er wird zur Ausübung des Weidwerks wenig Zeit und Gelegenheit gehabt haben," meinte Gerlinde. „Der Wildmeister sollte ihn füglich dazu anlernen."

„O der wird gern dazu bereit sein," erwiderte der Graf.

Sie hatte des Wildmeisters erwähnt in der Erwartung, daß der Graf nun dessen Sendung zu Eike mit dem Briefe zur Sprache bringen würde; das geschah indessen nicht. Warum wohl nicht? dachte Gerlinde. Sie wollte nicht davon anfangen, daß ihr Eike Mitteilung von dieser Botschaft gemacht hatte, ohne die er gestern nicht wiedergekommen und sie heute nicht mehr am Leben wäre. Das konnte sie ihrem Gatten freilich nicht sagen, denn er durfte niemals erfahren, aus welcher furchtbaren Not und Verzweiflung er durch sein Eingreifen ahnungslos zu ihrem Retter geworden war. Aber das war wohl Gottes Wille gewesen, der mit seiner unerforschlichen Weisheit ihr Schicksal so wunderbar gelenkt hatte. Von diesem Glauben durchdrungen und gehoben vermochte

ſie jetzt nicht von anderen, gleichgültigen Dingen zu reden, ſtand deshalb auf und begab ſich in ihr Zimmer.

Ihre Seele war des Dankes ſo voll gegen den Allbarmherzigen, daß ſie die Harfe nahm und mit halblauter Stimme ſang:

Könnt' ich mit Engelszunge ſingen,
Ein Cherub in dem großen Heer
Der Himmliſchen mit Schwert und Schwingen,
Im Halleluja ſollte klingen
Mein Saitenſpiel zu Gottes Ehr.

Er hielt mich, als ich faſt verloren,
Mit ſeiner gnadenreichen Hand,
Und die ich mir den Tod erkoren,
Ich atme nun wie neugeboren,
Als ſchaut' ich das gelobte Land.

Mit Freundes Arm umfängt mich wieder
Des Daſeins holde Wirklichkeit,
Und ſanft, wie mit des Schwans Gefieder
Senkt Ruh und Friede ſich hernieder
In meine Bruſt, von Schuld befreit.

Still will ich in des Lichtes Glanze
Einhergehn mit ergebnem Sinn
Und bei der Horen ſchnellem Tanze
Gleichwie geſchmückt mit grünem Kranze
Aufblicken zu den Sternen hin.

Sie hatte das Lied ſtehend geſungen, ſetzte ſich nun auf das Spannbett und verharrte, wie durch ein dargebrachtes Opfer entſündigt, eine Weile regungslos. Dann gingen ihre Gedanken andere Wege. Der gewaltige Umſchwung in ihrer Lage von geſtern auf heute warf ihr eine Fülle von Glück in den Schoß, und auch dieſen Empfindungen mußte ſie Worte und Töne leihen. Erregter, ſchwärmeriſcher als das erſte erklang das zweite Lied:

Ich hab' es getragen und ſtandhaft verhehlt,
Behutſam im Tiefſten verborgen,
Was mir wie leuchtende Sonne gefehlt
Am wolkenverſchleierten Morgen.
Doch nun iſt die Not und das Bangen vorbei,
Nun ſing' ich und jubele Tandaradei!

Es iſt mir, als käme der Frühling gebrauſt
Mit Stürmen, mit Wachſen und Werden,
Die Hölle hat mir in der Seele gehauſt,
Jetzt hab' ich den Himmel auf Erden.
Die Welt hat verwandelt ſich wohl über Nacht,
Sie ſchimmert und glänzt mir in zaubriſcher Pracht.

Ihn habe ich wieder, den heiß ich erſehnt
Bei jeglichem Herzensſchlage,
Mit übermenſchlichem Glücke belehnt
Erfreu' ich mich nun meiner Tage,
Denn er, der mir alle die Seligkeit gibt,
Mein iſt er und bleibt er, dieweil er mich liebt.

Damit hatte ſie das, was ſie am mächtigſten bewegte, laut und luſtig wie Lerchengeſchmetter hervorgewirbelt und ſtreckte ſich nun zufriedenen Herzens auf der Ruhebank aus.

Der, dem dieſer Überſchwang der Gefühle gegolten hatte, Eike von Repgow, ſaß wieder auf ſeinem alten Platz und war fleißig an der Arbeit. Er hatte dieſe Nacht, ehe er einſchlief, die geſtrigen Ereigniſſe noch einmal im Geiſte an ſich vorüberziehen laſſen und war nach reiflichem Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die Gefahr für Gerlindes Leben nach ſeiner Rückkehr verſchwunden war und ſie den Tod nicht noch einmal ſuchen würde, auch dann nicht, wenn er eines, nicht mehr allzufernen Tages auf eine unberechenbar lange Zeit von ihr Abſchied nehmen mußte.

Dieſe Zuverſicht ſchöpfte er hauptſächlich aus ſeiner Beobachtung ihres teils ruhigen, teils ſehr heiteren

Gebarens gestern abend bei Tisch, das nicht die leiseste Nachwirkung ihres düsteren Vorhabens verraten hatte. Darum hoffte er auch, daß sie sich nunmehr in ihrem Verkehr miteinander als ebenso maßvoll und willensstark erweisen würde wie er.

Seine Liebe gab der ihrigen nichts nach, nur daß er sie zu zügeln wußte, so unsäglich schwer ihm dies auch manchmal wurde. Ihm wollte das Herz überwallen und auf die Zunge springen, wenn er ihre schöne, schlanke Gestalt vor sich hatte, ihr in die dunklen Augen sah und ihrer klang- und seelenvollen Stimme lauschte. Dann kostete es ihn die größte Überwindung, sie nicht rasch in die Arme zu schließen und fest an seine Brust zu drücken. Doch er wollte seinem Vorsatz, bei der bisher geübten Zurückhaltung zu beharren, bis zur letzten Stunde seines Hierseins treu bleiben, und die Vertiefung in seine Arbeit sollte ihm sicheren Schutz gewähren gegen aufrührerische Gedanken und begehrliche Wünsche.

Er arbeitete jetzt stets allein, wie er es in Reppechowe gemußt und dadurch sich angewöhnt hatte. Wilfred ließ er oben in seinem Turmstübchen Abschriften machen, und weil der jetzt fleißige und flinke Gehilfe damit gut vorwärts kam, ließ er ihn von dem bereits Erledigten noch eine zweite Abschrift anfertigen.

Da begegnete ihm eines Morgens etwas ganz Merkwürdiges. Es klopfte an der Tür, und auf sein Herein! traten Wilfred und Melissa zu ihm ins Gemach, wo jeder dem andern überließ, zuerst das Wort zu ergreifen.

Erstaunt fragte Eike: „Nun? was habt ihr zwei auf dem Herzen? ihr seht mir aus, als hättet ihr euch gezankt und ich sollte einen Sühneversuch mit euch anstellen; redet!“

Mit einer Schüchternheit, die ihrem hübſchen Geſicht höchſt anmutig ſtand, begann Meliſſa: „Es iſt ſo, wie Ihr ſagt, Herr von Repgow. Wir wollten Euch züchtig und beſcheiden bitten, als Rechtsgelehrter einen Streit zwiſchen uns zu ſchlichten, in dem wir uns nicht einigen können.“

„Da bin ich aber neugierig,“ verſetzte Eike. „Trage mir euren Handel vor, Meliſſa! ich werde, wenn ich das Urteil finde, den Spruch fällen.“

„Es geht um eine Wette,“ berichtete ſie. „Wir haben gewettet, ob Ihr von Reppechowe nach dem Falkenſtein zurückkehren würdet oder nicht. Fred ſchwur Stein und Bein, Ihr kämet nicht wieder, ich dagegen hielt Euch die Stange und behauptete, Ihr kämet wieder, und nun ſeid Ihr da, und ich habe die Wette gewonnen.“

„Das iſt klar wie die Sonne, du haſt die Wette gewonnen, Meliſſa,“ beſtätigte Eike. „Will Fred etwa die Buße nicht zahlen?“

„Gewiß will ich ſie zahlen,“ fiel Wilfred ein, „aber Meliſſa will ſie nicht nehmen.“

„Will ſie nicht nehmen? ach! — Wie hoch beläuft ſich der Preis? um was habt ihr gewettet?“

Da wollte keiner mit der Sprache heraus.

„Meliſſa, ihr habt mich als Schiedsrichter angerufen, und ich bin ein ſchöffenbarer Mann, dem du die Wahrheit ſagen mußt, denn ich kann dir den Eid ſtaben, wenn ich will,“ vermahnte ſie Eike. „Um was habt ihr gewettet?“

„Um — um ſieben Küſſe,“ flüſterte ſie errötend.

„Um ſieben Küſſe?“ lachte Eike hell auf und ſchnellte vom Sitz empor. „Eine Wette um ſieben Küſſe! etwas Närriſcheres gibt's doch in der Welt nicht, und das hab' ich auch noch nicht erlebt, daß der Schuldner ſeine

Schuld bezahlen und der Gläubiger sie nicht nehmen will."

„Habt Ihr darüber nichts in Eurem Rechtsbuch, Herr Ritter?" fragte Melissa.

„Bis jetzt noch nicht," lachte Eike wieder. „Aber das könnte allerdings ein feines Stückchen werden, ein Kapitel über das Kußrecht; das fehlt noch zwischen all den anderen Rechten. Hast du schon einmal von dem großen Minnesänger Walter von der Vogelweide gehört, Melissa?"

„Ei ja! Unter der Linden auf der Heide —"

„Richtig! so fängt eins seiner schönsten Lieder an. Er sagt auch: Küsse sind der Minne Rosen. Und ein anderer, genannt der tugendhafte Schreiber, singt: Minne ist Mannes Mund an Weibes Munde."

Melissa schlug hold verschämt die Augen nieder und schielte dann verstohlen zu Wilfred hin.

„Dichter sind kluge Leute und kennen sich in den höchsten und süßesten Freuden des Herzens gründlich aus," fügte Eike hinzu. „Warum willst du dir denn die Küsse von Wilfred nicht gefallen lassen?"

„Weil er mich geärgert hat," stieß sie störrisch hervor. „Luitgard, die heimtückische Müllerstochter, steckt dahinter, doch das gehört nicht hierher."

„Nein, das geht mich nichts an," stimmte Eike zu. „Aber jeder von euch hat hier sowohl ein Recht wie eine Pflicht, und denen muß Genüge geschehen. Wilfred hat die Pflicht, die Buße für die verlorene Wette bar und blank zu erlegen, und das Recht, zu verlangen, daß du sie von ihm annimmst, es sei denn, daß ihr einen Vergleich schlösset, der euch über das eine und das andere hinweg hilft. Wie steht es damit?"

„Ich bin bereit dazu und will mich mit der Hälfte zufrieden geben," erklärte Wilfred.

„Das ſoll heißen: Du wünſcheſt, daß dir Meliſſa die Hälfte deiner Schuld erläßt, — in Anſehung des Objektes ein ſonderbarer Wunſch.“

„Die ganze erlaſſe ich ihm, verzichte auf alles,“ rief Meliſſa ziemlich erregt.

„Das darfſt du nicht, ich will durch Annahme der Buße von meiner Schuld befreit werden,“ begehrte Wilfred auf.

„Wenn dich die Schuld drückt, geh doch wieder zu Luitgard, die erlöſt dich gern davon,“ höhnte Meliſſa.

„Mit der hab' ich nicht gewettet,“ entgegnete Wilfred brummig. „Auf weniger als die Hälfte laſſe ich mich nicht herunterdrücken, und wenn mir mein Recht nicht freiwillig gewährt wird, ſo nehme ich's mir.“ Dabei machte er eine Bewegung gegen Meliſſa, als wollte er ſie überfallen, ſo daß ſie erſchrocken einen Schritt von ihm zurückwich.

„Halt!“ lachte Eike, „das verbiet' ich, das wäre Mundraub im wörtlichſten Sinne, und der iſt ſtrafbar. Übrigens, wie denkt ihr euch denn die Teilung der Buße in zwei Hälften? Die Hälfte von ſieben Küſſen ſind drei und ein halber. Worin ſich aber ein halber Kuß von einem ganzen unterſcheiden ſoll, kann ich mir nicht vorſtellen, mit einem halben wüßte ich, weder als Schöffe auf dem Stuhl noch als Menſch im Leben etwas anzufangen.“

So eine verwünſchte Wette! woher mag der Windhund, der Wilfred, die Witterung haben, daß ich nicht wiederkommen wollte? dachte er, fand aber den Schlüſſel zu dieſem Geheimnis nicht.

Dann hub er wieder an: „Ja, wenn es ſich um gemünztes Geld handelte! Den Hof- und Pachtzins oder den Zehnten kann man dem Zinsherrn auf die Schwelle

legen, an den Zaun oder an die Türklinke binden, daß er ihn dort findet, steht in meinem Gesetzbuch. Aber beim Küssen ist diese Art von Schuldentilgung nicht anwendbar. Ein ganz verzwickter casus! — non liquet, non liquet!" murrte er und rannte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her.

„Ihr seid doch nun einmal Rechtsgelehrter, Herr Ritter, und müßt unseren Streit zum Austrag bringen können," erinnerte ihn Melissa.

Da blieb er vor ihnen stehen und sagte entschlossen: „Ja! will ich auch. Und wenn ihr mit eurer Sache zur höchsten Dingstatt unter Königsbann ginget, würdet ihr auch keinen anderen Spruch erhalten als den, den ich euch jetzt verkündigen werde. Also höret, wie von Rechts wegen erkannt wird. Du, Wilfred, hast die Wette verloren und mußt die Buße unweigerlich zahlen. Du, Melissa, hast die Wette gewonnen, kannst die Zahlung fordern, mußt sie aber auch ebenso unweigerlich einstecken. Von Teilung kann keine Rede sein, sieben Küsse habt ihr euch zu versetzen, keinen mehr und keinen weniger, dabei bleibt es. Wenn binnen heut und drei Tagen das gesprochene Recht in optima forma erfüllt ist, dann ist die Sache damit abgetan und erledigt. Wenn aber nicht, dann kann der Unbefriedigte wieder hier vor meinen Stuhl kommen und gegen den Widerspenstigen das Gerüfte schreien, das heißt die Klage erheben und dann auch die Zwangsvollstreckung beantragen. Fürsprecher, Bürgen und Eideshelfer braucht ihr nicht, denn ihr seid beide eures Paktes geständig. Geht! actum est."

„Wir bedanken uns schön für den gnädigen und weisen Spruch, Herr Ritter," sagte Wilfred vergnügt mit einer tiefen Verbeugung.

„Mit dir wette ich in meinem Leben nicht wieder," ſchmollte Meliſſa, als ſie mit Wilfred hinaus ging.

Eike blickte ihnen kopfſchüttelnd nach und lachte, ſich ſelbſt verſpottend: „Und das nennſt du Urteil finden, ſchöffenbarer Mann?" —

Draußen auf dem einſamen Flur ſprach Wilfred: „Der Ritter hat zu meinen Gunſten entſchieden, Meliſſa. Nun will ich dir auch ſagen, daß ich gar nicht in der Talmühle geweſen bin; nicht von Luitgard, ſondern von meinem lieben Füchslein kam ich, als du mich neulich im Walde ſaheſt."

„Iſt das wahr?" fragte ſie, halb noch zweifelnd, halb in zitternder Freude.

„Ich ſchwöre es dir bei deinem ſeidenweichen Blondhaar, deinen liebeſtrahlenden Augen und deinem purpurroten Munde. Glaubſt du's nun?"

„Ja!" jauchzte ſie auf und umſchlang ihn mit beiden Armen.

Da küßte er ſie, bis ihr der Atem verging.

„Hör' auf!" keuchte ſie, „jetzt ſind es ſchon zehn."

„Macht nichts, zehn iſt auch eine heilige Zahl. Denk' an die zehn Gebote, und in keinem heißt es: Du ſollſt nicht küſſen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Zwietracht zwischen Wilfred und Melissa war durch seine Versicherung, daß er gar nicht in der Talmühle gewesen wäre, vollständig gehoben, und nach dem endgültigen Austrag ihrer Wette waltete wieder Friede und Freundschaft zwischen ihnen. Auf Melissas Frage, warum er das nicht vor Anrufung des Ritters gesagt hätte, erwiderte er, es hätte ihm Spaß gemacht, sich an ihrer Eifersucht zu weiden, worauf sie ihn einen abgefeimten Bösewicht schalt.

Dem Wortlaut nach hatte Wilfred nicht gelogen, als er schwur, daß er an dem Tage, da sie ihn hätte aus dem Walde kommen sehen, nicht bei Luitgard, sondern bei seinem Fuchse gewesen wäre. Daß er aber einige Tage vorher einen wenig erfreulichen Besuch in der Talmühle gemacht hatte, verschwieg er, und diese Tatsache bestimmte ihn auch, nicht gar zu frech die gekränkte Unschuld zu spielen. Nachdem er nun aus dem Streit um die sieben Küsse als Sieger hervorgegangen war, wollte er das ihm treu anhängliche Mädchen, das er viel lieber hatte als die trotzige Kratzbürste da unten im Tale, beruhigen und versöhnen, was er ja auch ‚in op-

tima forma', wie es in dem Schiedsſpruch ausbedungen war, ſchicklich und glimpflich beſorgt hatte.

Zur Befeſtigung des wieder hergeſtellten herzlichen Einvernehmens trug bald darauf ein mißliches Ereignis bei, das Wilfred einen großen Schmerz bereitete und Meliſſas inniges Mitgefühl erregte.

Eike wollte ſich jetzt dann und wann eine Ausſpannung von ſeiner anſtrengenden Arbeit gönnen und, wie er ſich vorgenommen, ein wenig des edlen Weidwerks pflegen. Er ließ alſo den Wild- und Waffenmeiſter um eine Armbruſt und einen Köcher voll ſcharfer Bolzen bitten und zog hoffnungsvoll damit zu Holze.

Als er nun von ſolchem Pirſchgang einmal mit einer Beute auf der Schulter heimkehrte, fand er zufällig Wilfred und Meliſſa auf dem Burghof plaudernd am Brunnen ſtehen und warf Wilfred das erlegte Stück Wild im Schwunge zu mit den Worten: „Da haſt du Reinhart den Voß und kannſt dir aus dem Balg einen ſchönen Pelzkragen für dein Winterwams machen laſſen."

Wilfred fing das Tier mit den Armen auf und erkannte an dem Schlitz im Ohr ſeinen Fuchs, den Eike erſchoſſen hatte. Er konnte vor Wut keinen Ton hervorbringen, drückte ſein liebes Füchslein an ſein Geſicht und wiſchte ſich mit der dicken Lunte die ihm feucht werdenden Augen.

Eike hatte deſſen nicht acht und begab ſich ohne weiteres in die Burg. Meliſſa, die ſofort begriff, welcher Tort Wilfred damit angetan war, wollte ihm ihr herzliches Bedauern ausſprechen. Er aber hob die geballte Fauſt und drohte dem Schützen nach: „Den Schuß wirſt du noch einmal bereuen, Ritter von Repgow!"

Sie erſchrak vor dem Ausdruck grimmigen Haſſes und wilder Rachgier in Wilfreds Zügen und hielt ihm zu

ſeiner Beſänftigung vor, daß es doch nicht des Ritters Abſicht geweſen wäre, ausgeſucht dieſen Fuchs, ſeinen zutraulichen Waldgeſellen, zu töten, von deſſen Zähmung Eike nichts wußte. Wilfred unterbrach ſie jedoch ſchluchzend: „Meinen beſten, einzigen Freund, den ich auf der Welt hatte!“

Seinen beſten, einzigen Freund! wiederholte ſich Meliſſa bitter und traurig. Und ich? bin ich ihm nichts? nicht einmal ſoviel wie der Fuchs ihm war? „Laß ihn von einem Jäger abbalgen,“ ſagte ſie gutmütig. „Ich will dir den Pelzkragen anfertigen zum Andenken an deinen Liebling —“ und an mich, hätte ſie beinah hinzugefügt, verſchluckte dieſen heimlichen Wunſch jedoch. —

Mit dem bisher guten Verhältnis zwiſchen Eike und ſeinem Gehilfen war es nun vorbei. Wilfred ſprach mit jenem fortan kein Wort mehr als er durchaus mußte, tat die ihm aufgebürdete Arbeit verdroſſener denn je und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, dem Mörder ſeines lieben Schlitzohrs einen recht böſen Poſſen ſpielen zu können.

Dem nun öfter, doch ohne jeglichen Erfolg die Wildbahn beſuchenden Gelehrten fiel das veränderte Benehmen des Schreibers nicht auf. Ihm waren Kopf und Herz voll von ſeiner Arbeit und von ſeiner Liebe zu Gerlinde, deren gemeſſenes, aber ſtets fröhliches Weſen ihn wahrhaft beglückte. Da durfte auch er ſich zwanglos geben, und weil er ſich ſeinen Wirten jetzt mehr widmen konnte, dehnten ſich die Mahlzeiten länger aus und wurden noch heiterer als bisher.

Einmal forderte ihn die Gräfin ſogar zum Schachzabel auf, um, wie ſie lachend ſagte, die Niederlage wett zu machen, die er ihr einſt beigebracht hatte. Eike ging gern auf den Vorſchlag ein, und diesmal war er der

Unaufmerksame, Zerstreute, denn er mußte fortwährend an das Spiel auf dem Altan denken, das Gerlinde, in ihrer leidenschaftlichen Erregtheit damals die Flucht ergreifend, kurzer Hand abgebrochen hatte. Heute war sie ruhig, durchkreuzte die Züge nicht wieder mit abschweifenden Fragen, nahm ihrem Gegner eine Hauptfigur nach der andern und setzte ihn binnen einer halben Stunde matt. Sie hatte ihm zeigen wollen, daß sie nicht nur Meister auf dem Schachbrett, sondern jetzt auch Meister ihrer Gefühle sei.

Graf Hoyer hatte sich, als die beiden das Spiel begannen, in seine Gemächer zurückgezogen, weil ihn das müßige Zuschauen nicht lockte und eine Unterhaltung dabei nicht möglich war. Ihn beschäftigte in dieser Zeit unausgesetzt Eikes allmählich der Vollendung entgegen reifendes Werk, und mit Bedauern sah er den Tag von weitem herankommen, wo der Unermüdliche sein Finis darunter schreiben und dann dem Falkenstein für immer Valet sagen würde. Trotzdem empfand er die reinste, innigste Freude über den baldigen Abschluß der großartigen Schöpfung und genoß schon im voraus den Triumph, ringsumher rühmen zu können: „Und das ist in meiner Burg, unter meinen Augen zustande gekommen!“ —

Da traf eines Nachmittages unerwarteter Besuch ein. Es war Herr Engelhard, der Abt des Klosters Gröningen an der Bode unweit Halberstadt. Dieser pflegte jährlich einmal hier einzukehren, las Messe, hörte Beichte und ließ es sich in der Burg ein paar Tage wohl sein. Stets kam er in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, war auch heuer Anfang Mai schon hier gewesen, und sein nochmaliges Erscheinen im Spätherbst wunderte den Grafen und die Gräfin. Er war ein Mann in höheren

Jahren, mit faſt weißem Haar und klugen Äuglein im vollwangigen Antlitz, der vergnügt plaudern und ſcherzen konnte, alle kirchlichen Angelegenheiten aber ſehr ernſt nahm.

Mit dem Beweggrunde zu ſeiner zweiten Reiſe hierher rückte er vorläufig nicht heraus, und als ſich Eike zum Abendeſſen im Speiſeſaal einſtellte, war er keineswegs überraſcht, ſchon einen Gaſt auf dem Falkenſtein vorzufinden. Die beiden Herren wurden miteinander bekannt gemacht, wobei es Graf Hoyer indeſſen nicht für nötig hielt, den Hochwürdigen in der ſchwarzen Ordenstracht der Benediktiner mit dem goldenen Kreuz auf der Bruſt über den Grund der Anweſenheit ſeines jungen Freundes aufzuklären. Die gegenſeitige Begrüßung war eine durchaus freundliche, und es entſpann ſich ſchnell ein lebhaftes Tiſchgeſpräch. Manchmal ſah der Abt den Ritter ſinnend und prüfend an, und zuweilen ſchien es, als wollte er ihm mit unverfänglichen, leicht hingeworfenen Fragen über ſeine Anſichten von weltlichen Dingen im allgemeinen ein wenig auf den Zahn fühlen. Zur Erörterung von Gegenſtänden, über die ſich hätte ſtreiten laſſen, kam es jedoch nicht, und ſo verlief das Mahl von Anfang bis zu Ende einträchtig und frohmütig.

Am Vormittag ſchlug der Abt, nachdem er in der Kapelle die Meſſe geleſen hatte, der Gräfin bei dem ſchönen Herbſtwetter einen Gang in den Wald vor, den ſie nicht ablehnen konnte.

Unter den Bäumen, deren entlaubte Zweige den noch wärmenden Sonnenſtrahlen freien Durchlaß gewährten, wandelten ſie gemächlich dahin und unterhielten ſich über den Sommer und die Ernte, die Familienverhältniſſe der benachbarten Adelsgeſchlechter und die Botmäßigkeit der Lehns- und Dienſtleute. Hier anknüpfend

„Hochwürdiger Herr, es ſteht ſchwarz auf weiß von meiner Hand geſchrieben.“
(S. 245.)

brachte der geiſtliche Würdenträger die Rede auf Wilfred, deſſen er ſich als einſtigen Zöglings der Gröninger Kloſterſchule erinnerte, und erkundigte ſich nach dem gegenwärtigen ſittlichen Verhalten des damals leichtfertigen Burſchen.

Die Gräfin konnte nur gute Auskunft geben, denn es war kein Tadel über Wilfred verlautbart.

„Nun er zu ſeinen Jahren gekommen iſt, wird er ja hoffentlich vernünftig werden," ſprach der Abt. „Was tut und treibt er denn hier auf dem Falkenſtein?"

„Der Graf hat ihn nach ſeinen Vagantenirrfahrten wieder in Gnaden aufgenommen, und jetzt verſieht er das Amt eines Schreibers bei Herrn von Repgow," berichtete die Gräfin.

„Dann beſorgt er alſo wohl die Niederſchrift oder die Abſchrift des neuen Geſetzbuches, das der Ritter hier ausarbeitet?"

„Ihr wißt davon?" erſtaunte Gerlinde.

„Man hat gelegentlich dies und jenes davon gehört," gab der Abt ausweichend zur Antwort. „Seid Ihr in den Geiſt und Inhalt einigermaßen eingeweiht, Frau Gräfin?"

„Gewiß! ziemlich genau ſogar," erwiderte Gerlinde.

„Darf ich fragen, was für ein Urteil Ihr Euch darüber gebildet habt?"

„Das denkbar günſtigſte, hochwürdiger Herr!"

„Ei, ei! und iſt dieſes Lob ohne jede Einſchränkung?"

„Das Werk iſt von der höchſten Bedeutung und zeugt von einer außerordentlichen Kenntnis unſerer Rechtszuſtände, die Herr von Repgow für einer gründlichen Beſſerung ſehr bedürftig erklärt. Es behandelt das Lehnrecht, das Land-, Stadt-, Hof-, Send- und Dingrecht, das

Ehe- und Erbrecht, das Weichbildrecht und das Gewohnheitsrecht," zählte Gerlinde der Reihe nach auf.

„Ihr habt das Kirchenrecht vergessen, Frau Gräfin," betonte Herr Engelhard. „Sollte das in dem Elaborat des Ritters nicht die ihm gebührende Berücksichtigung finden?"

„Das Recht der Kirche und der ihr Geweihten fährt darin nicht so gut wie alle die anderen Rechte," gestand Gerlinde.

„Das wäre doch sehr zu beklagen. Dann ist es wohl gar in einem ganz freidenkerischen Geiste geschrieben?" forschte der Benediktiner mit einem lauernden Blick.

„Ja, das läßt sich leider nicht leugnen," gab Gerlinde unumwunden zu. „Das ist aber auch das einzige, woran ich Anstoß nehme."

„Könnt Ihr auf den jungen Edeling, der mit seiner stattlichen Erscheinung viel eher in den Sattel und in den Harnisch als an den Schreibtisch des Gelehrten paßt, nicht einwirken, daß er Euch zu Liebe dieser verderblichen Richtung absagt und der Kirche gegenüber andere, ehrfürchtigere, wohlwollendere Saiten aufzieht? Ihr tätet damit ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk," sprach der Abt.

Mir zu Liebe? dachte Gerlinde betroffen. Was will er damit sagen? sollte er gemerkt haben, was es mit mir und Eike im geheimen für eine Bewandtnis hat?

„Nein, hochwürdiger Herr! ich habe keinen Einfluß auf den Ritter," erwiderte sie. „Er ist in seinen Grundsätzen und in den Schlußfolgerungen seiner Wissenschaft so selbständig und unabirrbar fest, daß er Einrede und Widerspruch von einem Nichtfachmann und vollends von einer Frau nicht dulden würde."

„Schade, sehr schade!" meinte der mit seiner Zumutung Abgewiesene, strich sich nachdenklich das glatte,

runde Kinn und lenkte die Unterhaltung in andere Bahnen.

Er hatte aus der ihm bereitwillig Rede ſtehenden Schloßherrin alles herausgeholt, was ſie ihm an wünſchenswerten Nachrichten zu liefern vermochte, und hatte außerdem noch eine zweite Quelle zu ſeiner Verfügung, aus der er wahrſcheinlich noch mehr ins einzelne Gehendes ſchöpfen konnte.

In die Burg zurückgekehrt machte die Gräfin ihrem Gemahl ausführliche Mitteilung von ihrem ernſten Geſpräch mit dem Abte.

„Nun, da haſt du ja mit deinen Offenbarungen und Fingerzeigen dem wißbegierigen Seelenhirten recht gründlich auf die Sprünge geholfen," ſagte der Graf mißbilligend.

„Das habe ich nicht getan," beteuerte ſie gekränkt. „Er fragte mich nach dem Geſetzbuch, deſſen bald beendete Schöpfung ihm bekannt war."

„Ihm bekannt war? Dann kommt das wieder von den verfluchten Quertreibereien des Aſchariers her," fuhr der Graf wütend auf. „Wenn ich doch dem Landſtörzer, dem Dowald, an den Hals könnte! dem wollte ich die Hölle heiß machen."

„Die Grafen von Blankenburg und Regenſtein wußten doch auch ſchon davon, wie uns Eike ſagte," wandte Gerlinde ein.

„O die Grafen, das iſt gut, aber die Pfaffen, das iſt ſchlimm," rief der Graf, „und ein echter, ausbündiger Pfaff mit ſeiner klug berechneten Geſchmeidigkeit und ſalbungsvollen Verſchmitztheit iſt der Gröninger auch. Ja, wenn es den heuchleriſchen Kuttenträgern in Wahrheit um den reinen, chriſtlichen Glauben, um das Evangelium der Liebe zu tun wäre! aber das dient ihnen

nur zum Deckmantel ihrer ſchändlichen Abſichten. Unbeſchränkte Macht, bedingsloſer Einfluß nach oben und nach unten und zu dieſen Zwecken die Knechtung alles Denkens und Fühlens im Volke iſt es, was ſie anſtreben, und es zu erreichen iſt ihnen kein Mittel zu ſchlecht. Hat er von dir verlangt, ihm zu beichten?"

„Nein."

„Natürlich nicht!" lachte der Graf. „Das Beichtgeheimnis darf er nicht verraten, aber Geſtändniſſe außerhalb des Beichtſtuhles ſind vogelfrei. Er iſt ja doch nur dazu hergekommen, um hinterliſtig das auszukundſchaften und demnächſt kanoniſch auszubeuten, was du in deiner gottesfürchtigen Frömmigkeit die Güte hatteſt, ihm über Eikes Geſinnung anzuvertrauen."

Die Gräfin war beſtürzt und bereute, ſich zum Abte ſo offenherzig ausgelaſſen zu haben.

Bei Tiſche zeigte ſich der Benediktiner ganz anders gegen Eike als geſtern abend, zwar höflich, aber kühl und zurückhaltend, und es gab eine etwas gedrückte Stimmung. Nur Graf und Gräfin durchſchauten dieſen Wechſel in ſeinem Benehmen; Eike ahnte nichts, denn ſeines Werkes wurde auch heute mittag mit keiner Silbe gedacht.

Nach dem Mahle, während Graf Hoyer der Ruhe pflegte, wollte Herr Engelhard ſeine zweite Erkenntnisquelle ſprudeln laſſen und beſchied den ehemaligen Kloſterſchüler zu ſich in ſein Loſament.

Da hatte die Stunde der Vergeltung für den getöteten Fuchs geſchlagen, und zur Ausführung des Planes, den ſich Wilfred ſeit der Ankunft des Abtes aufgebaut hatte, kam dieſer ihm auf mehr als halbem Wege entgegen.

„Wilfred Bogner," redete ihn der Prälat an, „ich denke, du weißt, daß du die ſehr gelinde Beſtrafung

deines abſcheulichen Pudelſtreiches in Gröningen nur mir zu verdanken haſt, nicht wahr?"

„Ja, das weiß ich und werde Euch Eure große Nachſicht mit meinem Leichtſinn nie vergeſſen, hochwürdigſter Herr," erwiderte Wilfred demütig.

„Gut! Du beſorgſt die Abſchrift von dem Buche des Ritters von Repgow, mußt alſo über den Inhalt unterrichtet ſein."

„Prorsus et perfecte, hochwürdigſter Herr!"

„Dann frage ich dich: in welcher Weiſe werden die kirchlichen Verhältniſſe in dieſen neuen Geſetzen behandelt?"

„In einer ganz unverantwortlichen Weiſe, hochwürdiger Herr!" erwiderte Wilfred ohne Zögern. „Die Rechte unſerer heiligen Kirche und die der hochwürdigen Geiſtlichkeit werden über alle Maßen beſchränkt und geſchädigt, geradezu mit Füßen getreten."

„Was du ſagſt! erkläre dich näher!"

„Zum Beiſpiel iſt die Erbfähigkeit der Geiſtlichen einſchließlich der Biſchöfe und Äbte, ſowie aller Klöſter und Stifter gänzlich abgeſchafft und in Zukunft null und nichtig."

„Wilfred! das iſt doch nicht möglich."

„Hochwürdiger Herr, es ſteht ſchwarz auf weiß von meiner Hand geſchrieben," verſicherte Wilfred.

„Iſt dir die Abſchrift zugänglich, ſo daß du mich Einſicht darin nehmen laſſen könnteſt?"

„Ich habe ſie oben in meinem Turmſtübchen, aber hochwürdiger Herr, — wenn Ihr mir die große Ehre erweiſen wolltet, mich dort zu beſuchen, oder wenn ich mit dem Aktenſtoß zu Euch herunterkäme und es ſähe jemand, ſo würde das ſehr auffallen und einen unliebſamen Verdacht erregen," ſtellte Wilfred dem Abte vor.

„Da hast du recht, aber ich möchte mich doch gern mit eigenen Augen von dem überzeugen, was du mir zu meinem Entsetzen aufgedeckt hast.“

„Wie wäre es denn, hochwürdiger Herr, wenn ich Euch kurze Auszüge von einigen der verwerflichsten Stellen des Buches machte, die Ihr einstecken und mitnehmen könntet?“ erbot sich der schamlose Ränkeschmied.

„Ein vortrefflicher Vorschlag, Wilfred!“ rief der Prälat frohlockend. „Ich müßte sie freilich bis morgen früh haben, weil ich dann abreisen will.“

„Heut abend noch, hochwürdiger Herr! aber wo und wie soll ich sie Euch ohne Zeugen einhändigen?“

„Hm! weißt du was?“ flüsterte der Abt. „Wenn ich heut abend mit den gräflichen Herrschaften bei Tisch sitze, schleichst du dich hier ein und legst mir das Schriftstück in mein Bett unter den Pfühl zu Häupten. Verstehst du?“

„Optime, hochwürdiger Herr! so werd' ich's machen,“ versprach Wilfred.

„Habe Dank, Wilfred!“ schloß der Abt die Unterredung, dem schändlichen Zwischenträger die Hand reichend, „und wenn du einmal eine Bitte hast, die ich erfüllen kann, so wende dich an mich, sollst ein offenes Ohr bei mir finden.“

Wilfred ging ab und lachte sich draußen ins Fäustchen: „Das wird eine Wirkung tun, von der sich der gelehrte Ritter nichts träumen läßt, und damit wird mein armes Füchslein gerächt.“ —

Abends war der geistliche Herr wieder in der heitersten Laune und unterhielt mit dem Vorbringen mancherlei drolliger Erlebnisse seine Tischgenossen aufs angenehmste.

Er konnte wohl aufgeräumt ſein, hatte er doch zur Bekämpfung und Unterwerfung des unkirchlichen Freidenkers eine ſcharf geſchliffene Waffe ſchon ſo gut wie in der Taſche.

Gräfin Gerlinde aber getröſtete ſich aus der beſonderen Freundlichkeit, die er Eike erwies, der Hoffnung, daß er nichts Arges gegen dieſen im Schilde führe.

Vor Aufhebung der Tafel kündigte er ſeine Abſicht an, morgen wieder abzureiten, und da konnte ſich Graf Hoyer doch nicht enthalten, ihn nach dem Zwecke ſeiner Herbſtreiſe zu fragen.

Der Abt zog die Augenbrauen hoch und legte den Zeigefinger auf den geſpitzten Mund. „Secretum coenubii, Herr Graf!“ ſagte er dann. „Ich hatte hier in der Gegend wichtiges zu ordnen und habe den kleinen Abſtecher hierher nur gemacht, um Euch, meinen langjährigen Freund und Gönner, und Euer huldvolles Ehgemahl wiederzuſehen.“

Der Graf lächelte nur zu dieſer wohlfeilen Ausrede, die ihn in dem beſtärkte, was er über den unzeitigen Beſuch des Benediktiners zur Gräfin geäußert hatte.

Als ſich der gefährliche Gaſt zur Ruhe begab, fand er unter ſeinem Kopfkiſſen verſteckt die ihm von Wilfred verheißenen Beweisſtücke, und ſeine Neugier war ſo groß, daß er ſie beim Schein der Lampe ſofort zu leſen begann. Es waren vielleicht acht oder zehn zuſammenhangloſe geſetzliche Beſtimmungen, die ſeinen höchſten Unwillen erregten und ihn öfter zu heftigem Kopfſchütteln und Ausrufen des Zornes brachten, bis er mit einem empörten „Anathema esto!“ ſeine Prüfung abſchloß. „Aber welche meiſterliche Handſchrift hat ſich der nichtsnutzige Schlingel der Wilfred angeeignet!“ murmelte er dann, „faſt wie in unſern beſten Brevieren; ſolchen

Schönſchreiber haben wir im Kloſter nicht.“ Bedächtig ſtieg er ins Bett und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

Anderen Morgens kletterte er auf ſeinen gut genährten, alten Gaul, verabſchiedete ſich im Burghof von Hoyer und Eike und ritt von dannen.

Die beiden Zurückbleibenden gingen hinauf zur Gräfin und überbrachten ihr den Gruß und Segen des mit ſeiner erliſteten Beute vergnügt abziehenden Mönches.

„Eike, du haſt da unten auf dem Burghof einem böſen Feinde von dir die Hand gedrückt,“ ſprach der Graf.

„Glaubt Ihr?“

„Ja! und ich habe triftige Gründe zu dieſer Vermutung.

Er kennt den Geiſt deines Geſetzbuches und wird dir einen derben Strick daraus drehen.“

Daß Gerlinde dem Abt dieſe Erkenntnis vermittelt hatte, verſchwieg er. Sie aber war ſich deſſen reumütig bewußt und ängſtigte ſich nun erſt recht um das durch ihre Schuld bedrohte Schickſal Eikes und ſeines Buches.

„Auf Feinde muß ich gefaßt ſein, Herr Graf,“ erwiderte Eike. „Aber das ſoll mich nicht anfechten, und wenn ſie mir mit Bann und Scheiterhaufen drohen, ich widerrufe nichts.“

„Nimm es nicht auf die leichte Achſel,“ warnte der Graf. „Sie werden dir, wenn ſie können, mit einem böſen judicium über den Hals kommen.“

„Ich fürchte mich nicht, Graf Hoyer, und werde mich meiner Haut zu wehren wiſſen,“ gab ihm Eike zur Antwort. „Hab' ich doch den Kaiſer auf meiner Seite,“ fügte er vertrauensvoll hinzu.

„Auf die Hilfe des Kaiſers poche nicht allzu kühn;

der iſt zu fern vom deutſchen Reich, um entſchieden für dich eintreten zu können. Aber du haſt ja noch andere mächtige Freunde zu deinem Schutz, die dich nicht im Stich laſſen werden, und vorläufig biſt und bleibſt du hier in Sicherheit und kommſt ſo bald nicht von uns los."

„Wenn mein Buch fertig iſt, muß ich ſcheiden," ſprach Eike, hütete ſich aber, Gerlinde dabei anzuſehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Graf Hoyer trug schwerer an den jüngst zu Gerlinde und Eike geäußerten Sorgen, als er die beiden wissen lassen wollte und überlegte, wie er den Folgen des Engelhardschen Besuches abwehrend begegnen könnte. War er auch gewöhnt, jeder Gefahr die Stirn zu bieten, wollte er sich doch von keiner unvorbereitet überraschen lassen und traf seine Vorkehrungen, wenn er vermutete, daß und aus welcher Richtung ein Unheil gegen ihn heranzog. Dem Abte von Gröningen, dem Eikes Gesetzbuch, seit er nähere Kenntnis davon hatte, ein Dorn im Auge war, traute er nicht über den Weg und hielt ihn eines irgendwie ausführbaren Handstreiches, sich in den Besitz der schriftlichen Ausarbeitung zu setzen, für ebenso fähig wie willig. Deshalb beauftragte er den Wild- und Waffenmeister, dem Türmer und dem Torwart die größte Wachsamkeit einzuschärfen, daß sich nicht verdächtiges Gesindel in die Burg einschleiche.

„Wird nach Euren Befehlen geschehen, Herr Graf," erwiderte der Wildmeister. „Goswig darf nicht schlafen; er soll die untere Spitze seines Spießes auf seinen Fuß und die obere unter sein Kinn stellen, damit er nicht einnickt." —

Eike kamen solche Gedanken nicht in den Sinn, obschon es auch ihm unerwünscht war, daß die Klerisei von seiner Neugestaltung des deutschen Rechtswesens vorzeitig Kunde erhalten hatte und ihn nun mit allerhand anmaßlichen Einreden, Verwahrungen und Bestreitungen belästigen und in seiner noch unvollendeten Arbeit stören konnte. Die Angriffe von jener Seite her erwartete er erst dann, wenn sein Buch in die Welt hinausgegangen, im ganzen Reiche verbreitet und nichts mehr daran zu bessern, d. h. zu verderben war.

Dagegen drängten sich ihm Betrachtungen anderer Art auf und stellten ihn vor Fragen, die er sich nicht beantworten konnte.

Schon in den ersten Tagen nach der Abreise des kirchlichen Würdenträgers war es ihm aufgefallen, daß sich Gerlinde scheuer gegen ihn benahm und ihm mehr auswich als bisher. Wie sollte er sich das erklären?

Seit seiner Rückkehr von Reppechowe hatte sich ein so freundschaftlicher, herzlicher Verkehr zwischen ihnen herausgebildet, daß sie die frühere Zurückhaltung mehr und mehr abgestreift hatten, und nun war plötzlich eine Abkühlung bei Gerlinde eingetreten. Sollte auch hierbei der geistliche Herr seine Hand im Spiele haben? Hatte sie ihm Beichte abgelegt und ihm ihre Liebe gestanden, worauf er als Bedingung der Absolution von dieser Sünde die äußerste Beschränkung im Umgang mit ihm, mit Eike, über sie verhängt hatte? Gerade jetzt, nicht lange vor seinem Scheiden, empfand er den Wandel in ihrem Gebaren sehr schmerzlich, denn je näher die Trennung rückte, desto größer ward in ihm das Verlangen nach dem innigsten Einvernehmen mit ihr.

Die Ursache von Gerlindes scheuem Wesen sollte er jedoch bald auch ohne Nachforschung erfahren.

Meliſſa erſchien bei ihm mit der Beſtellung, die Frau Gräfin ließe Herrn von Repgow um eine Unterredung in ihrem Gemach bitten.

Das hatte ſie noch niemals getan, da mußte etwas ganz Außerordentliches vorgefallen ſein. Von Unruhe getrieben begab ſich Eike zur Kemenate der Herrin.

„Ihr habt befohlen, Gräfin," ſprach er, als er eingetreten war.

„Befohlen, Eike! wie ſollte ich Euch wohl jemals etwas befehlen!" entgegnete ſie mit ſanftem Vorwurf. „Euch etwas Schändliches abzubitten hab' ich."

Verwundert über dieſe ſeltſame Einleitung ſchwieg er, des Kommenden gewärtig.

Gerlinde zauderte noch mit ihrem Schuldbekenntnis und ſtieß dann heftig hervor: „Ich habe Euch verraten, Eike!"

„Ihr mich verraten, Gerlinde?" erwiderte er nun erſt recht betroffen, „das glaub' ich Euch nicht."

„Ich habe dem Abte den Inhalt Eures Buches verraten, — da habt Ihr's mit einem Worte."

„Weiter nichts?" ſagte er gelaſſen.

„Es bedeutet mehr und ſchlimmeres als Ihr denkt."

„Habt Ihr ihm auch — noch etwas Anderes gebeichtet?"

„Nein, nichts Anderes, und es war auch nicht im Beichtſtuhl. Draußen im Walde hat er mich zur Rede geſtellt, und da hab' ich ihm ausgeplaudert, was ich wußte und was ich hätte verſchweigen ſollen."

„Was iſt da noch groß zu verſchweigen? die Sache iſt längſt kein Geheimnis mehr im Sachſenlande," ſuchte er ſie zu beruhigen.

„Hoyer hat mich deswegen tüchtig ausgeſcholten, und wie ernſt er die Sache nimmt, habt Ihr aus ſeinem

eigenen Munde gehört," sprach Gerlinde mit ängstlicher Hast.

„Und was habe ich ihm darauf geantwortet? daß ich mich durch den Widerspruch des Klerus nicht im mindesten einschüchtern ließe," versetzte Eike. „Was habt Ihr denn dem Ketzerriecher graulich Verbrecherisches von mir ausgeplaudert?" fragte er dann sorglos scherzend.

„Er wollte wissen, ob in Euren Gesetzen auch den Rechten der Kirche und der Geistlichkeit die gebührende, ehrfurchtsvolle Berücksichtigung zuteil würde."

„Und das habt Ihr natürlich schlankweg verneint."

„Ja!" gestand Gerlinde. „Ich habe zugegeben, daß ich in dieser Beziehung nicht gleicher Meinung mit Euch wäre und an Eurer Behandlung dieser Dinge erheblichen Anstoß nähme. Damit hab' ich auch Euch selbst gegenüber niemals hinter dem Berge gehalten."

„Zu meiner Freude, Gerlinde, habt Ihr das nicht getan," versetzte er treuherzig. „Aber was sagte der hochwürdige Herr dazu?"

„Er wünschte, daß ich meinen Einfluß auf Euch benutzen und Euch bewegen sollte, die kirchenfeindlichen Stellen von Grund aus zu ändern."

„Und Ihr?"

„Ich erklärte ihm, daß ich keinen Einfluß auf Euch besäße," erwiderte sie, die Wimpern senkend.

„Eine Ausrede, die zur Abwehr der unzarten Zumutung ganz an ihren Platze war," sprach Eike. „Aber in Wahrheit trifft das nicht zu, Gerlinde; Ihr vermögt viel, vermögt alles über mich. Nur", fügte er hinzu, „meine Überzeugung von dem, was recht ist, opfere ich auch —"

Er brach ab und beendete den Satz nicht.

„Nun?"

„— auch aller meiner unwandelbaren Liebe zu Euch nicht.“

„Meine Liebe wird die Eurige nicht auf dieſe harte Probe ſtellen,“ flüſterte ſie, helle Glut auf den Wangen.

Es war wieder ein ſo gefährlicher Moment wie in jener Nacht auf dem Altan. Eine einzige Bewegung jetzt von ihm zu ihr, und ſie hätten ſich Bruſt an Bruſt gelegen.

Doch Eike behielt Gewalt über ſich. Er ſtand auf, ſchritt ein paarmal im Zimmer hin und her und fragte dann ruhig: „Habt Ihr dem Abte wörtliches mitgeteilt?“

„Nein, nicht das mindeſte,“ verſicherte ſie.

„So weiß er ja gar nichts,“ lachte Eike. „Was will er denn? Mag er doch warten, bis er eine Abſchrift vor ſich hat und Grund zu Ärgernis darin findet. Das wird er freilich wohl, und dann mag er meinetwegen Lärm ſchlagen, mich ſoll's wenig kümmern.“

„Verzeiht Ihr mir meine Unbeſonnenheit, Eike?“ fing Gerlinde nach kurzem Schweigen an.

„Gerlinde!“ rief er mit herzinnigem Ton. „Ich bin ja unſagbar glücklich über dieſe Löſung des Rätſels, denn Euer Weſen in letzter Zeit war mir ein Rätſel, über das ich mir trübe Gedanken machte. Ich glaubte, Ihr hättet —“

„— Euch nicht mehr lieb?“ fiel ſie raſch ein.

„Nein, — Ihr hättet dem Abte gelobt, mich zu meiden.“

„Das Gelübde hätte ich ihm nie getan, und wenn er Himmel und Hölle dazu in Bewegung geſetzt hätte,“ rief ſie. „Ich ſchämte mich meiner Angeberei und konnte Euch nur deshalb nicht mehr ſo unbefangen begegnen wie ſonſt. Das ertrug ich nicht länger, und darum ließ ich Euch bitten, zu mir zu kommen.“

„Das Beste, was Ihr tun konntet.“

„Ich wußte ja, daß Ihr mich freundlich anhören würdet. Und nun — wie soll ich Euch danken, Eike, daß Ihr diesen Druck jetzt von mir genommen habt?“ fuhr sie tief erregt fort, sah ihn mit feucht schimmernden Augen an und reichte ihm die Hand, die er mit seinen beiden umfaßte und inbrünstig küßte.

Dann stürmte er hinaus wie gescheucht von einer Macht, die stärker war als er und die ihn übermannt hätte, wenn er noch geblieben wäre.

Mit geteilten Gefühlen blickte Gerlinde ihm nach.

Ihr war ein Stein von der Seele, daß Eike ihr den begangenen Fehler verziehen hatte und sie nun wieder frank und frei mit ihm verkehren konnte. Aber — „ein Handkuß und mehr nicht!“ seufzte sie.

Als er von ihrem großen Einfluß auf ihn und von seiner unwandelbaren Liebe zu ihr sprach, hatte sie erwartet, daß er ihr diese Liebe noch in anderer Weise als bloß mit Worten bezeugen würde.

Wie konnte sie das nur erwarten! Hatte sie denn vergessen, was sie sich nach seiner Rückkehr von Reppechowe gelobt hatte den festen Vorsatz, nichts mehr von ihm verlangen zu wollen? Brach doch wieder die Sehnsucht nach seinen umfangenden Armen in ihr durch? Nicht um diese Sehnsucht zu stillen, hatte sie ihn zu sich berufen, sondern nur zu einer offenen Aussprache und aufrichtigen Versöhnung, die ja auch schnell zustande gekommen war und deren es gar nicht bedurfte, weil er der Reumütigen nicht im mindesten zürnte. Dabei war es ihnen beiden heiß ums Herz geworden, und Eike, um — wie sie deutlich erkannte — die Versuchung seiner eigenen Erregtheit zu fliehen, war just so eilig ihr entronnen wie sie damals ihm beim Schachspiel auf dem Altan.

Sie aber drängte es, dem schmerzlichen Vermissen dessen, was sie einen Augenblick erhofft hatte, in Tönen Ausdruck zu geben, nahm die Harfe zur Hand und sang:

Ich muß dich, Liebe, fragen:
Schaffst du mehr Lust, mehr Leid?
Sind Geben und Versagen
Dir wie ein wechselnd Kleid?
Bald läßt du Rosen mich brechen
Und bald von Dornen mich stechen.

Ich weiß, mit welchen Mächten
Die Herzen du gewinnst,
An Tagen und in Nächten
Sie zauberstark umspinnst.
Du lockst mit seligen Freuden,
Hast Schätze zu vergeuden.

Doch fährt auf hohen Wogen
Das Glück gradwegs daher,
Weicht mir aus im Bogen
Und grüßt mich nimmermehr.
Stets muß ich schweigend mich fügen,
Hoffnungen schmeicheln und trügen.

Glaubt' ich's zu guter Stunde
Schon fest an mich geknüpft,
Ist's meinem durst'gen Munde
Flugs wiederum entschlüpft.
Es ist ein Nahen und Schwinden,
Ein Suchen und doch kein Finden.

Nun saß sie, dachte nur an Eike von Repgow und sah ihn im Geiste, wie er vor ihr gestanden hatte, wägend und mit sich kämpfend, was er tun sollte. Um sich seine männliche Erscheinung noch deutlicher und herrlicher vorzustellen, öffnete sie eine eichengeschnitzte Truhe, nahm das nun fertige Kurszt heraus und betrachtete es sinnend. Es mußte ihn prächtig kleiden, aber die Ritter

pflegten es über Brünne und Halsberge zu tragen. Würde ſie Eike jemals geharniſcht im Sattel ſehen, wo doch, wie der Abt gemeint hatte und ſie ſelber glaubte, weit eher ſein Platz war als am pergamentbeladenen Schreibtiſch? Träumeriſch vergegenwärtigte ſie ſich ſein Bild im Schmucke dieſes blauſeidenen Wappenrockes, den ſie ihm ſchenken wollte, wenn er auf immerdar von dannen ritt. „Auf immerdar!“ ſprach ſie traurig, den Wappenrock wieder verſchließend. „Möchteſt du noch lange hier ruhen, Werk meiner Hände!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auf Burg Falkenstein bewegte sich alles wieder in den gewohnten Geleisen von Ruhe und Behaglichkeit, und der Besuch des Abtes hatte keinerlei Nachwirkungen.

Graf Hoyer wurde ganz irr an dem vorwitzigen Prälaten, gegen dessen Anschläge er bereits Vorsichtsmaßregeln angeordnet hatte und der nun doch nichts Feindliches wider ihn oder Eike zu planen schien. Sollte er dem ehrenwerten Gottesmann mit seinem Verdacht Unrecht getan haben? Das wollte ihm nicht einleuchten, und in völlige Sicherheit ließ er sich durch dessen vorläufige Untätigkeit noch nicht einwiegen, weil er dem Frieden nicht traute.

Die Gräfin aber war glücklich, daß nichts von dem geschah, womit ihr der Graf nach ihrem Gespräch mit dem geistlichen Herrn bange gemacht hatte, und glaubte an keine Gefahr mehr für Eike, zumal ihr dieser alle Besorgnis so überzeugend ausgeredet hatte.

Der Meistbeteiligte, Eike, sah in dem Zwischenfall nur eines der Hindernisse, die jeder nach einem hohen Ziel Strebende auf seinem Wege zu überwinden hatte, und dachte nicht weiter daran.

Dagegen befand ſich Wilfred in einer täglich wachſenden Aufregung und konnte nicht begreifen, warum der Hochwürdige von den ihm eingehändigten Auszügen noch immer keinen Gebrauch machte. Ihn ſtachelte ungeduldige Rachſucht, die ja der Beweggrund zu ſeinem ſchnöden Verrat geweſen war und deren für Eike verderbliche Folgen er ſchadenfroh mit anſehen wollte.

Trotzdem war ihm unheimlich zumute, denn er verhehlte ſich nicht, daß von dieſen Folgen einige auch ihn ſelber treffen konnten, wenn es ſich durch eine ſtrenge Unterſuchung herausſtellte, daß er der hinterliſtige Unterſtützer des gegen Eike einzuleitenden Verfahrens geweſen war.

Er hatte ſeine Drohung, ſich für den Schuß auf den Fuchs rächen zu wollen, in Gegenwart Meliſſas ausgeſtoßen. Das Mädchen war ihm herzlich zugetan und unbedingt ergeben, konnte aber, wenn es dazu gezwungen wurde, zu einer ihn ſchwer belaſtenden Zeugin werden, deren faſt überführender Ausſage gegenüber ihm kein Leugnen half.

Dann war er gerichtet und geächtet, mußte ſein Bündel ſchnüren und wieder als Vagant in die weite Welt hinaus wandern, was für ihn hieß: ins Elend gehen.

Und der Winter war im Anzuge. Stürme, die den Wald durchbrauſten und die Äſte der Eichen und Buchen knarren und knacken machten, auch wohl ein herabwirbelndes Schneegeſtöber oder ein knatternder Graupelſchauer kündigten als Vorboten ſein Nahen an. Wo ſollte da ein mit Schimpf und Schanden weggejagter Landſtreicher ein ſchützendes Obdach finden und womit auf den an allem Eßbaren und Verdaulichen leeren Feldern den nagenden Hunger ſtillen?

Meliſſa las ihm die Unzufriedenheit und Verbitterung vom Geſicht, und ſelbſt ihrer liebenswürdigen Zärtlichkeit gelang es nicht, ihn aufzumuntern oder dem Verſtockten mit Fragen den Grund ſeiner üblen Laune zu entlocken. —

Da trat ein Ereignis ein, das zwar an ſich nicht groß verwunderlich war, den Grafen jedoch veranlaßte, ſeine Gemahlin und Eike zu ſich in ſein Zimmer zu entbieten, um ſich mit ihnen darüber zu beſprechen.

Sie kamen und fanden den Burgherrn mit gekrauſter Stirn in ſeinem bequemen Falteſtuhl ſitzen und — wohl nicht zum erſtenmal — einen ſoeben empfangenen Brief leſen.

„Ein reitender Bote hat mir aus dem Stift zu Quedlinburg ein Schreiben überbracht, aus dem ich nicht klug werde," begann er. „Die Kanoniſſin Gertrud von Amfurt fordert mich namens der Äbtiſſin zum ſchleunigen Beſuch auf in einer ſehr wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufſchub vertrüge und über die ſie ſich brieflich nicht äußern könnte. Was haltet ihr davon?"

Eike hob ratlos die Schultern.

„Sollte der Palmſonntagſtreit mit dem Biſchof wieder aufflackern?" meinte die Gräfin.

„Daran habe ich auch ſchon gedacht," ſprach der Graf, „aber der Streit iſt endgültig entſchieden und beigelegt, und daraus würden ſie auch kein Hehl machen. Wenn es überhaupt etwas wäre, das meine Schirmvogtei betrifft, würden ſie es doch wenigſtens angedeutet haben. Das Traurige iſt, daß ich nicht imſtande bin, aufs Pferd zu ſteigen und nach Quedlinburg zu reiten. Alſo mußt du hin, Eike!"

Gerlinde machte eine erſchrockene Bewegung, weil plötzlich eine Ahnung in ihr auftauchte, die ſie in die Worte faßte: „Es wird doch keine Falle ſein?"

„Eine Falle?“

„Ja, eine vom Gröninger Abt geſtellte Falle. Kennſt du die Handſchrift der Kanoniſſin?“

„Nein.“

„Warum ſchreibt Oſterlindis nicht ſelbſt? Der Brief könnte gefälſcht ſein. Man weiß vielleicht, daß du nicht reiten kannſt und baut darauf, daß Herr von Repgow —“

„Ah, jetzt verſtehe ich dich,“ unterbrach ſie der Graf. „Du fürchteſt, daß ſie Eike einen Hinterhalt legen wollen. Tod und Teufel! das wäre doch ein Schelmenſtück ſondergleichen.“

Eike ſchüttelte den Kopf und ſagte ruhig: „Darauf laſſ' ich's ankommen; ich reite morgen früh nach Quedlinburg, wenn Ihr glaubt, Herr Graf, daß mir die Äbtiſſin ſoviel Vertrauen ſchenkt, mich anſtandslos in die vorliegenden Dinge einzuweihen.“

„Das wird ſie gewiß,“ erwiderte der Graf, „ich werde dir ein paar Zeilen an ſie mitgeben. Sie iſt meine Verwandte von der Schwertmagenſippe, eine Gräfin Falkenſtein, und hat als Äbtiſſin des freiweltlichen Stiftes den Rang einer reichsunmittelbaren Fürſtin. Alſo niemand außer dem Kaiſer hat ihr dreinzureden, was ſie tun oder laſſen will. Du nimmſt Sibold mit und haſt auch noch den Reitenden hinter dir, der das Schreiben gebracht hat. Wenn du morgen frühzeitig ſatteln läßt, kannſt du gegen Abend wieder hier ſein. Biſt du aber bis übermorgen mittag nicht zurück, ſo ſchicke ich dir den Wildmeiſter mit einem Fähnlein gewappneter Reiſiger nach. Einer von ihnen wird ja wohl lebendig wiederkommen und melden können, was aus dir geworden iſt,“ fügte er lachend hinzu.

Eike lachte mit, aber Gerlinde war ſtill und nachdenklich, denn ihr bangte ernſtlich um Eikes Sicherheit.

Es blieb bei der getroffenen Verabredung und sowohl an Sibold wie an den stiftischen Boten erging der Befehl, morgen früh mit dem Ritter von Repgow zu reiten.

Nach der Beratung verließen Gerlinde und Eike den Grafen, und jeden der drei beschäftigte die mit solcher Dringlichkeit und Heimlichkeit betriebene Angelegenheit insbesondere.

Graf Hoyer wollte den Verdacht seiner Gemahlin, daß die Aufforderung zu dem Besuch eine vom Abt gestellte Falle sein könnte, nicht ganz von der Hand weisen. Gerade dieser, nicht die Äbtissin, wußte, daß ihm das Reiten schon zu beschwerlich war, und da lag es sehr nahe, daß er den Gastfreund als seinen Vertreter nach Quedlinburg entsenden würde, woraus sich die Möglichkeit ergab, sich Eikes aus einem Hinterhalt zu bemächtigen.

Allein bei Licht besehen wäre es doch eine gar zu große Kühnheit, ja Frechheit seitens des Abtes, Eike unterwegs gewaltsam aufheben zu lassen und ihn als Gefangenen in eine Gröninger Klosterzelle zu sperren, um dort seine gesetzgeberische Arbeit zu überwachen und ganz im Sinne des herrschsüchtigen Klerus zu leiten. Das wäre ein völlig aussichtsloser Versuch, denn eher machte der Rhein in seinem Laufe Kehrt und flösse bergauf von Köln nach Konstanz, als daß sich Eike nur einen Strohhalm breit beugen ließ.

„Nein, nein!“ sprach Hoyer zu sich selbst, „zu so grob zutappenden Übergriffen nimmt der vorsichtige Benediktiner seine Zuflucht nicht, der spinnt feineres Garn für seine Netze und würde sich ohne höheren Auftrag, auf eigene Verantwortung nimmer so weit vorwagen. Aber welcher Höhere sollte ihm einen solchen Auftrag erteilen? der Bischof? der bedient sich keines vorgescho-

benen Handlangers, ſondern packt ſelber raſch zu, wo er einzuſchreiten für nötig findet. Alſo abwarten! Eike wird morgen kein Abenteuer zu beſtehen haben, es ſei denn ein ritterlich gefälliges im Quedlinburger Schloſſe, wo es ſich vielleicht nur um Rat und Rechtsbeiſtand handelt, ein umſtrittenes Kunkellehen für eine der Konventualinnen zu ergattern, welche ‚ſehr wichtige Angelegenheit‘ die gute Oſterlindis zu einer res divina aufbauſcht.“

Gerlinde wurde nicht ſo ſchnell mit ihren Sorgen fertig, und daß auch der Graf mit Gefahren für Eike rechnete, ging daraus hervor, daß er ihm, falls er bis übermorgen mittag nicht zurück wäre, eine Schar Reiſige nachſchicken wollte. Ja, übermorgen konnten die leicht zu ſpät kommen, die ſollte ihm Hoyer lieber gleich morgen zu Schutz und Geleit mitgeben, aber ihn darum bitten mochte ſie nicht, um nicht eine allzu warme Teilnahme durchblicken zu laſſen.

Einer freute ſich auf den Ritt nach Quedlinburg, der berühmten Heinrichsſtadt, wo die Kaiſer ſächſiſchen und fränkiſchen Stammes oft ihr Hoflager aufgeſchlagen und manchen glänzenden Reichstag abgehalten hatten. Das war Eike; noch niemals war er in der ſchön gelegenen Stadt geweſen, hatte ſie mit ihrem Schloß und dem ragenden Dom immer nur von weitem geſehen, wenn er ſich mit ſeinem Freunde Hinrik Warendorp ein Stelldichein im Gaſthaus am Scheideweg gegeben. Die Beſprechung mit der Domina würde hoffentlich nicht ſo lange währen, daß ihm nicht noch Zeit genug übrig bliebe, ſich in dem mauerumgürteten Quitilingeburg gehörig umſchauen zu können.

Als ſie ſich ſpät abends gute Nacht wünſchten, fragte Gerlinde mit innigſtem Ton: „Werdet Ihr mir auch

wiederkommen, Eike?" Und wie berückend sah sie ihn dabei an mit ihren großen, dunklen Augen!

„Wenn sie mich nicht einfangen und in Ketten schließen, komme ich wieder, Gerlinde; ich lasse Euch mein Herz als Geisel," entgegnete er lächelnd mit einem treufesten Händedruck und hätte sie so gern, so gern dabei geküßt.

In der Morgenfrühe ritt er frohgemut ab und die zwei Knechte in gebührendem Abstand hinter ihm. Er hatte Wetterglück; ein lauer Wind wehte, und vom nur spärlich bewölkten Himmel schien die Sonne, was er sich zum guten Zeichen nahm.

Wilfred hatte ihn abreiten sehen und sagte nachher zu Melissa: „Diesmal brauchen wir nicht zu wetten, ob er wiederkommt; er hatte nicht den Mantelsack voll Schriften hinter sich auf dem Pferde, und die Reise geht nur bis Quedlinburg, wie ich von Sibold erfuhr. Was mag er da zu schaffen haben?"

„Wohl eine Rechtssache bei der Äbtissin," meinte Melissa. „Ich war mit meiner Herrin einmal dort; o da oben auf dem Schloß ist's herrlich, Fred! prächtiger als in unserer Burg hier. Schade, daß der Ritter dich nicht als Schreiber mitgenommen hat; ich hätt' es dir gegönnt."

„In Quedlinburg wird es auch schon Gerichtsschreiber geben."

„Aber keinen so gescheiten und schmucken wie du, Fred!" sprach sie schmeichelnd.

„Danke, mein Liebchen!" lachte er, doch es klang ein wenig gezwungen. —

Gerlinde wurde der Tag unendlich lang, sie zählte die Stunden, und als der Abend niedersank und es zu dunkeln begann, ward ihr bang und immer bänger.

Sie mußte sich mit ihrem Gemahl allein zu Tisch setzen, aber als sie einsilbig und gedankenvoll eben Platz

genommen hatten, tat sich die Tür auf, und Eike trat in den Speisesaal.

„Eike!!“ scholl es wie ein Freudenschrei aus beider Munde, und viel fehlte nicht, daß Gerlinde von ihrem Stuhl auf und dem Ersehnten in die Arme gesprungen wäre.

„Also nicht gefangen und eingesperrt!“ rief der Graf. „Komm her, setze dich und erzähle! ich kann es kaum erwarten, alles von dir zu hören. So sprich doch, Mensch!“

„Erst einen Trunk!“ bat Eike, „dieser trockene Herbstwind dörrt einem die Kehle schauderhaft aus.“

Gerlinde schenkte ihm geschwind ein, und nach einem tüchtigen Zug aus dem Becher hub er an: „Na, — Seine Hochwürden, der Abt von Gröningen läßt grüßen.“

„Was? Du hast ihn gesprochen?“

„Das nicht, aber seine Fußtapfen, will sagen sein Machwerk hab' ich deutlich erkannt.“

„Weiter, weiter!“

„Am Tage von Mariä Opfer kommt der Halberstädter Domdechant Herr Anno von Drondorf mit Vollmacht des Bischofs hierher auf den Falkenstein, um wegen meines Buches mit mir ins Gericht zu gehen.“

Starres Schweigen folgte dieser wie ein Blitz einschlagenden Nachricht.

Gerlinde saß tief erschrocken da. Das war die Wirkung ihrer Geständnisse zum Abte, der dadurch den Bischof gegen Eike aufgehetzt hatte! Sie machte sich wieder die bittersten Vorwürfe.

Der Graf war sehr ernst, aber vollkommen ruhig. „Hast du das von der Äbtissin selbst?“ fragte er.

„Ja!“

„Erzähle der Reihe nach.“

„Die Kapellanin Fräulein Adelheid von Hakeborn meldete mich der Domina an, und es dauerte eine Weile, bis sie mich zu empfangen geneigt war. Sie war erstaunt und, wie mir schien, wenig zufrieden, statt Eurer einen ihr völlig Fremden vor sich zu sehen. Als ich ihr aber Euer Brieflein dargereicht und sie es gelesen hatte, sagte sie verbindlich: Mein lieber Vetter Hoyer schreibt mir, er könnte leider nicht nach Quedlinburg reiten, ich möchte Euch das gleiche Vertrauen schenken wie ihm selber, und das will ich auf die gute Empfehlung hin auch tun. Darauf eröffnete sie mir unter der Bedingung strengster Verschwiegenheit, der Domherr Konrad von Alvensleben, der ihr und ebenso Euch befreundet sei, habe ihr den Wink zukommen lassen, daß der Domdechant an dem genannten Tage hier erscheinen werde. Das habe sie Euch mündlich mitteilen wollen, weil ihr eine briefliche Preisgebung des Geheimnisses zu bedenklich gewesen wäre. Näheres wisse sie nicht, als daß unzweifelhaft eine feindselige Absicht dahinter stecke. Ihr aber würdet schon verstehen, was dieser Schritt zu bedeuten habe."

„O ja, ich verstehe es," versetzte der Graf mit dem Tone beißenden Spottes.

„Ich auch," sagte die Gräfin. „Osterlindis ist dir für deine Entscheidung des Palmsonntagstreites zu ihren Gunsten Dank schuldig, den Bischof aber hast du dir damit, wie ich dir damals gleich prophezeite, zum unversöhnlichen Feinde gemacht, und als dem Protektor des Herrn von Repgow und seines Buches, das unter deinem Dache und mit deiner Billigung geschrieben ist —"

„— wird er nun auch mit mir den Zank vom Zaune brechen," fiel der Graf ein. „Darauf bin ich gefaßt, und der Domdechant Anno von Drondorf ist ganz der

Mann dazu, den Kampf aufzunehmen. Er ist aus anderem Holz geschnitzt als der Abt von Gröningen, ist gelehrt, schlangenkundig und doch zu stolz, um zu heucheln, und auch bei ihm kommt dreimal voran alles Kirchliche und dann erst ganz nebensächlich das Irdische und Menschliche. So ist er die zuverlässigste Stütze des Bischofs, der sich eifersüchtig und trotzig auf seine geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte steift und großmächtig den Krummstab über seiner Diözese schwingt. Wir haben es also mit nicht zu verachtenden Gegnern zu tun, Eike, und da gilt es, der anrückenden Gewalt auch mit Gewalt zu begegnen, die Hand am Schwertgriff und den Fuß fast schon im Bügel." So sprach der Graf, und die beiden andern sahen's und hörten's ihm an, daß er zum äußersten Widerstand entschlossen war.

„Ich bedaure, Herr Graf, daß ich es bin, der Euch in diese leidigen Zwistigkeiten verstrickt," sagte Eike.

„Deine Sache ist meine Sache," erwiderte der Graf, „und auch meine wackeren Gesellen, die Harzgrafen, werden sie zu der ihrigen machen. Ich werde sie zu einer gemeinschaftlichen Beratung einberufen und bin überzeugt, daß wir alle eines Sinnes und Willens sein werden, uns den Halberstädtern mit stahlharter Zähigkeit entgegen zu stemmen. Dein Kodex ist hier im Harz entstanden, und wir Harzer werden ihn mit allem Nachdruck vertreten und salvieren. Bis zu Mariä Opfer sind es von heut an noch sechs Tage; die müssen ausgenutzt werden, damit die Grafen, wenn der Domdechant eintrifft, hier versammelt sind.

„Aber ich hoffe, Graf Hoyer, Ihr laßt mich an dem Scharmützel teilnehmen."

„Nicht nur teilnehmen, Eike! Du bist der Angegriffene und verteidigst dich selber, wir wollen nur deine

Schildhalter ſein. Und nun trink und erzähle uns noch etwas von Quedlinburg.“

„O, da habe ich viel Schönes und Merkwürdiges geſehen,“ berichtete Eike. „Vor dem Mittagsmahl hat mich Fräulein Adelheid von Hakeborn herumgeführt und mir alles gezeigt und erklärt. Beſonders erfreute mich der herrliche Ausblick vom Schloß weit ins Land hinein, auf das ganze lang geſtreckte Gebirge von Ballenſtedt an gen Weſten auf die Teufelsmauer, die Lauenburg, das Felſentor des Bodetales, nach Blankenburg, dem ſchroff abſtürzenden Regenſtein und im Hintergrunde zu dem alles beherrſchenden Brocken, deſſen Kuppe weiß beſchneit herüberleuchtete. Auch in die wundervolle Baſilika hat mich die junge Kapellanin geführt und zu den Grabſtätten König Heinrichs des Vogelſtellers und ſeiner Gemahlin Mathilde. Es waren erhebende und nachhaltige Eindrücke, die ich in der hochberühmten Stadt empfing, und darüber vergaß ich alle meine Sorgen.“

„Recht ſo, Eike!“ ſprach Gerlinde. „Wie ſagt Horaz? ‚In bedrängter Zeit bewahre dir ein Herz voll Gleichmut‘.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechs Briefe, freilich nur kurze und alle von gleichlautendem Inhalt, hatte Graf Hoyer am nächsten Morgen zu schreiben, und drei Knechte mußten satteln, um sie zu den Burgen der ihm befreundeten Grafen im Harzgau, Schwabengau und Helmgau zu bringen.

Die Mägde mußten die Gastzimmer herrichten, der Koch hatte sich eine Menge Mundvorrat, Fleisch, Geflügel und andere Lebensmittel aus Ballenstedt zu beschaffen und der Wildmeister für Rot- und Schwarzwild zu sorgen, denn die erwarteten Herren, die mehrere Tage zu bewirten waren, kamen nicht allein, sondern brachten jeder einen Gefolgsmann mit.

Die Dienstleute wunderten sich nicht wenig über die umfassenden Vorbereitungen, zu denen ihres Wissens kein Anlaß vorlag, auch kein Namens- oder Gedenktag, und Mariä Opfer war nicht ein so hohes Kirchenfest, daß man es sich üppige Gastereien kosten ließe.

Am meisten war Wilfred über die Entsendung gleich dreier reitenden Boten erstaunt, denen noch dazu größte Eile und strengste Verschwiegenheit anbefohlen war, so daß sie dem neugierigen Schreiber jede Auskunft ver-

weigerten, wo ſie die ihnen auf die Seele gebundenen Briefe abzuliefern hätten.

Was war da im Gange? eine überſchwengliche Ehrung des Herrn von Repgow zur Feier der Vollendung ſeines Werkes? aber ſo weit war es ja damit noch gar nicht, wie er, der ſtetige Helfer daran, doch am beſten beurteilen konnte. Das wäre ein ausgezahlter Lohn vor getaner Arbeit, alſo nicht als wahrſcheinlich anzunehmen.

Dennoch blieb Wilfred dabei, daß dieſe geräuſchvollen Veranſtaltungen in irgend welchem Zuſammenhange mit dem Ritter ſtehen mußten, als gelte es, ihm ein glänzendes Feſt zu bereiten, zu dem vielleicht ſogar die Äbtiſſin von Quedlinburg, bei der er geſtern geweſen war, die Anregung gegeben hatte und zu deſſen Verherrlichung der Graf nun noch andere adlige Familien brieflich aufforderte.

Dann aber war die Mühe, die er ſich mit den ſchriftlichen Auszügen für den Abt von Gröningen gemacht hatte, umſonſt geweſen. Statt der dem Gelehrten rachſüchtig eingerührten Verlegenheiten und Niederlagen ſollte dieſer nun eitel Lorbeeren ernten, weil der Abt die ihm gelieferten Handhaben zur Demütigung des Feindes leider und unbegreiflicherweiſe nicht benutzte.

Von Meliſſa war nichts herauszukriegen, denn die Gräfin hielt den Grund der getroffenen Anordnungen auch vor ihrer getreuen Gürtelmagd geheim, und da mußte ſich Wilfred mit ſeinem ſchadhaften Gewiſſen zur Geduld bequemen, bis die Tatſachen ſelber den Schleier lüfteten, der das Nächſtkünftige undurchdringlich verhüllte.

Um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen, verſchwieg ihm Meliſſa die von ihr gemachte Beobachtung, daß

ihre Herrin sichtlich verstimmt und bedrückt sei, als wäre ihr der Empfang der zu beherbergenden Gesellschaft lästig und die von ihrem Gemahl eingeladenen Gäste unwillkommen.

Hierin täuschte sich die kleine Zofe jedoch. Die Gäste waren Gerlinde sehr willkommen bis auf den einen ungebetenen, den Domdechanten von Halberstadt. Sie wußte, was bei dieser Zusammenkunft für Eike von Repgow auf dem Spiele stand, und konnte sich der festen Zuversicht ihres Gemahls, die Gefahr mit Hilfe der anderen Harzgrafen zu beschwören, nicht sorglos anschließen. Darum schwebte sie beständig zwischen Angst und Hoffnung in der peinvollen Ungewißheit, welchen Ausgang die bevorstehenden Verhandlungen nehmen würden.

In ihr wogte ein heißer Kampf der Gefühle. Mit ihrem gläubigen Sinn war sie auf der Seite des Bischofs und des vornehmen Kapitulars, den er als Richter hersandte, und mit ihrem liebenden Herzen hing sie an dem Urheber des bedrohten Werkes und wünschte ihm in dem Streite mit seinen Gegnern den Sieg.

Über diesen inneren Zwiespalt ging sie ernsthaft mit sich zu Rate. Eikes Überzeugungen achtete sie aufs höchste, und bei so wesentlich voneinander abweichenden Anschauungen, wie die seinigen und die ihrigen waren, mußte einer von beiden, er oder sie, im Irrtum sein. Sie war in Ehrfurcht vor der christlichen Kirchenlehre, deren Satzungen ihr als oberstes, unumstößliches Gebot im menschlichen Leben galten, erzogen und aufgewachsen und hatte nie von anderen Rechten gehört als von den altererbten des Lehnsherrn gegen seine Lehnsleute, und nun kam ein ritterlicher Mann, der sich gegen die bisher unbestrittene geistliche

Macht aufbäumte, ganz neue Begriffe von Recht und Unrecht aufbrachte und deren Anwendung in allen Verhältnissen und in allen Schichten des Volkes durchsetzen wollte. Aber — und das gereichte ihr doch wieder zur Beruhigung — er wandelte diesen viel Mut und Selbstvertrauen erfordernden Weg nicht allein, ihr Gemahl und seine gräflichen Standesgenossen schritten neben ihm, ihn mit dem Klange ihrer Namen, und, wenn nötig, mit Waffengewalt zu schützen und zu stützen.

Da mußte die in einfältige Frömmigkeit gewiegte Frau wohl an ihrem Wunderglauben irre werden und sich der besseren Einsicht welterfahrener Männer unterwerfen. Jetzt war ihr sehnlichster Wunsch, dem Lanzenstechen zwischen dem Ritter und dem Dechanten beiwohnen zu dürfen, was man ihr aber schwerlich gestatten würde. —

Von den ausgeschickten Boten kehrten zwei noch an demselben Abend zurück, der dritte erst am nächsten Mittag. Sie brachten von sämtlichen Geladenen Zusagen mit Ausnahme des ältesten von ihnen, des Grafen Christian von Wernigerode, den eine Unpäßlichkeit zu kommen verhinderte.

Schon zwei Tage vor Mariä Opfer traf als erster Graf Burkhard von Mansfeld ein, und tags darauf kamen die Grafen Johann von Blankenburg und Günther von Regenstein angeritten. Diese drei Herren waren über Eikes Pläne bereits unterrichtet und mit ihm in vollem Einverständnis. Deshalb verschob man allen Meinungsaustausch bis zur Ankunft der noch fehlenden Grafen Heinrich von Hohnstein und Botho von Stolberg, die für seine Bestrebungen erst gewonnen werden mußten, was Hoyer und Burkhard auf sich nahmen.

Auch die beiden aus dem Helmgau fanden ſich rechtzeitig ein, und zwar ebenſo wie die übrigen Herren ohne ihre Gemahlinnen, worüber Wilfred wieder den Kopf ſchüttelte, darauf neugierig, ob trotzdem die Äbtiſſin von Quedlinburg mit einigen ihrer Stiftsdamen zu dem Feſtmahl erſcheinen würde, das man dem Reppechower zu Ehren anrichtete.

Fünf der Harzgrafen waren nun um den ſechſten, den Falkenſteiner, verſammelt und begaben ſich, nachdem auch die zwei Letztgekommenen die Schloßherrin höflich begrüßt hatten, in Hoyers Gemach, um ſofort mit ihren Beſprechungen zu beginnen.

Die Veranlaſſung zu dieſer eilig anberaumten Tagung kannten ſie alle ſchon aus Hoyers Einladungsſchreiben, und dieſer hielt nun ſeinen Gäſten einen klaren, fließenden Vortrag über die für Volk und Vaterland unſchätzbar hohe Bedeutung der in Rede ſtehenden geſetzgeberiſchen Arbeit, dem die Hörer mit gefeſſelter Aufmerkſamkeit folgten. Dann machte er ihnen Mitteilung von dem ſich dagegen erhebenden Widerſpruch der Geiſtlichkeit, der unzweifelhaft aus dem Munde des morgen eintreffenden Domdechanten von Halberſtadt einen vom Biſchof genau vorgezeichneten Ausdruck finden dürfte.

An den mit allſeitigem Beifall belohnten und auf fruchtbaren Boden gefallenen Vortrag knüpfte ſich eine Reihe beſonders von den beiden Helmgauern geſtellter, die verſchiedenen Rechtsgebiete berührender und ins einzelne gehender Fragen, auf die Eike oder auch die Grafen Hoyer und Burkhard mehr oder minder ausführlichen Beſcheid gaben.

Heinrich von Hohnſtein, eine reckenhafte Geſtalt mit markigen, gebräunten Zügen, der man den heißſpor-

nigen Kampfhahn und wetterharten Pirschgänger auf den ersten Blick ansah, erkundigte sich nach der Behandlung des Forst- und Wildbannes in dem Gesetzbuch, und als ihm Eike befriedigende Auskunft über Hegung und Schonung und über den Schutz gegen Wild- und Holzdiebe erteilte, lachte er dröhnend auf: „Dann habt Ihr mich schon mit Leib und Seele im Sack und könnt von mir verlangen, was Ihr wollt. Um all das andere Zeug scher' ich mich den Teufel, das fegt Ihr besser auf einen Haufen als ich, Ritter von Repgow!"

Graf Botho von Stolberg, ein bedachtsamer, kirchenfreundlicher Herr, äußerte sich dahin, daß man doch auf die Stellung der Geistlichen im Reich und im Volke gebührliche Rücksicht nehmen und ihnen hie und da des lieben Friedens willen ein wenig durch die Finger sehen müsse.

„Was? des lieben Friedens willen, Botho?" fuhr der Hohnsteiner wild auf. „Halten denn die Pfaffen Frieden oder stiften sie Haß, Verfolgung und Zwietracht? Was fragen die nach Kaiser und Reich, nach Volk und Vaterland! Herrschen und gebieten wollen sie und wie Tyrannen schalten und walten. Ihre die Wahrheit verdrehenden Hetz- und Schimpfworte, mit denen sie wie mit Pflastersteinen um sich werfen, klingen weiß Gott! nicht nach Frieden, und wo es gilt, ihrem frechen Hochmut den Garaus zu machen, da schlag' ich wuchtig mit drein!"

Darüber kam es zu scharfen Auseinandersetzungen. Der Stolberger verteidigte den Klerus, aber die anderen pflichteten dem Hohnsteiner bei, trieben den Grafen Botho ungestüm in die Enge und redeten, oft alle zugleich, so lange auf ihn ein, bis er endlich keine stichhaltigen Gegenvorstellungen mehr vorzubringen wußte.

Den Grafen Günther von Regenſtein, der auch ein raſcher Draufgänger war, ſuchte ſein Freund Johann von Blankenburg zu zügeln, und den Hohnſteiner zu beſänftigen hatte Graf Hoyer viel Mühe.

Dieſen ermahnte Graf Burkhard von Mansfeld, ſich nicht zu große Anſtrengungen beim Sprechen zuzumuten. Er riet, die Verhandlungen für heute abzubrechen und erſt in Gegenwart des Domdechanten weiterzuführen, dem gegenüber er auf feſten Zuſammenhalt und volle Einſtimmigkeit der Anweſenden hoffe.

Damit waren alle einverſtanden. Die wenigen noch nicht ganz ausgeglichenen, aber leicht überbrückbaren Spaltungen in der Erörterung von Nebendingen wurden beiſeite gelaſſen, und keiner der über die Grundzüge der neuen Rechtsordnung ſchon ſo gut wie Geeinigten trug dem andern ein derbes Wort nach, das ihm in der Hitze des Gefechts ungewollt entſchlüpft war.

Längſt waren im Zimmer die Kerzen angezündet, und ſchon vor einer halben Stunde hatte Folkmar den Kopf zur Tür hineingeſteckt und dem Schloßherrn zugewinkt, daß es Eſſenszeit wäre. Das war jedoch in dem eifrigen Reden und Streiten von niemand beachtet worden.

Jetzt erſchien unerwartet Gräfin Gerlinde, was allgemeine Verwunderung und Freude erregte und dem bereits erklärten Burgfrieden eine gewiſſe Weihe gab. Die ritterlichen Herren erhoben ſich und vernahmen aus dem Munde ihrer verehrten Wirtin die anmutig einladende Mitteilung, daß der Tiſch gedeckt ſei.

„Halali!“ rief Heinrich von Hohnſtein in ſingendem Ton. „Verzeiht, Frau Gräfin! wir konnten mit meinem alten Freunde Stolberg nicht fertig werden; er will den Papſt entthronen und allen Geiſtlichen vom Biſchof bis zum letzten Leutprieſter den Brotkorb höher hängen.

Mich dauerten die armen Unterdrückten, ſchwer Verkannten, und ich trat mit ein paar begütigenden Worten entſchieden für ſie ein. So iſt uns die Zeit im Fluge vergangen, aber jetzt ſind wir einig und ganz zu Euren Befehlen, holdeſte aller Frauen!"

Da lachten ſie alle, auch Botho von Stolberg und Gerlinde, die den bitteren Spott des unbändigen Raufboldes deutlich herausfühlte.

Graf Burkhard von Mansfeld bot der Gräfin den Arm und führte ſie in den Speiſeſaal, wo er an der Tafel zu ihrer Linken Platz nahm, während Graf Hohnſtein ihr Nachbar zur Rechten wurde. Eike wußte es einzurichten, daß er neben dem Grafen von Stolberg zu ſitzen kam, den er gern noch ein wenig zu ſeinen Gunſten bearbeiten wollte.

Es ging bei Tiſche ſehr luſtig her. Heute waren ſie ja noch unter ſich, ohne den Domdechanten, und dachten nicht daran, wie das morgen und übermorgen werden würde, wenn die Schlacht zwiſchen geiſtlicher Willkür und weltlicher Rechtsordnung geſchlagen war.

Die Herren erzählten ſich Jagdabenteuer, Fehdegeſchichten und Reiterſtücklein, ſprachen von Pferden und Hunden und auch wohl von Frauenſchönheit und Minne.

Graf Hohnſtein war an der Seite der Gräfin von ſprudelnder Laune, doch ſie hielt ihn in Schach, daß er nicht zu weit über die Stränge ſchlug, wobei ihr Graf Burkhard redlich half. Übrigens gewährte ſie ihm große Nachſicht und konnte über ſeine tollen Späße herzlich lachen.

Eike führte mit dem Stolberger Grafen ein halblautes Geſpräch und ſchien ſich in der Tat mit dem ernſten Manne leidlich zu verſtändigen. Gerlinde horchte

hin und warf zuweilen ein ermunterndes Wort dazwiſchen, um ihn auf heitere Dinge abzulenken. Dann lächelte er ihr freundlich zu, ließ ſich aber in ſeinem Beſtreben, den Grafen für ſich zu gewinnen, nicht ſtören.

Die beiden Grafen von Blankenburg und Regenſtein plauderten miteinander über Forſt- und Feldwirtſchaft und ergötzten ſich an den drolligen Einfällen des Hohnſteiners und den ſchlagfertigen Erwiderungen des Mansfelder Grafen.

Nur Graf Hoyer war ſchweigſam. Ihn beſchäftigte fortwährend die ziemlich ſtürmiſch verlaufenene Beratung, denn er fühlte ſich verantwortlich für alles, was ſich in den nächſten Tagen hier auf ſeiner Burg entrollen und entladen würde.

Erſt zu ſpäter Nachtſtunde hob Gerlinde die Tafel auf, und damit endete das für alle Gäſte erfreuliche Mahl.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Heute war die Vigilie von Mariä Opfer und das Eintreffen des Domdechanten zu erwarten. Da er jedoch vor Mittag kaum hier sein konnte, hatten die Grafen den Morgen zu ihrer freien Verfügung, was der von ihnen erzielten Einigung sehr zustatten kommen sollte.

Nach gemeinschaftlich genossenem Frühmahl wünschte Graf Botho von Stolberg eine nochmalige kurze Besprechung der Herren mit dem Ritter von Repgow, weil er ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten habe.

Sie gingen willig darauf ein und saßen bald um ihn versammelt wieder in Hoyers Gemach. Dort nahm er das Wort und erklärte, er habe während der halb schlaflosen Nacht die ihm gemachten eindringlichen Vorstellungen auf das genaueste erwogen und gestehe zu, daß sich die Geistlichkeit allerdings manche unerträglichen Übergriffe in weltliche Hoheitsrechte und Lehnsverhältnisse zuschulden kommen lasse, denen mit Ernst gesteuert werden müsse. Da ihm viel daran liege, sich mit seinen lieben Freunden und Wappengenossen in vollem Einklang zu befinden, ziehe er seine gestern erhobenen Bedenken gegen einige anfechtbare Bestimmungen des neuen Gesetzbuches hiermit zurück, wenn ihm

der Herr Verfaſſer nur in einem Punkte nachgeben wolle. Es heiße, geiſtliches Recht und weltliches ſollen miteinander gehen; er ſchlage jedoch vor, daß die Rechtsverfahren ganz voneinander getrennt würden und in rein geiſtlichen Angelegenheiten, die mit weltlichen Händeln nichts zu ſchaffen hätten, die geiſtlichen Gerichte allein urteilen ſollten und ebenſo umgekehrt. Eine derartige, ſtreng durchgeführte Sonderung empfehle ſich ſowohl aus Gründen der Gerechtigkeit wie der Zweckmäßigkeit, um unbefugte Einmiſchungen, Mißhelligkeiten und Reibereien in Zukunft zu vermeiden. Er bitte die Herren, ſich über ſeinen Vorſchlag zu äußern.

Sie blickten zu Eike hin, um erſt die Meinung des Rechtsgelehrten zu hören.

Der ſprach nach kurzem Beſinnen: „Das iſt ein guter, annehmbarer Vorſchlag, den ich als Kanon meinem Buche einverleiben werde mit dem Wunſche und unter der Vorausſetzung, daß er überall richtig ausgelegt und gewiſſenhaft befolgt wird.“

Seinem Ausſpruch ſtimmten die anderen gern zu, voller Freude, daß mit dieſem Zugeſtändnis die angeſtrebte Einmütigkeit erreicht war, welchem Gefühl Graf Hohnſtein Ausdruck verlieh, indem er die Hände zuſammenſchlagend ausrief: „Na, da wären wir ja nun Gott ſei Dank! alle ein Herz und eine Seele. Nun möge das ſtrahlende Kirchenlicht aus Halberſtadt den biſchöflichen Segen über uns arme Sünder ausgießen. Wir wollen den Leiſetreter mit Sammetpfötchen bewillkommnen und mit Blechhandſchuhen verabſchieden.“

Sie lachten über die von dem luſtigen Helmgauer ausgegebene Loſung, und die Sitzung war aus.

Darauf zerſtreuten ſich die Herren und vertrieben ſich die Zeit bis zur Mittagsſtunde jeder nach ſeinem Be-

lieben. Der Mansfelder und der Stolberger beſichtigten die Roſſe in den Ställen. Graf Hohnſtein ging mit Eike auf den Altan und ſchaute zu den Bergen hinüber und in den Forſt, ob ſein ſcharfes Jägerauge nicht äſendes oder ziehendes Wild entdeckte. Die beiden immer aufgeräumten Grafen von Blankenburg und Regenſtein klopften bei der Gräfin an und machten ihr, da ſie ihnen in ihre Kemenate einzudringen erlaubte, um die Wette den Hof, was ſich Gerlinde in Huld und Gnade gefallen ließ. Graf Hoyer aber blieb in ſeinem Zimmer und ſtreckte ſich zu einer kurzen Ruhe aus, deren er dringend bedurfte. —

Als das Mittageſſen längſt vorüber war und es zu dämmern begann, erſcholl vom Bergfried ein ungewöhnlicher Hornruf, der den Wiſſenden die Ankunft des Domdechanten verkündete und Gerlinde aus träumenden Gedanken aufſchreckte, denn mit dem feierlich Angeblaſenen nahte ſich das dem Geliebten drohende Verhängnis.

Graf Hoyer ſtieg die Treppe hinab, um den Prälaten zu empfangen, mochte dieſen auch eine ſo rückſichtsvolle Aufmerkſamkeit Wunder nehmen und vielleicht kopfſcheu machen.

Die Begrüßung war eine beiderſeits ehrerbietige. Der Dechant hielt das Entgegenkommen des Schloßherrn für eine althergebrachte Gepflogenheit beim Ertönen der Fanfare vom Turm und fand dies einen ſehr lobenswerten Brauch. Der Graf aber geleitete den neuen Gaſt in das für ihn bereite Loſament, wo er ihn der Bedienung Folkmars überließ.

Wilfred hatte geſehen, daß ein hoher Geiſtlicher in den Burghof geritten war, und witterte ſofort, daß dieſer Beſuch eine Folge von dem des Abtes von Gröningen war, der nun doch endlich Unkraut in Repgows

blühenden Weizen gesät zu haben schien. Also darum die festlichen Vorbereitungen, die ihm jetzt weniger zu einer Ehrung Eikes als zu einem Henkermahl für diesen geeignet däuchten. Teils frohlockend, daß das Verderben den Bücherwurm ereilte, teils bangend vor dem, was ihm selber dabei widerfahren könnte, verkroch er sich still in sein Kämmerlein.

In einem großen Gemache waren sämtliche Grafen mit Eike von Repgow um die Gräfin geschart, die durch ihre Gegenwart dem Empfang eine heiter gesellige Form geben sollte, welche Aufgabe, als es so weit war, Gerlinde auch mit Geschick und Anmut löste.

Beim Eintritt des Dechanten flog ein kaum merkliches Zeichen des Erstaunens über sein Gesicht, das aber ebenso schnell wieder verschwand, wie es aufgeblitzt war. Mit weltmännischer Gewandtheit verneigte er sich vor der Gräfin und wechselte ein paar artige Worte mit ihr. Jedem der Grafen, die ihm alle bekannt waren, reichte er die Hand und fragte nicht nach den Umständen dieses unverhofften Wiedersehens. Dann kam Eike an die Reihe, dessen Namen ihm Graf Hoyer nannte, obschon der geistliche Herr ohnehin nicht zweifeln konnte, daß er den jetzt vor sich hatte, den hier zu finden er sicher gewesen war.

Da standen sie nun, von allen Anwesenden heimlich beobachtet, die beiden, der Kapitular und der Ritter, Auge in Auge gegenüber und maßen sich mit prüfenden Blicken. Sie waren sich ihrer Stellung zueinander bewußt, aber ihre Mienen verrieten nichts Feindseliges, und die Ursache ihrer Begegnung hier auf dem Falkenstein wurde auch in ihrem flüchtigen Gespräch nicht berührt. In ihrem Innern waren sie kampfgerüstet, äußerlich wahrten sie eine achtungsvolle Höflichkeit.

Herr Anno von Drondorf war von hochgewachsener, hagerer Gestalt mit einem bleichen, scharf geschnittenen Antlitz, grauem Haar und einem Paar tief in ihren Höhlen liegender Augen, über die sich dichte, geradlinige Brauen zogen. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Redeweise kühl und überlegt, seine ganze Erscheinung würdig und vornehm. Aber unter der Maske der Ruhe und Zurückhaltung ließ sich seinem sicheren Auftreten nach unerschütterliche Willenskraft und Entschlossenheit vermuten.

Man kam alsbald in ein allgemeines Gespräch, das sich unter absichtlich reger Beteiligung der Gräfin in ebenen Geleisen hielt und sich mühsam bis zur Tischzeit hinschleppte.

Nachher, im Speisesaal, wurde das anders. Der Domdechant, der zwischen Gräfin Gerlinde und dem Grafen Johann von Blankenburg saß, wachte aus seiner Versonnenheit auf und unterhielt sich mit seinen Tischnachbarn sehr lebhaft über klösterliche Kunst und Wissenschaft und über geschichtliche Ereignisse der Vergangenheit, wobei er öfter das Wort an den ihm gegenübersitzenden Eike richtete, um dessen Kenntnisse auch in Dingen zu erforschen, die außerhalb seines Faches, der Rechtspflege, lagen.

Gerlinde freute sich zwar über die Zuvorkommenheit des Prälaten gegen den Gelehrten, ließ sich aber dadurch nicht bestechen und zu schmeichelnden Hoffnungen verführen, sondern war beständig auf der Hut, jeder etwa verletzenden Äußerung zwischen den beiden vorzubeugen. Es bedurfte jedoch solcher Fürsorge nicht, denn von keiner Seite kam es zu Erörterungen, die den Frieden hätten stören können.

Auch Graf Hoyer bemühte sich, seinem Gaste das Verweilen in einem Kreise, in dem er nur Gegner um

ſich hatte, ſo angenehm wie möglich zu machen und hielt ſeinen Freund Hohnſtein, der immer auf dem Sprunge war, den Halberſtädter herauszufordern und zu reizen, beſchwichtigend im Zaune.

Als zum Nachtiſch noch ein neuer Wein aufgetragen wurde, fragte der Dechant den Grafen Hoyer, ob es ihm recht ſei, wenn er morgen früh in der Burgkapelle eine Meſſe läſe.

Der Graf nahm das Anerbieten mit verbindlichem Dank an, worauf ſich der Dechant erhob und die Geſellſchaft nach einer leichten Verbeugung in die Runde ſchnell verließ.

Die anderen blieben noch beiſammen, um ihre Eindrücke von dem ernſten, aber gefällig umgänglichen Mann auszutauſchen.

Graf Burkhard von Mansfeld meinte: „Nach dem äußeren Verhalten des hochwürdigen Herrn fürchte ich für morgen keine ſchweren Zerwürfniſſe zwiſchen ihm und uns.“

„Trau' ihm nicht, Burkhard!“ riet Graf Hohnſtein. „Er wird uns morgen die Krallen ſchon zeigen, die er heute noch verſteckt hielt, und ſcheint in allen Sätteln gerecht zu ſein; ich bin auf ein ſcharfes Rennen mit ihm gefaßt.“

„Es wäre mir lieb, wenn wir einen allzu harten Zuſammenſtoß mit ihm vermeiden könnten,“ ſagte Graf Hoyer.

„Aber von Nachgeben unſerſeits kann doch keine Rede ſein,“ fuhr Graf Günther von Regenſtein auf.

„Vielleicht kämen wir mit Milde weiter als mit Schroffheit,“ ſprach Botho von Stolberg.

„Mit Milde, Botho!“ ſpottete Hohnſtein. „Reich' einem Pfaffen den kleinen Finger, und er nimmt die

ganze Hand. Du ſtehſt ihm von uns allen am nächſten und ſollteſt ihn doch beſſer kennen."

„O Gott! wie wird das werden?" ſeufzte Gerlinde.

„Es wird nicht ſo heiß hergehen, wie Ihr denkt, Frau Gräfin," tröſtete ſie Johann von Blankenburg. „Der Prälat iſt an Selbſtbeherrſchung gewöhnt und im Kapitel gut geſchult."

„Aber an Spitzfindigkeit uns allen über," fiel der Hohnſteiner ſofort wieder ein.

„Mich ſoll er nicht überliſten, Herr Graf," miſchte ſich endlich auch Eike in das Geſpräch. „Bei dem, was ich mit ihm auszumachen habe, laſſe ich mich in keiner noch ſo fein gelegten Schlinge fangen."

Dieſe Verſicherung aus dem Munde des einzigen Gefährdeten freute die Grafen und wirkte auch auf Gerlinde beruhigend, ſo daß die Beſprechung über den ſchwer zu durchſchauenden geiſtlichen Herrn damit ihren Abſchluß fand. —

Als am anderen Morgen das Glöcklein zum Gottesdienſt rief, begaben ſich ſämtliche Inſaſſen der Burg in die Kapelle, ſo viele darin Raum hatten, um die Meſſe zu hören, zu der die nötigen Prachtgewänder auf dem Falkenſtein vorhanden waren. Ein junger Jäger verſah das Amt des Miniſtranten, und Gräfin Gerlinde ſang zur Erhöhung der Feier eine von Harfenſpiel begleitete Hymne, die ſie ſchon als Mädchen in ihrer fränkiſchen Heimat gelernt hatte.

Das Mittagmahl war heute ſpäter angeſetzt als ſonſt, weil, ſobald der Zelebrant ſeinen Morgenimbiß verzehrt haben würde, die Verhandlungen beginnen ſollten, deren Dauer nicht im voraus abzuſchätzen war.

Laut Verabredung verſammelten ſich die Herren im Gemache des Grafen Hoyer, wo ſie den Domdechanten

nicht ohne einige Spannung auf das, was er hier vorbringen würde, erwarteten.

Als er eintrat, wunderte er sich aufs neue, auch jetzt, zu dieser wichtigen Beratung, die Grafen wieder alle beisammen zu finden, und schloß daraus, daß er hier nicht bloß mit Eike von Repgow, sondern auch mit den gewiß zu dessen Beistand herbeigeeilten Machthabern zu kämpfen haben würde.

Er unterdrückte jedoch seine Überraschung, und nachdem er in der Mitte seiner mutmaßlichen Gegner am Tische Platz genommen hatte, hub er ohne Säumen an: „Ihr erratet wohl, erlauchte, edle Herren, mit welchem Auftrage mich mein hochwürdigster Bischof hierher entsandt hat. Ich soll gegen das von dem hier anwesenden Herrn von Repgow verfaßte Gesetzbuch Einspruch erheben, weil es in einzelnen Teilen seines Inhaltes den Grundsätzen und Überlieferungen unserer heiligen Kirche zuwiderläuft und dem Ansehen der ihrem Dienste geweihten Geistlichen Abbruch tut."

„Darf ich vorerst fragen, hochwürdiger Herr," schaltete Graf Hoyer ein, „wie Ihr auf die Vermutung gekommen seid, daß die Rechtsauffassung des Ritters von Repgow den Grundsätzen der Kirche zuwiderläuft?"

„Wir sind gewarnt worden, Herr Graf," entgegnete der Dechant, ohne den Namen des Warners zu nennen, und fuhr dann, sich an Eike wendend, sogleich fort: „Erklärt mir, Herr Ritter von Repgow, mit welcher Absicht Ihr Euer Buch geschrieben habt."

„Mit der Absicht, in ganz Sachsenland Rechtseinheit zu schaffen, in allen Herzogtümern und Grafschaften, allen Städten und Dörfern, gleiches Recht für alle ohne Unterschied des Standes und der Geburt," lautete unverzüglich Eikes Antwort.

„Habt Ihr auch wohl in Betracht gezogen, ob es Gottes Wille ſein kann, daß Ihr den einen nehmt, was Ihr den andern gebt?"

„Ich gebe Gott, was Gottes iſt, dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, aber auch dem Volke, was des Volkes iſt."

„Das klingt fromm und chriſtlich, Herr Ritter! und doch geht Ihr in Eurem Buche auf eine Trennung von Recht und Glauben aus."

„Nein, hochwürdiger Herr! Ich ehre Gottes heilige Gebote, aber der Glaube hat nichts zu ſchaffen mit der Erkenntnis des Guten und des Böſen beim Urteilen und Richten über eine vollführte Tat."

„Unſere Erkenntnis von gut und böſe iſt Stückwerk wie all unſer Wiſſen," erwiderte der Prälat. „Das aber unterliegt keinem Zweifel: zwiſchen kanoniſchem und öffentlichem Recht beſteht ein unvereinbarer Gegenſatz."

„Das beſtreit' ich, Herr Domdechant! Wenn jedermann Recht geſchieht und niemand Unrecht, kann die Kirche und die Laienwelt zufrieden ſein."

„Da täuſcht Ihr Euch. Mit Geſetzen könnt Ihr der Menſchheit den ſeeliſchen Frieden, der doch hienieden das Höchſte iſt, nicht gewährleiſten."

„Aber ihm ein gutes Fundament ſchaffen. Auf vernünftigen, allgemein gültigen Geſetzen beruht die Sicherheit und Wohlfahrt des einzelnen wie der Geſamtheit, und eine geordnete Rechtspflege, zu der das Volk Vertrauen hat, iſt eins der unſchätzbarſten Güter, die man ihm beſcheren kann."

„Ein wahres Wort!" rief Burkhard von Mansfeld, worauf ſich im ganzen Kreiſe unverhohlener Beifall kundgab.

„Euer gräflich Hochgeſchlecht in unverbrüchlichen Ehren, edle Herren," kehrte ſich der Kapitular zu den

Umſitzenden, „aber mit gnädiger Erlaubung frage ich euch: ſind wir etwa bisher ohne Rechtſprechung im deutſchen Reiche geweſen? Seit unvordenklichen Zeiten iſt von den Schöffenſtühlen unter Königsbann nach alter, guter Gewohnheit geurteilt worden."

„Und auf den althergebrachten Volks- und Gewohnheitsrechten habe ich mein neues Recht aufgebaut und von ihnen ſo viel darin beibehalten, wie nur möglich war," beſchied ihn Eike. „Aber mit dem ſchauderhaften Wirrwarr, daß in jedem Gau, nein, in jeder Stadt ein anderes Recht gilt, muß endlich von Grund aus aufgeräumt werden."

„Ja, hochwürdiger Herr, das iſt unſer aller Meinung," fiel Graf Hoyer ein, und die anderen ſtimmten ihm zu.

„Eure Dignität auch in unverbrüchlichen Ehren, Herr Domdechant," ſpottete Graf Hohnſtein, „doch wiſſet: unſere Landſaſſen, Semperfreien, Bürger und Bauern verlangen mit demſelben Maße gemeſſen zu werden wie die Höchſten im Reiche, einzig den Kaiſer ausgenommen, ob ſie eine Krone auf dem Haupte tragen oder die Inful, oder ob ſie barhäuptig und barfuß gehen. In den feſten Schranken des Geſetzes ſoll der Schöffenſtuhl über allem, auch über dem Biſchofsſtuhl ſtehen."

Im Dechanten wallte es grimmig auf. „Unerhört!" ſtieß er erregt aus. „Ihr treibt das Spiel zu hoch."

„Spiel? das iſt kein Spiel, es iſt uns allen bitterer Ernſt damit, Herr Domdechant!" drohte der Graf von Regenſtein.

„Wirklich? Faſt ſieht es ſo aus. Die Herren ſcheinen ſich im geheimen ſchon verſtändigt zu haben. Waret ihr denn auf mein Kommen vorbereitet?"

„Wir ſind auch — gewarnt worden," verſetzte Graf Hoyer anzüglich, „und jetzt, hochwürdiger Herr, wollet

uns mitteilen, an welchen Satzungen des Ritters Ihr Anstoß nehmt."

„Gern will ich das, Herr Graf! dazu bin ich ja hier," sagte der Halberstädter, der auf diese Aufforderung nur gewartet hatte. „Also zum ersten! da steht: der Papst darf den Kaiser nicht bannen. Diese Bestimmung ist ein offenbares sacrilegium. Der Papst ist das unfehlbare Oberhaupt aller Christenheit und kann bannen und lösen nach seinem alleinigen Bedünken. Schon mancher Papst hat einen Kaiser gebannt, und erst vor ein paar Jahren hat der heilige Vater seinen trotzigen Widersacher, den Hohenstaufen Friedrich den Zweiten in den Bann getan."

„Kein Papst kann Ghibelline sein," rief Graf Johann von Blankenburg.

Ohne den Zwischenruf zu beachten, fuhr der Prälat fort: „Dem Papste das Bannen verbieten zu wollen, ist ein kecker Angriff auf die unantastbare Hoheit der Kirche, als wenn Ihr dem Kaiser das Recht der Begnadigung absprechen wolltet. Aber höret weiter. In dem Buche steht geschrieben: kein Geistlicher, sei er Bischof, Abt oder Mönch, und kein Stift oder Kloster darf Laiengut erben."

„Vortrefflich! damit wird der geistlichen Erbschleicherei ein Riegel vorgeschoben," lachte der Hohnsteiner. „Den Bettelstab ließet Ihr pfänden, wenn etwas aus ihm herauszuschlagen wäre, euch und eure Klöster zu bereichern."

„Wir suchen nicht die Säckel, sondern die Seelen," verwies ihn der Dechant. „Ferner heißt es: jedweder Christenmensch soll auf der Dingstatt einen Fürsprecher haben, aber kein Pfaffe darf es sein."

„Wozu auch?" meinte einer der Grafen. „Auf der

„Hier, Herr Graf von Falkenstein!“ triumphierte der Übermütige und gab dem Grafen die Papiere.

(S. 290.)

Dingſtatt muß Wahrheit und Freiheit des Wortes herrſchen, und die zu vertreten taugt kein Pfaffe."

„Was iſt Wahrheit? was iſt Freiheit? kann mir das einer von euch ſagen?" fragte ſtolz der Kapitular. „Ihr ſchweigt; dann weiter! da ſteht: jeglicher Schatz, der tiefer in der Erde liegt, als die Pflugſchar geht, kommt in des Königs Gewalt, auch wenn er auf biſchöflichem Grund und Boden gefunden wird."

„Grabt ihr geiſtlichen Herren nach Schätzen, die weder Motten noch Roſt freſſen, und ſammelt euch welche im Himmel, wie die Heilige Schrift es lehrt," ließ ſich endlich auch Graf Botho von Stolberg vernehmen.

Der Dechant ſtreifte ihn mit einem vorwurfsvollem Blicke, daß ſelbſt er ſich den anderen anſchloß. Dann ſprach er: „Ich glaube, edle Herren, daß ich euch nun der ketzeriſchen Stellen genug angeführt habe, die mich zur entſchiedenen Verdammung des neuen Geſetzbuches drängen. Wenn —"

„Aha! kreuzige! kreuzige!" brüllte Hohnſtein dazwiſchen.

„Wenn ihr aber deren mehr begehret," — er griff in die Taſche ſeines langen Prieſtergewandes und holte einige beſchriebene Blätter daraus hervor, die er empor hielt, — „hier habe ich ihrer noch etliche."

Eike von Repgow, der mit ſteigender Verwunderung den Reden ſeines Gegners gefolgt war, fragte jetzt: „Habt Ihr mir beim Schreiben über die Schulter geſehen, Herr Domdechant? denn alles, was Ihr hier vorgebracht habt, ſteht wörtlich ſo in meinem Buche."

„Wir haben einen zauberkundigen Kloſterbruder in unſeren Dienſten, der die Kunſt beſitzt, ſich unſichtbar zu machen," erwiderte der Dechant mit einem boshaften Lächeln auf den ſchmalen Lippen. „Der hat

hinter Euch gestanden, Herr Ritter von Repgow, hat sich die ihm mißfälligen Stellen aufgezeichnet und sie uns schwarz auf weiß in seiner schönen Mönchsschrift übereignet."

„Wollt Ihr mir einen Einblick gestatten, hochwürdiger Herr?" mischte sich jetzt Graf Hoyer ein, von einer plötzlichen Unruhe erfaßt.

„Hier, Herr Graf von Falkenstein!" triumphierte der Übermütige und gab dem Grafen die Papiere.

Der Graf blickte hinein und sank erschrocken an die Rücklehne seines Stuhles. Dann rief er erbittert: „Eike, den Klosterbruder kennen wir und seinen würdigen Abt auch!" Damit reichte er die Schriften seinem jungen Freunde über den Tisch hin.

„Oh der Bube! der schändliche Bube!" grollte Eike, nachdem er hineingesehen hatte.

„Eike," fing der Graf wieder an, „draußen auf dem Gange wirst du Folkmar finden. Bitte, sag' ihm, er solle sofort den Torwart hierher bescheiden."

Eike tat nach des Grafen Wunsch.

Die anderen saßen alle sprachlos und begriffen nicht, was das zu bedeuten hatte.

Der Dechant aber ahnte den Zusammenhang des hier Vorsichgehenden und schaute ärgerlich und bestürzt darein. Er hatte angenommen, die Abschrift rühre von niemand anders als von einem Mönche des Klosters Gröningen her, der ihren Inhalt den mündlichen Mitteilungen eines zufällig Eingeweihten verdankte, dessen Namen man dem Domkapitel nicht genannt hatte. Nun bereute er, die Papiere aus der Hand gegeben und damit den arglistigen Trug enthüllt zu haben.

Es ward eine lange, unheimliche Stille, bis der Torwart eintrat.

„Goswig," befahl der Graf, „die Zugbrücke hoch! kein Menſch kommt aus der Burg hinaus ohne meine ausdrückliche Erlaubnis!"

Goswig verbeugte ſich und verſchwand.

Darauf wandte ſich der Graf zum Kapitular: „Der Famulus des Ritters iſt in Eurem Auftrage beſtochen worden und hat Euch dieſe Auszüge verräteriſcherweiſe angefertigt und ausgeliefert; es iſt ſeine Handſchrift. Er wird es zu büßen haben; mit Euch, Herr Domdechant, verhandle ich nicht mehr; Ihr kämpft nicht mit ehrlichen Waffen."

Zornbebend erhob ſich der Dechant. Aber mit erzwungener Ruhe ſprach er: „Dann habe ich nur noch die Frage an den Ritter von Repgow zu richten, ob er widerrufen und die ketzeriſchen Beſtimmungen in ſeinem Buche ändern und tilgen will."

„Nicht ein Wort!" erklärte Eike.

„So wird der hochwürdigſte Biſchof nicht umhinkönnen, den großen Kirchenbann über Euch zu verhängen," entgegnete ſtreng und finſter blickend Herr Anno von Drondorf.

Da ſprangen alle auf und ſchrien laut durcheinander. „Er wage es!" hieß es. „Wir Harzer zittern nicht vor Kutte und Krummſtab mit gefaltenen Händen und gebogenen Knien."

Graf Hoyer winkte ihnen: laßt mich reden! Und er ſprach: „Wenn das geſchieht, Herr Domdechant, daß der Ritter von Repgow ſeines gar nicht hoch genug anzuſchlagenden Werkes wegen gebannt wird, ſage ich im Namen aller hier anweſenden Herren dem Biſchof ab und kündige ihm die Fehde an. Mit unſern Lehnsleuten und unſerm reiſigen Volk werden wir ihn überfallen, ihn von ſeinem Sitz vertreiben, ſein Land mit

Feuer und Schwert verheeren und verwüſten. Das meldet Eurem Biſchof!“

„Es geſchehe nach Gottes gewaltigem Willen!“ ſagte der Dechant. „Ich habe hier nichts mehr zu reden und zu tun und verabſchiede mich von euch, erlauchte Herren, mit ſchwerem Herzen, aber mit dem Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben.“

Graf Hoyer erwiderte nur: „Für Euch, Herr, iſt die Brücke frei.“

Eine ſtumme Verbeugung, und der Geſandte des Biſchofs ſchritt langſam und mit ſteifem Nacken aus dem Gemach.

Sobald er hinaus war, brach der Sturm los. Sie drückten Hoyer und Eike die Hand und wußten ſich vor Freude nicht zu laſſen.

„Horrido!“ jauchzte Graf Hohnſtein, „die Gäule aus dem Stall! Fehde, Fehde mit dem Biſchof von Halberſtadt! das klingt wie Hifthornſchall und Rüdengeläut auf der Fährte eines geweihten Hirſches.“

„Und unſer Feldgeſchrei iſt: ‚Rechtseinheit in ganz Sachſenland!‘“ rief Graf Hoyer.

„Rechtseinheit in ganz Sachſenland!“ wiederholten einſtimmig und begeiſtert alle die anderen. Der Bund der Harzgrafen war geſchloſſen und beſiegelt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Nun gab es mittags doch ein freudigeres Mahl als gestern abend. Wie nach einem erfochtenen Siege saßen sie alle frohgemut an der Tafel, und der Mann mit dem steinernen Gesicht und dem hohlen, verschleierten Blick war nicht mehr unter ihnen. Eike wurde der Ehrenplatz an der Seite der Gräfin zugewiesen, und das Tischgespräch drehte sich ausschließlich um die Verhandlung mit dem verfolgungssüchtigen geistlichen Gegner, wobei die Herren sich mit Behagen an die scharf gewürzten Reden und Antworten erinnerten, die sich wie blitzende Klingen gekreuzt hatten.

Als Gerlinde erfuhr, daß Wilfred heimlich für den Abt von Gröningen Auszüge aus dem Gesetzbuch angefertigt hatte, war sie einesteils über diese Schändlichkeit empört, andernteils aber beruhigt, daß sie sich nun keine Vorwürfe mehr zu machen brauchte, als hätte sie durch ihre Andeutungen zu dem hinterlistigen Aushorcher den gefährlichen Streit wider Willen angezettelt.

Sie flüsterte Eike zu: „Also bin doch nicht ich die Verräterin, die das Unheil über Euch heraufbeschworen hat, Eike.“

„Das habe ich auch nie geglaubt, Gerlinde," erwiderte er leiſe. „Ich wußte, daß Ihr daran unſchuldig waret."

„Was wird nun mit dem nichtswürdigen Menſchen?" fragte ſie.

„Er iſt eingeſperrt. Der Graf hat ihm den Befehl geſandt, ſein Zimmer unter keinen Umſtänden zu verlaſſen; im nächſten Gauding ſoll über ihn abgeurteilt werden."

Die Grafen unterhielten ſich darüber, was der Biſchof tun, ob er ungeachtet ihrer drohenden Haltung den Kirchenbann über Eike verhängen würde.

„Er wird ſich dreimal beſinnen," ſagte Graf Burkhard von Mansfeld. „Unſere Macht iſt zu groß, und wir werden noch Bundesgenoſſen werben; ich nehme den Fürſten Heinrich von Anhalt auf mich."

„Ich den Grafen Chriſtian von Wernigerode," fiel der Blankenburger ein.

„Und ſollte der Biſchof ſein Aufgebot an Kriegsmannen etwa verſtärken, ſo tun wir dasſelbe und bringen wohl auch den Landgrafen Hermann von Thüringen und den Markgrafen Dietrich von Meißen noch auf unſere Seite," meinte der Graf von Regenſtein.

„Laßt euch doch darum keine grauen Haare wachſen," ſprach Graf Hoyer. „Der Biſchof wird es nimmermehr wagen, uns durch Bannung unſeres Freundes Repgow keklich herauszufordern."

„Oh er iſt ein gar trutziger Herr, der, wo er Gelegenheit dazu hat, gern den ſtreitbaren Kirchenfürſten herauskehrt," behauptete Graf Botho von Stolberg.

„Mir ſoll's recht ſein," lachte der Hohnſteiner, „ich reite mit Vergnügen zur Abwechslung auch einmal gegen einen Biſchof an."

„Wenn es aber, was Gott verhüte, meinethalben zu einer großen Fehde oder gar zu einem weitſchichtigen Kriege kommen ſollte, dann möchte ich auch in Helm und Harniſch mit Euch zu Felde ziehen, Herr Graf," ſagte Eike.

„Der Wunſch iſt begreiflich und wird Euch mit Freuden erfüllt werden, damit Ihr ſelber Eurem Geſetzbuch in den Reihen Eurer Feinde mit dem Schwerte Bahn brecht," erwiderte der Hohnſteiner.

Und dann trägt er vielleicht mein Kurſit einmal über der Rüſtung, dachte Gerlinde.

Alle wollten ſich gern für den Ritter ſchlagen, der dem Domdechanten ſo mannhaft die Stirn geboten hatte. Das ihm dafür reichlich geſpendete Lob machte Gerlinde ſo ſtolz, als würde es ihr ſelber gezollt. Immer mußte ſie ſich zu ihm hinwenden und den gefeierten Helden und Gelehrten zu ihrer Linken bewundernd anſehen.

Am anderen Morgen zogen die fünf Grafen mit ihrem Gefolge fröhlich vom Falkenſtein ab, nachdem ihnen Eike für ihren entſchloſſenen Beiſtand noch einmal gedankt hatte. —

Nun wurde es wieder ſtill und friedlich in der Burg. Eike war wieder fleißig an der Arbeit, als wäre ſeit ſeinem Ritt nach Quedlinburg nichts Beſonderes hier vorgegangen. Es fehlten nur noch wenige Artikel zur Vollendung ſeines Werkes, und er beeilte ſich nicht damit, weil er das Scheiden von Gerlinde gern noch etwas verzögern wollte.

Sie wußte, daß es kaum Wochen, vielleicht nur noch Tage waren bis zur Trennung, vor der ihr graute. Soviel wie möglich ſuchte ſie ſeine Geſellſchaft, denn ihrer bemächtigte ſich eine ſo verlangende Sehnſucht, wie ſie

ſie glühender noch nie empfunden hatte. Wenn ſie mit ihm allein war, was jetzt häufiger geſchah denn je, rollte ihr das Blut wie flüſſiges Feuer durch die Glieder, und mehr als einmal war ſie nahe daran, ſich an ſeine Bruſt zu werfen und ſich an dieſer Zufluchtſtätte ihrer grenzenloſen Liebe auszujubeln oder auszuweinen.

Eike war es, der den Kopf oben behielt und die Herrſchaft über ſich nicht einen Augenblick verlor, doch Gerlinde merkte es ihm an, wie ſchwer auch er mit ſich kämpfte, und jeder las im Herzen des andern: o wäreſt du mein! Aber — ein blankes Schwert lag zwiſchen ihnen.

Graf Hoyer ſah, was in den beiden ſich regte, doch kein Groll ſtieg in ihm auf, denn er fühlte, auch ſeine Tage waren gezählt, nur in einem andern Sinn als die ſeines jungen Freundes. Nicht die leiſeſte Andeutung, auch nicht im Scherze, entſchlüpfte ihm darüber, daß er wußte, wie es mit ihm beſtellt war. Auch die Erkenntnis ſeines eigenen Schickſals verhehlte er ihnen ſorgſam, und das Verhältnis zwiſchen den dreien blieb ein ungetrübt heiteres und trauliches wie es immer geweſen war.

Gerlinde trug Eike die ſchüchterne Bitte vor, er möge ihr erlauben, an Wilfreds Statt die noch übrige Abſchrift zu übernehmen.

Das freundliche Anerbieten rührte ihn, doch weigerte er ſich, der geliebten Frau dieſe Mühwaltung aufzubürden.

„Ihr machtet mir eine Freude damit, Eike," ſprach ſie. „Denkt doch, welche Erinnerung es für mich wäre, bei dem letzten Abſchnitt Eures Buches ein klein wenig mitgewirkt zu haben!"

Da willigte er ein, denn ihm wäre es ein reiches Ge-

ſchenk, einige Blätter, von Gerlinde geſchrieben, zu beſitzen, die er zeitlebens aufbewahren würde.

Nun ſaß ſie in ihrem kleinen Gemach, ließ Stickrahmen und Harfe bei Seite und ſchrieb, was der Liebſte geſchaffen hatte. —

Wilfred hockte in ſeinem Kämmerlein, obwohl er nicht eingeſchloſſen war, wie in einem Kerker, geknickt und reuevoll am leeren Tiſch, von dem ihm die fertigen Abſchriften durch Folkmar abgeholt worden waren.

Die Begebenheiten der letzten Tage hatten die ſchlimmſte Wendung für ihn genommen. Er war, wie er es nach dem geübten Verrat ſchon gefürchtet, wirklich in die Grube gefallen, die er dem Ritter gegraben, und nicht dieſen, ſondern ihn ſelber hatte das Verhängnis getroffen.

Meliſſa war troſtlos, ehe ſie noch wußte, was eigentlich vorgefallen war. Sie beſuchte den Gefangenen, und auf ihre Frage, was er denn Böſes verbrochen, geſtand er ihr ſeine Untat, zu der ihn der Abt von Gröningen verleitet hätte.

„Das iſt alſo deine Rache für den Fuchs. Fred, Fred, was haſt du angerichtet!" jammerte ſie, „haſt dich ins Unglück geſtürzt, und deines Bleibens auf dem Falkenſtein kann nimmer ſein. Was wird mit dir geſchehen? und was wird aus mir ohne dich?"

„Das weiß der Himmel!" ſeufzte er. „Ich bin ein verfemter Menſch; ſie werden mir auf der Richtſtatt die Schreiberhand abhacken, mit der ich geſündigt habe."

Ihr ſchauderte bei dieſen Worten. Sie umſchlang ihn, herzte und küßte ihn, um ihn aus ſeiner tiefen Kümmernis aufzurütteln.

In ihren Armen vergaß er das Verzweifelte ſeiner Lage und erwiderte ihre Liebkoſungen mit einer Leiden-

ſchaft, gegen die ſich das ſchmiegſame Mädchen nicht ſträubte.

Dann ſetzte ſie ſich ihm auf's Knie, und ihren zerzauſten Blondkopf an ſeine Schulter lehnend beriet ſie mit ihm, ob nicht eine Rettung möglich wäre.

Aber Wilfred ſchüttelte zu allem, was Meliſſa vorſchlug, ungläubig den Kopf und fand ſelber keinen Ausweg, den Banden zu entrinnen, in die er verſtrickt war. „Goswig iſt mein geſchworener Feind und wird mir gegenüber niemals ein Auge zudrücken," ſprach er mutlos. „Er kann es auch gar nicht, denn er iſt für mich verantwortlich und der Graf würde ihn aus dem Dienſt jagen, wenn er mich auskommen ließe. Gib jede Hoffnung auf!"

Mit tränenbenetztem Antlitz entwand ſie ſich ihm.

Zwei Tage ſpäter aber kam ſie wieder zu ihm geſchlichen in der Dämmerung und mit einem Bündel, das ſie vor ihm entfaltete. „Hier haſt du ein Kleid von mir," ſagte ſie, „das ziehſt du an und ſtiehlſt dich darin zum Tor hinaus; es dunkelt ſchon, aber die Zugbrücke iſt noch nicht hoch. Goswig wird dich für eine Magd halten, deren Friedel draußen auf ſie wartet, und wird dich nicht anrufen. Auch habe ich ihm ſoeben noch einen großen Krug Bier geſchickt, von dem er ſo leicht nicht aufſteht."

Wilfred dankte ihr, von der Hoffnung belebt, durch die klug erſonnene Liſt zur Freiheit zu gelangen, in der herzlichſten Weiſe, und Meliſſa half ihm ſchnell und geſchickt in das Kleid hinein.

Erſt freute ſie ſich und lachte über ſeine Verwandlung in ein Mädchen, dann aber ſprach ſie betrübt: „O Fred! werden wir uns jemals wiederſehen? wohin gehſt du nun?"

„Ich weiß ſchon, wo ich Unterſchlupf finde, ſobald ich aus der Burg heraus bin," beruhigte er ſie. „Ich pilgere ſchnurſtracks nach Gröningen und bitte um Anſtellung als Schreiblehrer in der Kloſterſchule, aus der ſie mich einſt verſtoßen haben. Der Abt hat mir verſprochen, ſich meiner anzunehmen, wenn ich in Not geriete. Vielleicht kann ich auch dort ſogar einmal Bibliothekar werden."

„So geh mit Gott!" ſchluchzte ſie an ſeinem Halſe, entwich und eilte in den Burghof hinab, um aus einem Verſteck den Verlauf der Flucht zu beobachten.

Sie ſah, wie ſich Fred in der Dämmerung dicht an den Hofgebäuden entlang drückte, manchmal horchend ſtehen blieb und dann behutſam weiterſchlich. Ungeduld und fiebernde Angſt erfaßte ſie, daß er dabei ſo langſam vorwärts kam, und der Atem ſtockte ihr, als er beim Torſtübchen noch einmal anhielt, um zu ſpähen und zu ſichern, ehe er ſich an der offnen Tür vorübertraute.

Plötzlich ſchritt er raſch aus, aber in ſeiner großen Erregung nicht leiſe genug.

Goswig mußte das Geräuſch ſeiner Schritte vernommen haben und ſchaute auf. Die weibliche Geſtalt da draußen ſchien ihm verdächtig; das war keine der Burgmägde. Er trat aus ſeinem Häuschen heraus, und als die Eilige auf ſeinen Anruf nicht ſtand, ſprang er ihr hurtig nach.

Nun wurde gerade das, was Wilfred retten ſollte, Meliſſas Kleid, zu ſeinem Verderben, denn weil es ihm oben etwas zu eng war und ihm unten die Glieder bis auf die Füße umbauſchte, hinderte es ihn im Laufen.

Goswig war ihm bei der Verfolgung bald auf den

Ferſen, holte ihn ein und hatte eine diebiſche Freude an ſeinem Fange.

„Erbarmt Euch, Goswig, und laßt mich los!“ bettelte der am Kragen Gepackte.

„Nichts da! Du und Meliſſa, ihr meintet einmal, ich könnte nach dem dritten Kruge Bier nicht mehr Mann und Weib unterſcheiden. Jetzt habe ich dir gezeigt, daß ich das trotz deiner Verkappung doch kann, und ich bin dir auch noch den Lohn für die angeleimte Pelzkappe ſchuldig,“ höhnte Goswig. „Komm, mein Bürſchlein! jetzt ſperr' ich dich feſter ein.“

An einen Fauſtkampf mit dem noch ſehr rüſtigen und kräftigen Torhüter konnte Wilfred in der ihn einſpannenden Frauenkleidung nicht denken, und ſo mußte er ſich von dem hartherzigen Alten widerſtandslos abführen laſſen in das mit Schloß und Riegel verſehene Turmgewölbe, aus dem ein Entweichen nicht möglich war.

Meliſſa, zu Tod erſchrocken, flog die Treppe hinauf zur Gräfin, fiel ihr zu Füßen, erzählte ihr mit halb von Weinen erſtickter Stimme, was ſich eben ereignet hatte, und flehte ſie an, beim Herrn Grafen die Begnadigung Wilfreds zu erwirken. Er habe ſich nur auf Anſtiften des Abtes von Gröningen zur Herſtellung der Abſchriften bequemt und ſich auch an Herrn von Repgow für das Erſchießen ſeines gezähmten Fuchſes rächen wollen. Zugleich bekannte ſie, dem Schreiber bei ſeinem Fluchtverſuche mit der Hergabe eines ihrer Kleider behilflich geweſen zu ſein.

Die Gräfin wußte bis jetzt noch nichts von dem Fuchſe, fühlte jedoch ihrer getreuen Zofe wegen, deren Neigung zu Wilfred ihr nicht verborgen geblieben war, Mitleid mit den beiden und verſprach,

Digitized by Google

für den Böſewicht bei ihrem Gemahl ein gutes Wort einzulegen, deſſen Erfolg ſie freilich nicht verbürgen könne.

Meliſſa küßte ihrer huldvollen Herrin die Hand und entfernte ſich, Hoffnung im Herzen. —

Ganz glatt ging das ſchwierige Unternehmen, den erzürnten Grafen zu verſöhnen, zwar nicht vonſtatten, aber er ebnete unabſichtlich der wohlwollenden Vermittlerin den Weg dazu.

Am Abendtiſche lachte er gleich anfangs ein paarmal vergnügt vor ſich hin, und als ihn Eike und Gerlinde darob anſtaunten, begann er ſchmunzelnd: „Ihr werdet nicht raten, worüber ich lache. Denkt euch, vor kaum zwei Stunden iſt der Taugenichts und Hansnarr, der Wilfred, vom Torwart bei einem verwegenen Fluchtverſuch erwiſcht worden und noch dazu in Weiberkleidung! Der Affe muß alſo unter unſeren Burgſchönen eine Liebſte haben, die ihn mit ihrer Sonntagswat ausſtaffiert hat. Jetzt ſitzt er aber in einem Gewahrſam, aus dem er nicht wieder auskommen wird. Was ſagt ihr zu dem Poſſenſpiel?“ ſchloß er immer noch lachend.

„Ich kann dir mehr darüber mitteilen als du weißt, Hoyer,“ ſprach Gerlinde. „Die Weiberkleidung hat ihm Meliſſa geliehen, und als er von Goswig wieder eingefangen war, hat ſie mich fußfällig angefleht, ihm deine Verzeihung zu erwirken.“

„Was? dem Halunken ſoll ich verzeihen? davon kann gar keine Rede ſein,“ entgegnete der Graf.

„Höre mich weiter!“ bat die Gräfin. „Wilfred iſt vom Gröninger Abt zu dem Verrat aufgeſtachelt und verführt worden. Daneben hat er ſich an Eike rächen wollen, weil der ihm ſeinen gezähmten Fuchs, mit dem

er im Walde wie mit einem folgſamen Hunde verkehrte, erſchoſſen hat."

Eike ſagte höchſt verwundert: „Von Wilfreds Fuchſe habe ich nie etwas gehört. Jetzt kann ich mir auch ſeinen Schrecken erklären, als ich ihm den toten Liebling an den Kopf warf, und ihm ſeinen Schmerz darüber und ſein Rachegelüſt vollkommen nachfühlen. Das ſind nun doch Umſtände, Herr Graf, die eine mildere Beurteilung des Falles erheiſchen und der Erwägung wert ſind."

Der Graf ſchwieg.

Aber Eike ließ nicht ab und fuhr inſtändig fort: „Es iſt, glaub' ich, die erſte Bitte, Graf Hoyer, die ich an Euch richte; erfüllt ſie mir! übt Gnade gegen den Verbrecher und gebt ihn frei."

„Eike, du, der Mann des Geſetzes, verlangſt, daß Gnade vor Recht ergehe? Das verſtehe ich nicht," erwiderte der Graf.

„Laß dich erweichen, Hoyer!" drang auch Gerlinde auf ihn ein, ſeine Hand ergreifend.

Graf Hoyer blickte den einen und die andere nachdenklich und noch unſchlüſſig an. Endlich gab er nach. „Na, ſei's drum! Euren vereinten Bitten und beſonders deiner hochherzigen Fürſprache, Eike, will ich mich nicht halsſtarrig verſchließen. Der windſchaffene Geſell iſt frei, vogelfrei und ſoll ſich zum — Kuckuck ſcheren!"

„Ich danke dir, Hoyer!" ſprach die Gräfin, „und wie wird ſich Meliſſa freuen!"

„Halt einmal! Meliſſa!" rief der Graf, ſchon wieder lachend. „Sie iſt ſeine Mitſchuldige; was fangen wir mit der an? ſie auch verſtoßen? Dann ſchweifen die zwei als fahrende Leute ſchnorrend und ſchnarrenzend,

echtlos, rechtlos in der Welt umher, und dazu ist das Mädchen zu gut. Und sie als Nonne in ein Kloster zu vergraben, wäre doch auch nicht zu verantworten."

„Das gäbe eine lustige Nonne," lächelte Gerlinde. „Nein, nein! von Melissa trenne ich mich nicht, sie bleibt, wo ich bleibe; ich will ihr Tugendwächter sein und ihr einmal einen wackeren Mann verschaffen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter zog frühzeitig ins Gebirge ein. Als die auf dem Falkenstein eines Morgens erwachten, sahen sie den Wald ringsum voll Rauhreif, in dessen feinen Nadeln und Kristallen sich die vom klaren Himmel scheinende Sonne flitternd und glitzernd spiegelte. Das Jungvolk, die Sträucher und Stauden, hatte sich bräutlich zarte Spitzenschleier umgehängt, als wollten sie alle zur Kirche gehen, und die alten, ernsthaften Bäume machten das mit und taten, als wollten sie den Weihnachtsmann oder Knecht Ruprecht spielen. Aber für eitel Mummenschanz war das Gepränge doch viel zu schön, zu feierlich und herrlich; nur schade, daß der holde Zauber nicht lange Stand hielt.

Im Laufe des Vormittags verfinsterte sich der Horizont, und es fing an zu schneien. Große Flocken wie aufgeplusterte Daunen schwebten langsam nieder gleich einem gekräuselten Vorhang, der die jenseitigen Halden und Höhen verhüllte. Dächer und Zinnen wurden weiß, und den Burghof bedeckte ein blendendes Leilach, auf dem die frischen Fußstapfen von Menschen und Tieren schnell wieder verschwanden.

„Bückt Euch ein wenig, hoher Ritter! ich will Euch für Eure glorioſe Arbeit feierlich krönen.“

(S. 309.)

Und ſeltſam! mit dem erſten Schnee in das Selketal kam die letzte Zeile in Eikes Buch hinein. Gegen Mittag war es, als er ſie niederſchrieb und einen dicken Strich darunter machte. Dann lehnte er ſich im Stuhle zurück und ſchaute ſinnend in das ſtille Gerieſel vor ſeinen Fenſtern.

Es war ihm ein erhebendes Bewußtſein, das Werk, mit deſſen Plan, Vorbereitung und Ausarbeitung er ſich Jahre lang beſchäftigt und gemüht hatte, glücklich vollendet und damit etwas geſchaffen zu haben, was ihm der giftigſte Haß und der geſchwollenſte Neid nicht im geringſten vereiteln oder verkleinern konnten.

Hier auf dem Falkenſtein hatte er es vollführt. Hätte er es bei ſich zu Hauſe auf dem von ſeinen Vätern ererbten Lehen zu Reppechowe geſchrieben, wäre es genau ſo ausgefallen wie hier, und kein Abt, kein Domdechant wäre ihm dort mit böswilligen Ränken und der Forderung des Widerrufs gekommen. Aber auch keine Gerlinde hätte ihn als ſeine Muſe dabei hold umſchwebt und mit ihrer Liebe begnadet.

Und nun mußte geſchieden ſein von der geſegneten Stätte des Wirkens und des höchſten Glückes.

Niemand vertrieb ihn, allein ſich untätig hier zu verliegen, beſtändig Gerlindes ſehnendes Leid vor Augen zu haben und den Kampf mit ſeinen eigenen rebelliſchen Gefühlen immer noch weiter zu führen, das brachte Eike von Repgow nicht fertig. Kurz entſchloß er ſich, morgen früh abzureiſen.

Er begann, ſeine Papiere zu ſichten, legte die loſen, ungehefteten Bogen ſeines zu einem beträchtlichen Umfang angewachſenen Manuſkriptes vor ſich auf den Tiſch, blätterte darin, las den Anfang von den zwei Schwertern, zu beſchirmen die Chriſtenheit, den Schluß

von der Schuldloſigkeit des Wirtes gegenüber einem Friedensbrecher in der Herberge, hie und da die Überſchriften einzelner Artikel und klappte es befriedigt wieder zu. —

Wilfred war aus Berg und Tal auf dem Wege zur Kloſterſchule in Gröningen. Nach einem herzzerreißenden Abſchied von Meliſſa war er, nur von Goswigs höhniſchem Fahrwohl geleitet, über die Zugbrücke weg gewandert, an ſeinem Wamſe den Pelzkragen aus dem Balg des Fuchſes, den er ſo oft im Walde auf ſeinem Schoß geſtreichelt hatte.

An den Abenden in der Dirnitz vermißte man anfangs den durchtriebenen Schelm und erzählte ſich noch manchen ſeiner tollen Vagantenſtreiche, aber eine Träne weinte ihm, außer Meliſſa, keiner vom Geſinde nach. Sie hatten vom Wildmeiſter ſeinen an dem allverehrten Ritter von Repgow begangenen Verrat erfahren und verurteilten dieſe Treuloſigkeit in den ſchärfſten Ausdrücken.

Weder der Graf noch Eike hatte ihn nach der Entdeckung ſeines Frevels noch geſehen. Graf Hoyer hatte ihn aus den Ringmauern der Burg verbannt, und damit war der Lump für beide abgetan.

Eike überlegte jetzt, wie er es ſeinen lieben Gaſtfreunden beibringen ſollte, daß er ſie nun verlaſſen würde. Aber da galt kein Hinausſchieben; er mußte es ihnen ohne Umſchweife ſofort ankündigen.

Darum war er heute Mittag der erſte im Speiſeſaal und empfing den Grafen und die Gräfin mit der gewichtigen Nachricht: „Mein Buch iſt fertig, der letzte Federſtrich daran getan.“

Die Wirkung dieſer Mitteilung auf die beiden war eine weſentlich verſchiedene.

Graf Hoyer empfand aufrichtige Freude über den Abſchluß des Werkes, deſſen gedeihliches Werden ſie tagtäglich miterſtrebt und miterlebt hatten. Gerlinde wurde jedoch ſchwer davon getroffen und ſuchte ihren Schmerz über die nun unmittelbar bevorſtehende Trennung nur dadurch zu verbergen, daß ſie ſchnell einſpringend ſagte: „Aber ich habe ja noch nicht alles abgeſchrieben; das kann doch das Ende nicht ſein, was ich zuletzt von Euch erhielt.“

„Nur ein Blatt fehlt noch, deſſen Abſchrift ich heute nachmittag ſelber beſorgen werde,“ erwiderte Eike.

„Nein, gebt es mir!“ bat ſie, „ich will auch den Schluß noch ſchreiben.“

„Gut! ſo werd' ich's Euch ſchicken,“ verſprach er.

„Heute nachmittag? Iſt's denn ſo eilig?“ fragte der Graf. „Wann willſt du denn fort?“

„Morgen früh.“

„Warum denn morgen früh ſchon?“

„Es muß ſein, Herr Graf! jeder Tag mehr macht mir den Abſchied ſchwerer.“

„Haſt recht,“ ſprach der Graf, „mir geht es ebenſo.“

Sie ſetzten ſich zu Tiſch, redeten aber wenig und aßen auch wenig; auf allen dreien laſtete die Trauer über das Scheiden.

Als ſie aufſtanden, ſagte der Graf: „Heut' abend wollen wir noch fröhlich ſein. Schaff' ein würziges Mahl, Gerlinde, und einen guten Trunk.“

Dann verfügten ſie ſich jeder in ſein Gemach.

Dort ſchritt Gerlinde erregt und ruhelos auf und nieder. Es wollte ihr nicht in den Sinn, daß morgen alles aus und vorbei ſein ſollte, was ſeit dem knoſpenden Frühling, im blühenden Sommer und welkenden Herbſt bis zum eisfrierenden Winter ihre Tage und Gedanken erfüllt hatte.

An die Zukunft mochte ſie nicht denken, und da kam die Vergangenheit mit leiſen Fittichen zu ihr herangeſchwebt, umwob ſie mit einem lichten Schimmer wie ſanftes Abendrot, zeigte ihr freundliche Bilder, mahnte ſie an frohe Stunden, und die Betrachtungen, die ſich daran knüpften, ſenkten Frieden in ihre wunde Seele.

Worüber hatte ſie ſich denn zu beklagen? War ſcheiden und meiden nicht Menſchenlos, ſo lange Staubgeborene auf Erden wandelten? und war ihr Schickſal ein grauſameres als das tauſend anderer, die ihr Liebſtes mit blutendem Herzen hingeben mußten?

Eike ſchied von ihr nicht ſpurlos wie ein im nächtlichen Dunkel verlöſchender Stern. Sie wollte ſeine aufſteigende Lebensbahn weit in die Ferne verfolgen, und er hinterließ ihr etwas, was ihr nie entſchwinden und was kein noch ſo feindliches Geſchick ihr jemals rauben konnte, — ein beſeligendes Glück. Oder wäre eine tiefinnige Liebe, und zwar eine ebenſo heiß erwiderte wie empfundene Liebe, ſelbſt unter der harten Bedingung und mit dem ſchweren Opfer der Entſagung, kein Glück? Sie hatte es innerhalb dieſer Schranken ſattſam genoſſen, und kein grauer Schatten trübte, keine bittere Reue vergällte ihr die traumhaft ſüße Erinnerung.

Ihr wurde freier und leichter zu Mute; klar und beſtimmt, mit hausfraulichem Pflichtgefühl traf ſie ihre Anordnungen für das Abſchiedsmahl.

Danach ſtapfte ſie in ſchützender Umhüllung durch den Schnee zum Altan und pflückte, weil es kein anderes Grün mehr gab, einige Efeuranken, um daraus für Eike einen Kranz zu winden.

Von dieſem Gange in ihr Zimmer zurückkehrend fand ſie dort das Blatt, das ſie zur Abſchrift noch von ihm ver-

langt hatte. Ohne Aufhören ſchrieb ſie, bis das letzte Wort auf dem Papiere ſtand, und ſchickte beides Eike durch Meliſſa zu.

Dann flocht ſie den Kranz, bog und formte ihn, hier locker und luftig, dort dicht und gedrungen, dabei leiſe ſingend und ſummend und ſtets den im Geiſte vor ſich, dem ſie das Laubgewinde auf die Stirn drücken wollte.

Darauf holte ſie das Kurſît hervor, das ſie Eike heut überreichen wollte, prüfte es noch einmal mit Kennerblick und legte es dann ſorgfältig wieder zuſammen.

Inzwiſchen war es Zeit geworden, ſich zum Mahle anzukleiden. Sie wählte ein helles, feſtliches Gewand, ein reich verziertes, goldenes Schapel für ihr Rabenhaar und ein von Edelſteinen blitzendes Geſchmeide für Hals und Bruſt. So geſchmückt wollte ſie heute vor Eike erſcheinen, ihm zu Ehren und zu ihrem Gedächtnis in ſeinem Sinn und Herzen.

Im Speiſezimmer hängte ſie das Kurſît über die Rücklehne ſeines Stuhles, und als die Herren zugleich eintraten, ging ſie mit dem Kranz in der Hand auf Eike zu und ſagte: „Bückt Euch ein wenig, hoher Ritter! ich will Euch für Eure glorioſe Arbeit feierlich krönen.“ Er beugte ſich etwas herab, und während ſie ihm den Kranz auf dem Haupte zurechtrückte, fuhr ſie fort: „Lorbeer, wie er Euch von Rechts wegen gebührte, habe ich leider nicht; darum müßt Ihr mit Efeu von unſerem Altan fürlieb nehmen.“

„Von Euch bekränzt dünk' ich mich doch ein laureatus zu ſein,“ erwiderte er, ſtolz auf die ihn berauſchende Huld und Auszeichnung.

Sodann führte ſie ihn an ſeinen Platz, wies auf das Kurſît und ſprach: „Dieſen Wappenrock bitte ich Euch

zu meinem Angedenken mitzunehmen; tragt ihn ſtets als Sieger im Turnier!"

Staunend beſichtigte er die koſtbare Stickerei und ſagte: „Laßt mich die fleißigen Hände küſſen, die mir ein ſolches Prachtkleid gewoben haben!"

Graf Hoyer hatte den beiden Vorgängen mit einem verſchmitzten Lächeln beigewohnt. Jetzt nahm er das Wort: „Das beſte kann doch ich dir beſcheren, Eike!" Er griff in die Taſche, ſchwenkte dann einen Brief in der Rechten und rief: „Hier eine Botſchaft, die ihr gewiß mit Freuden hören werdet! Es gibt keine Fehde, der Biſchof von Halberſtadt duckt ſich vor der verbündeten harzgräflichen Kriegsmacht. Die Äbtiſſin Oſterlindis ſchreibt mir, und diesmal eigenhändig, ſie wiſſe aus ſicherſter Quelle, daß der Biſchof auf dringendes Anraten des von dem greiſen und weiſen Dompropſt Meinhard von Kranichfeld ſtark beeinflußten Kapitels davon abſehe, den Bann über dich zu verhängen. Dagegen will er dich greulichen Ketzer beim Kanzler und Hofrichter des Kaiſers, Herrn Petrus de Vinea, verklagen und hofft von ihm ein entſchiedenes weltliches Einſchreiten gegen dein verruchtes Geſetzbuch. Grauſt dir davor, Eike?"

„Nein, Herr Graf!" lachte Eike. „Kaiſer Friedrich ſpricht noch viel weniger die Reichsacht über mich aus als Papſt oder Biſchof den Kirchenbann."

„Nun, dann können wir uns getroſt zu Tiſche ſetzen. Schenk' ein, Gerlinde, auf daß auch der Wein unſre Herzen erfreue!"

Die Gräfin füllte mit vor Erregung zitternder Hand die ſilbernen Pokale, die heut aufgeſtellt waren, und der Graf fuhr fort: „Auf den Frieden und auf unſere treue Freundſchaft!"

Sie ſtießen miteinander an, und nachdem ſie getrunken hatten, ſprach der Graf wieder: „Du haſt mit deinem Werke eine große, befreiende, ewig denkwürdige Tat vollbracht, Eike, und jetzt richte ich eine Frage an dich, auf deren Beantwortung ich ſehr begierig bin. Wie willſt du es nennen?"

„Der Sachſenſpiegel ſoll es heißen," erwiderte Eike mit erhobener Stimme.

„Der Sachſenſpiegel?"

„Ja! der Titel ſtand bei mir feſt, ehe ich eine Zeile geſchrieben hatte, und dem Kaiſer Friedrich verdanke ich ihn. Er ſagte in Cremona zu mir: ‚Du willſt alſo den Sachſen einen Spiegel des Rechtes vorhalten.' Das treffliche Wort merkte ich mir, Graf Hoyer, und unter dieſer Flagge ſoll mein hochgetakelt Schiff mit vollen Segeln in die Flut des Lebens hinausfahren."

„Dann: Gott ſegne den Sachſenſpiegel!" rief der Graf, den Pokal noch einmal ſchwingend.

„Und ſeinem Verfaſſer Ruhm und Ehre!" fügte Gerlinde mit ſtrahlenden Augen hinzu. „Das Sachſenvolk wird Euch jauchzend auf den Schild heben und Euren Namen mit goldenen Lettern in die Chroniken ſchreiben."

Eike tat mit dem Becher Beſcheid, ſchwieg aber zu dieſem Lobgeſang und betrachtete Gerlindes liebreizende Geſtalt. Wie wunderſchön ſie heut wieder war mit dem blinkenden Schapel, das wie ein Diadem ihr über den Rücken lang herabfließendes Haar an Stirn und Schläfen umzirkte, und mit dem funkelnden Geſchmeid auf der wogenden Bruſt.

Nun plauderten ſie fröhlich und gedachten der ganzen Zeit ihres traulichen Beiſammenhauſens von dem Tage der Ankunft Eikes bis zur gegenwärtigen Stunde.

„Weißt du noch, Eike," erinnerte ihn der Graf, „wie wir oberhalb des Reißaus — so nennen sie nämlich dort dein Gasthaus am Scheidewege — im Walde unter der alten Eiche lagen, du mir von deinem Plan erzähltest, und wie ich dich darauf einlud, zu uns auf den Falkenstein zu kommen und hier dein Buch zu schreiben? Du schlugst das erst aus mit allerlei schrulligen Bedenken, von denen ich dich jedoch bald bekehrte, und dann schlugst du ein in meine Hand, unser Pakt war geschlossen, und heut ist er bis auf den letzten Buchstaben erfüllt."

„Ich weiß alles noch, Graf Hoyer, nur nicht, wie ich Euch für Eure hingebende Gastfreundschaft danken soll."

„Mit dem, was du uns in den sechs Monden hier gewesen bist, hast du uns mehr gegeben als wir dir, und wer hier dem anderen Dank schuldet, das mag ein Klügerer raten."

„Mir aus der Seele gesprochen! ich schulde Euch mehr als ich sagen kann," stimmte Gerlinde zu, und Eike verstand, wie tiefinnerlich sie das meinte.

Dann kamen sie auf den Abt von Gröningen und den Domdechanten von Halberstadt zu reden und machten sich über beide lustig.

„Die Verhandlung mit dem Dechanten vergesse ich mein Lebtag nicht," sprach der Graf. „Das war ein gefährlich Ding, Eike, und hätten nicht die anderen alle so treulich zu uns gehalten, hätte eine böse Saat daraus aufschießen können. Dann hätten wir uns zu einer großen Fehde wappnen müssen, und im Sachsenlande hätte es geraucht von brennenden Städten und Dörfern. Übrigens, — vom Fehderecht steht nichts in deinem sonst alles umfassenden Bande."

„Das ist Sache der Ritterschaft, Graf Hoyer, und geht das Volk im großen und ganzen nichts an," erwiderte Eike. „Auch der Krieg erfordert menschliche Gesetze, und je ritterlicher sie sind, desto besser, aber es ist nicht meines Amtes, sie aufzuschreiben. Rechtseinheit läßt sich nicht mit bluttriefendem Schwert erzwingen, dazu muß Friede auf Erden sein."

Und ritterlich, herrlich schaute er aus, wie er das sagte. Gerlinde trank ihm freudig zu und konnte den Blick nicht von ihm wenden.

Graf Hoyer brach auf. „Ich habe genug und will mich zu Bett legen. Nein, du bleibst noch, Eike!" gebot er, „meine Frau leistet dir gern Gesellschaft, und ich sehe dich noch morgen früh. Also zum letzten Male Gute Nacht, Eike von Repgow!" Er winkte ihm und seiner Gemahlin freundlich zu und begab sich zur Ruhe. —

Da saßen die zwei nun wieder allein am Tische wie bei dem Fest in der Dirnitz, als der Graf ebenso von ihnen gegangen war und ehe sie hinauf zum Altan gestiegen.

Sie sahen sich an, aber keiner konnte sprechen; die Stunde der Trennung war da.

„Laßt uns scheiden, Gerlinde!" fing Eike aufstehend endlich an. „Wir wissen alles einer vom anderen, zwischen uns waltet Herzenseinheit; machen wir uns den Abschied nicht allzu schwer."

Sie nickte stumm und erhob sich zögernd.

„Werdet Ihr wiederkommen, Eike?" flüsterte sie.

„Ich — komme wieder, Gerlinde!"

Sie gab ihm die Hand, deren Beben er fühlte. „Fahrewohl!" hauchte sie.

„Lebewohl, Gerlinde!"

Rasch schritt er zur Tür. Doch ehe er hinaus war, hörte er hinter sich gedämpfte Schmerzenslaute.

Er wandte ſich um. Gerlinde ſtand regungslos und ſtarrte ihn an mit Augen, in denen verzehrende Sehnſucht glühte.

Da hielt ihn keine Macht im Himmel und auf Erden mehr von ihr zurück. Er ſprang in ihre ihm entgegengeſtreckten Arme, und ſie küßten ſich heiß und lange.

Dann riß er ſich los, ging davon und zog die Tür ſacht hinter ſich zu.

Gerlinde ſank neben ihrem Stuhle nieder, legte das Antlitz auf den Sitz und weinte, — ſie wußte ſelber nicht, ob vor herzbrechendem Leid oder vor überſchwenglichem Glück.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Kurz nach Weihnachten war es, da wehte auf dem Bergfried des Falkensteins die schwarze Todesfahne. Graf Hoyer hatte das Zeitliche gesegnet, ein Herzschlag hatte den urwüchsigen Stamm gefällt.

Die Trauer um den Hingang des hochgemuten, milden und gerechten Herrn war in der Burg, in seiner Grafschaft und im ganzen Gebirge überall, wo man ihn gekannt hatte und wohin der Ruf seines ritterlichen Wesens gedrungen war, eine große und aufrichtige.

Gräfin Gerlinde war tief erschüttert. Der Verblichene war ihr in ihrer kurzen Ehe ein treuer Gefährte gewesen, der sie mit selbstloser Liebe gehegt und gepflegt, sie auf Händen getragen, ihr jeden Wunsch von den Augen abgelesen und mit Freuden erfüllt hatte. Sie wollte sein Andenken allezeit in Ehren halten.

Seinen beiden Söhnen, die am kaiserlichen Hof in Sizilien weilten, wurde die schmerzliche Kunde sofort zugesandt. Das nahm freilich eine lange Frist in Anspruch und geschah von der Abtei Walkenried aus, die im deutschen Reich und bis nach Welschland hinein

Zweigniederlaſſungen hatte. Dieſe ſchickten Laienbrüder als ſtets wechſelnde Boten von einem Kloſter zum anderen und beförderten auf ſolche Art von geregeltem Nachrichtendienſt Briefſchaften und Meldungen in die entlegenſte Ferne. Den Harzgrafen, den Adelsgeſchlechtern in den benachbarten Gauen und vor allen Eike von Repgow überbrachten Knechte vom Falkenſtein die wehmütige Anſage. —

Eike hatte nicht geglaubt, daß er ſchon ſo bald wieder dahin zurückkehren würde, von wo er vor fünf Wochen geſchieden war. Still ritt er, von zwieſpältigen Gefühlen ergriffen, durch den winterlich ſchweigenden Wald zwiſchen kahläſtigen Eichen und Buchen und dunkeln, in dicke, weiße Schneepelze gehüllte Tannen. Er hatte ſeinen väterlichen Freund wahrhaft verehrt und geliebt, und der unerwartet früh eingetretene Tod des edlen Mannes ging ihm ſehr nahe, aber — Gerlinde war nun frei. Dieſes Gedankens konnte er ſich trotzdem nicht entſchlagen.

Das Wiederſehen der beiden war ein tief bewegtes. Nur einen feſten Händedruck und einen ernſten Blick tauſchten ſie, kein einziges Wort.

Auch die Harzgrafen, die unlängſt ſo einmütig mit Hoyer gegen den Domdechanten geſtritten und ſo fröhlich mit ihn gebechert hatten, fanden ſich alle ein, um der Trauerfeier beizuwohnen und ihrem treuen Wappengenoſſen die letzte Ehre zu erweiſen.

Der Prior des Kloſters Hagenrode hielt vor den in der Kapelle verſammelten Leidtragenden die Exequien ab, und die ihm begleitenden Mönche ſangen an der Bahre das düſtere De profundis. Nach der Seelenmeſſe wurde der entſchlafene Burgherr in der Gruft unter dem Altar in ſeinen Steinſarg gebettet.

Dann ritten die Herren den Berg wieder hinab, und auch bei seiner Verabschiedung von Gerlinde blieb Eike so stumm wie bei seiner Ankunft. —

Die junge Witwe schloß sich von allem Verkehr mit der Außenwelt unnahbar ab und lebte in völliger Einsamkeit. Nur ihre Freundin Gräfin Irma von Mansfeld machte ihr einen Beileidsbesuch. Als sie aber eine Andeutung in die Zukunft mit bezug auf Eike wagte, wehrte Gerlinde mit einer Handbewegung jede Aussprache darüber ab.

Niemand konnte ihr ins Herz sehen, ob sich dort Wünsche und Hoffnungen regten, aber verschwiegene, sehnende Grüße flogen durch die Lüfte zwischen ihr und Eike hinüber und herüber. —

Eike nahm aus einem Kloster unweit seiner Heimat ein paar Mönche zu sich nach Reppechowe und ließ durch ihre Hände seine Arbeit vervielfältigen, die er nun an die Harzgrafen und andere ihm befreundete Herren schickte. Von allen erhielt er Dankschreiben voll lobender Anerkennung und geriet dadurch in einen Briefwechsel, der ihm zu großer Genugtuung gereichte und seine Tage ausfüllte.

Als die wärmere Jahreszeit heramkam, fing er an zu bauen und sein festes Herrenhaus behaglich einzurichten, als hätte er über kurz oder lang vornehme und verwöhnte Gäste zu beherbergen, und auch diese Beschäftigung machte ihm Freude, besonders im Hinblick auf den Zweck der wohnlichen Veränderungen.

So verging ein Monat nach dem andern. Immer mehr Abschriften des Sachsenspiegels wanderten ins Land zu Fürstenhöfen, Rittersitzen, Schöffenstühlen und Ratskollegien, und bald klang der Name des Verfassers bewundert von Gau zu Gau. — —

Fast anderthalb Jahre waren seit der Vollendung des Werkes verstrichen. Es war wieder Mai, und Eike saß wieder unter den blühenden Apfelbäumen im Garten des Gasthauses am Scheidewege, hatte wieder zwei Becher vor sich auf dem Tische und unsichtbar sich gegenüber seinen unvergeßlichen Freund Hinrik Warendorp, mit dem er stumme Gedankenzwiesprach hielt.

Was sagst du nun, Hinrik? begann er lautlos ohne die Lippen zu bewegen. Jetzt bin ich auf der Brautfahrt und hole mir die in mein Haus, der mein ganzes Herz zu eigen ist. O könntest du mitkommen, Hinrik, und Gerlindes Brautführer sein! Ach, und könntest du mein Buch lesen, Hinrik, über dessen Entstehen und Werden wir so manchesmal beraten und gebrütet haben, in Bologna schon und hier unter diesem blütenstrotzenden Apfelbaum! Erinnerst du dich? Hinrik, Hinrik, du hast mir oft gefehlt im letzten Lustrum, aber niemals so wie jetzt auf dem Ritt zum Falkenstein, hoch über dem waldesgrünen Selketal.

So dachte Eike, nahm die zwei Becher in seine Hände, stieß mit dem einen an den andern und trank aus beiden zu des lieben, toten Freundes ehrendem Gedächtnis. — —

In der Schloßkapelle wurde das Paar vom Hagenröder Prior getraut. Graf Otto, der jetzige Gebieter der Grafschaft, war Gerlindes Brautführer, und bei dem prunkvollen Hochzeitsmahl waren die Mansfelder Herrschaften und die Grafen Heinrich von Hohnstein und Johann von Blankenburg geladene und freudig teilnehmende Gäste.

Dann entführte Eike seine in Schönheit blühende, von Glück strahlende junge Frau nach seiner Heimat an der Elbe, machte aber auf dem Wege dahin Rast mit

ihr im Gasthaus am Scheideweg und erzählte ihr an seinem Lieblingsplatz im Baumgarten von seinem Freunde Hinrik Warendorp.

Zu Reppechowe, in der fruchtbaren, doch jedes landschaftlichen Reizes ermangelnden Ebene, fand sich Gerlinde schnell in ihre neue Häuslichkeit hinein und genoß an der Seite des geliebten Gatten eine Herzensseligkeit, der sie oft mit Gesang und Harfenspiel schwärmerischen Ausdruck gab.

In Eikes Arbeitszimmer entdeckte sie ein Andenken, dessen Aufbewahrung sie innig freute. Seinem Schreibtisch gerade gegenüber, so daß, wenn er den Kopf hob, sein Blick darauf fallen mußte, hing an der Wand über dem Schrein, der seine gesammelten Urkunden und Papiere barg, der nun welke Efeukranz, den sie ihm zum Abschiedsmahl auf dem Falkenstein gewunden hatte.

* * *

Der Sachsenspiegel hatte einen ganz unvergleichlichen Erfolg und wurde in mehr als zweihundert schönen Pergamentabschriften, zum Teil mit farbenprächtigen, goldgehöhten Initialen, Majuskeln und Randverzierungen verbreitet, Handschriften, die zu den kostbarsten Schätzen staatlicher und städtischer Büchereien gehören. Obwohl nach Eikes Tode von Papst Gregor XI. als ketzerisch verdammt, wurde er doch sehr bald das allgemein und am höchsten geltende Recht im Sachsenlande zwischen Elbe und Weser, dann bis an den Rhein, an Nord- und Ostsee, in den baltischen Provinzen, im slavischen Osten und in den Niederlanden. In manchen Gegenden Deutschlands ist er mit einzelnen seiner Sätze und Bestimmungen noch immer lebendig, und die

Rechtsgelehrten finden ſelbſt in vielen neueren Geſetzen ſeine unverkennbaren Spuren. Auch wurde er die einflußreiche Quelle und das Vorbild für das ſüddeutſche Geſetzbuch, den noch zu Eikes Lebzeiten entſtandenen Schwabenſpiegel.

Unbeſtritten iſt der Sachſenſpiegel das bedeutendſte geſetzgeberiſche Werk zwiſchen den Kapitularien Karls des Großen und unſerm heutigen Bürgerlichen Geſetzbuch.

Seine Bedeutung reicht aber über das Juriſtiſche des Inhalts noch hinaus. Er bewirkte überall, wo er Fuß faßte, einen geiſtigen, ſittlichen und wirtſchaftlichen Aufſchwung des nationalen Lebens und brachte dem Volke das Bewußtſein nahe, einem durch ihn geſchaffenen Ganzen anzugehören, das, ob auch in verſchiedene Stämme geteilt, fortan unter einem einheitlichen Recht und Geſetz ſtand. —

Das Geſchlecht derer von Repgow blühte nach ſeinem gelehrten Ahnherrn noch faſt ſechs Jahrhunderte. Der letzte ſeines Stammes, Johann von Repgow, war Oberſtleutnant in einem preußiſchen Füſilierbataillon und ſtarb 1812 ohne männliche Nachkommen.

Um Eikes Stirn aber flocht an Stelle des Efeukranzes, den ihm die Liebe wand, die dankbare Nachwelt den Lorbeer unvergänglichen Ruhmes.

Julius Wolffs Sämtliche Werke

(Vollständig in zwei Serien)

Inhaltsbeschreibung der ersten Serie

Romane = 8 Bände

Geheftet à 3 M., elegant gebunden à 4 M.

Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau nennt Jul. Wolff anspruchslos seinen Roman aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; und gerade dieses Werk bietet ganz besondere Reize. Als gründlicher Kenner seiner Heimat, des Harzes, war er wohl der berufenste Übermittler seiner Geschichte. In den prächtigen Untergrund des an Naturschönheiten reichen Harzgaus hat er markige Gestalten gestellt, charakteristische Figuren, bei denen auch der Humor nicht zu kurz kommt, und einen Liebesroman in die Erzählung verwebt, der sich in scharfen Konflikten bewegt. Die Sprache ist stellenweise hoch poetisch, durchgehend aber fesselnd.

Der Gülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Jul. Wolff hat für diesen Roman, der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts spielt, als Schauplatz der Handlung die alte ehrwürdige Stadt Lüneburg ausersehen, in der ein heftiger Kampf der Bürgerschaft und der Prälaten gegen den Rat entbrannte wegen der vom Rat unrechtmäßig einbehaltenen Einkünfte aus der berühmten Salzquelle, die er zur Deckung unbedacht entstandener Schulden verwenden wollte. Der Böttchermeister Gotthold Henneberg, genannt der Gülfmeister, steht im Mittelpunkt der Handlung, eine historisch verbürgte, charakterfeste Gestalt; das Leben in seinem Hause und in seiner Familie, wie auch dasjenige anderer Handwerker, mit ihren Sitten und Gebräuchen nimmt breiten Raum ein, Schilderungen der herrlichen Lüneburger Heide und der hochinteressanten Stadt mit ihren alten Baulichkeiten sind besonders liebevoll dargestellt. Alfred Buhemann schreibt in seiner Besprechung: „Der Gülfmeister ist

eine kulturhiſtoriſche Dichtung erſten Ranges inſofern, als ſie das mittelalterliche Treiben der Zünfte und Handwerker ſelbſt bis ins kleinſte mit faſt photographiſcher Treue abſpiegelt.“

Der Sachſenſpiegel. *Eine Geſchichte aus der Hohenſtaufenzeit. In dieſem hat Julius Wolff wiederum den heimatlichen Boden betreten und damit einen ſeiner beſten Romane getroffen in muſtergültiger Sprache. Es handelt ſich um das berühmte Geſetzbuch, das im dreizehnten Jahrhundert vor Ritter Eyke von Bey auf Schloß Falkenſtein niedergeſchrieben wurde, von dem noch heute Spuren im BGB. vorhanden ſind. Die Perſonen ſind zum größten Teile hiſtoriſch und urkundlich beglaubigt. Die Anfeindungen, die das hochbedeutende Geſetzbuch von ſeiten des Klerus zu beſtehen hatte, und eine tiefeingreifende Liebesgeſchichte, die zu dramatiſchen Verwicklungen führt, bilden die Haupthandlung, der jedoch auch heitere Szenen beigegeben ſind.*

Das Recht der Hageſtolze. *Eine Heiratsgeſchichte, iſt durchweg heiteren Inhalts. Das romantiſche Neckartal, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts zur Zeit der unausgeſetzten Fehden, iſt der Schauplatz dieſes Romanes. Ein ſeltſamer Abſchnitt des deutſchen Erbrechts jener Zeit, genannt das Recht der Hageſtolze, gibt das Motiv zu dieſer luſtigen Geſchichte. Mitgliedern der Rittergeſchlechter, die auf den zahlreichen Burgen dort hauſten, deren berühmteſtes der Landſchaden von Steinach war, und der ſtolzen Herrin der ſchön gelegenen Minnenburg bei Neckargartach, ſind die Hauptrollen der Heiratsgeſchichte zugeteilt, die ſich durch anmutige heitere Epiſoden auszeichnet.*

Die Hohkönigsburg. *Eine Fehdegeſchichte verſetzt uns in den ſagenumwobenen Wasgau mit ſeinen Wäldern und Burgen. Der wechſelvolle Gang einer ritterlichen Fehde um den Beſitz der Hohkönigsburg, der größten gewaltigen Burg im Elſaß, ſpielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als das alte Hohenſtaufenſchloß nach ſeiner Zerſtörung wieder herrlich aufgebaut war und Gegenſtand erbitterten Streites zwiſchen den mächtigſten Adelsgeſchlechtern wurde. Eine anmutige Liebesgeſchichte, mannigfaltige Abenteuer ſpielen hinein, ein Pfeifertag wie er damals in der Gegend alle Jahre gefeiert wurde, mit ſeiner Feſtfeier, Trinkgelage und Gerichtsſitzung, bildet das farbenbunte und fröhliche Mittelſtück, wie den Angelpunkt der Handlung. Karl Frenzel ſagt davon in der Nationalzeitung: „Das alles weiß Julius Wolff mit friſcher Anſchaulichkeit und anmutendem Humor zu ſchildern und in ſeine Fabel geſchickt mit dem Zuſtändlichen zu verbinden.“*

Das ſchwarze Weib. Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Wieder iſt es ein markantes Bild aus der deutſchen Vergangenheit, das Julius Wolff in bekannter Meiſterſchaft vorführt. Die Schickſale einer heldenmütigen Freiheitskämpferin, deren Leben wenig bekannt, doch urkundlich nachweisbar iſt und dem die Geſchichte den wohlverdienten Lorbeer verſagt hat. Sie ſchließt ſich denen an, die äußerlich ihresgleichen ſind, um ihren ganzen Haß an den herzloſen Bedrückern des Volkes auszulaſſen. Sie wird mit Florian Geyer die Seele des Bundſchuh. Die abenteuerlichen Erlebniſſe und die ſeeliſchen Kämpfe der Heldin bilden den Hauptinhalt des Romans, der in großen Zügen und feſſelnden Schilderungen ein eingerahmtes Bild von der furchtbaren Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts entrollt.

Das Wildfangrecht. Eine pfälziſche Geſchichte. Ein altes Regal des Kaiſers, ſchon unter König Wenzel erwähnt, gibt Julius Wolff das Motiv zu ſeiner ſich im ſiebzehnten Jahrhundert im Städtchen Wachenheim begebenden Geſchichte. Das Wildfangrecht hat einſt zu ernſten Streitigkeiten zwiſchen dem Pfalzgrafen Carl Ludwig bei Rhein und ſeinen Nachbarn geführt, namentlich dem Erzbiſchof von Mainz, und es vermochte die davon Betroffenen in die böſeſten Situationen zu bringen. Von Sonnenſchein und Weinduft umhaucht bilden Liebesleid und Liebesglück den Inhalt der lebendigen, auf dem Hintergrunde des pfälziſchen Winzerlebens ſich abſpielenden Geſchichte. Sie gewährt uns Einblick in das häusliche Leben der Wachenheimer und die mühevolle und dabei fröhliche Arbeit der Winzer, in das vergnügte Treiben in den Spinnſtuben; alle Geſtalten treten plaſtiſch in die Erſcheinung. Prof. Dr. Fritze ſchreibt darüber in der Weſerzeitung: „Dieſe neueſte Schöpfung ſtellt der Friſche des dreiundſiebzigjährigen Verfaſſers ein rühmliches Zeugnis aus und erweckt die erfreulichen Hoffnungen auf weitere Gaben ſeiner als unerſchöpflich erſcheinenden dichteriſchen Geſtaltungskraft."

Zweifel der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Im vorliegenden Roman verläßt Julius Wolff das von ihm mit Vorliebe und großer Begabung gepflegte Gebiet der Romantik. Eine feinſinnige Studie bietet er in dieſem Werke. Sie führt uns tiefempfundene Seelenſtimmungen des Helden vor, eines jungen Offiziers, der zu ehrenhaft iſt, um der Ungebeteten ſeines Herzens ſeine Liebe zu geſtehen, da er nicht die Mittel beſitzt, um ein armes Mädchen zu heiraten. Das iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu. Die daraus folgenden Verwicklungen ſind geſchickt geſchürzt und gut gelöſt. Gleich die Einführung des jungen Offiziers in ſeine Junggeſellenwohnung, das Leben auf den Straßen, wie die anderen Geſtalten ſind mit guter

Beobachtung gezeichnet, und leibhaftig ist jede, von den anderen sich abhebend, vor uns hingestellt. Im „Deutschen Offiziersblatt" schloß die Besprechung mit den Worten: Nicht nur die gleiche Handlung und die klare Schilderung der Charaktere, auch die schöne, vornehme Sprache machen das Lesen dieses Buches zum Genuß. Karl Frenzel, der berühmte Kritiker, schreibt in der Nationalzeitung zu Julius Wolffs 70. Geburtstage: „Der Ton bist Du, wie der Farbenmeister. Kein Wunder darum, daß Maler und Musikanten aus Deiner Dichtung Born vergnüglich schöpfen. Gibt's in der Menschlichkeit doch nichts so Hohes und nichts so Kleines, das Du nicht besungen. Gewähren Himmel und Erde uns doch kein seltnes Schauspiel, das Du nicht gemalt."

Als Jubiläumsschrift für das deutsche Volk ist erschienen:

Die Völkerschlacht bei Leipzig

Ein Gedenkblatt zur 100jährigen Jubelfeier

Der deutschen Jugend erzählt

von

Paul Beyndorf

Oktav. ca. 150 Seiten mit 48 Abbildungen und 3 Plänen

Preis gebunden 3 Mark

Der durch seine stadtgeschichtlichen Forschungen bekannte Verfasser bietet in diesem nach authentischen Quellen bearbeiteten Geschichtswerke der deutschen Jugend, der Schule und dem Volke eine dauernde Erinnerungsgabe an die große Zeit der Freiheitskämpfe, die ihren Abschluß in der Völkerschlacht bei Leipzig und mit dem Sturze Napoleons fanden. Ein Jahrhundert ist im Strom der Zeit dahingeflossen, aber das Gedächtnis an jene Helden und Vaterlandsfreunde, die ihr Blut und Gut für Deutschlands Ehre, für die Rettung ihres Volkstums freudig dahingaben, darf nie und nimmer im deutschen Volke erlöschen. Jene edle Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht wach zu erhalten und aufzufrischen. Dazu diene das bedeutungsvolle Stück Weltgeschichte: Die Völkerschlacht bei Leipzig.

XX 000 450 223